



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

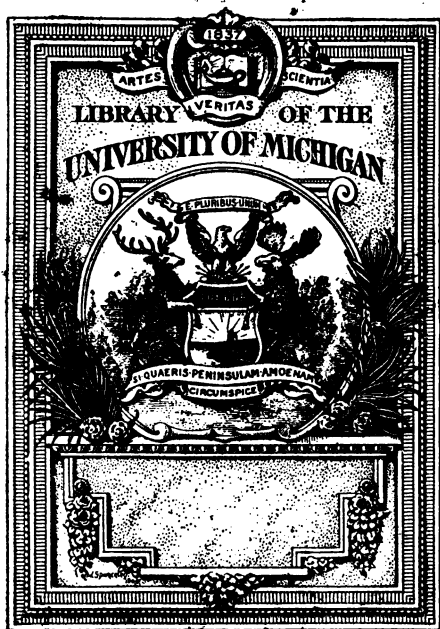
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

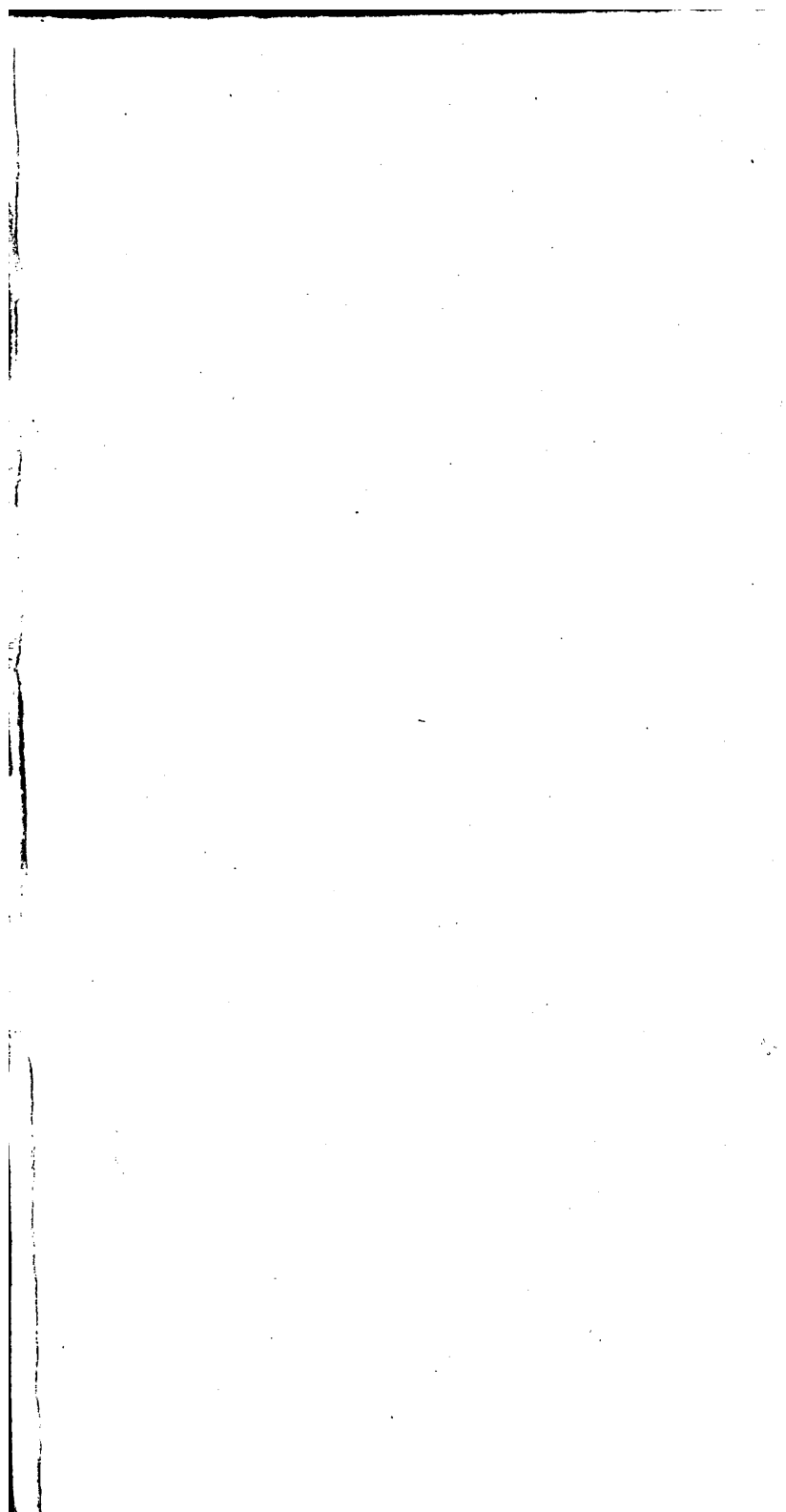
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

B 1,387,199

Eduard Mörike
Von
Harry Maync







Professor Helmholtz nach der Natur gez. 1856

Hermann von Helmholtz

Donnerstag

Donnerstag

Donnerstag

Donnerstag

Donnerstag

Donnerstag und Freitag

Donnerstag und Freitag



Eduard Mörike

Sein Leben und Dichten

dargestellt von

Wilhelm
Harry Maync

Mit Mörikes Bildnis



Stuttgart und Berlin 1902

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

051-23-05

Klara Mörike

Erich Schmidt

in dankbarer Verehrung

zugeeignet

131880

Vorwort.

Jacob Wächtold, der um die Kenntnis und Würdigung Eduard Mörikes am meisten verdiente Gelehrte, hat es mit Recht als eine der anziehendsten litterargeschichtlichen Aufgaben bezeichnet, dieses Dichters Leben und Schaffen zu schildern. Leider ist Wächtold selbst, ebenso wie Julius Kläiber, ein anderer Berufener, über den Vorarbeiten zu einer Mörike-Biographie hinweggestorben, und leider haben auch lebende, selbst dem schwäbischen Stamme angehörende Spezialforscher wie Rudolf Krauß und Hermann Fischer den wohl vorbereiteten Plan einer solchen wieder fallen lassen. Wenn nunmehr ich nach mehrjährigen Vorstudien mit einer Mörike-Biographie hervortrete, so hoffe ich nicht mehr dem Vorurteil zu begegnen, daß ein Norddeutscher einen so spezifisch schwäbischen Dichter nicht voll zu erfassen vermöge. Ganz abgesehen davon, daß sich ja Mörikes Geschlecht aus Ostpreußen herleitet, hat er selbst für niederdeutsche Dichter wie Storm und Groth besonders viel Verständnis und Liebe an den Tag gelegt, auf Grund einer gerade in poetischer Hinsicht hervortretenden Verwandtschaft der rein niederdeutschen und der rein oberdeutschen Stammesart, die jüngst noch Karl Weithrecht wieder betont hat. Und wenn auch einige norddeutsche Kritiker an Mörike gefündigt haben, so dankt er doch wiederum gerade norddeutschen Schriftstellern wie Storm und Paul Henze (dem Berliner, der Hermann Kurz für die Litteraturgeschichte gewonnen hat), wie Ferdinand Avenarius und Adolf Bartels, seine allgemeine Geltung.

Es war dringend an der Zeit, sich der Mörike-Ueberslieferung zu bemächtigen, da diejenigen, die sie bewahren, im höchsten Greisenalter stehen, und so habe ich denn das Werk unternommen, in dem ich das von mir wohl nahezu vollständig zusammengetragene ungedruckte Material verwerte.

Ich empfinde es nicht als die geringste Freude gelegentlich dieser Arbeit, die mir vom ersten bis zum letzten Augenblick eine Quelle reiner Freude gewesen ist, auch öffentlich dem Dank Ausdruck geben zu dürfen, den ich für die mir von so vielen Seiten gewordene Förderung in vollstem Maße schulde.

Er richtet sich in erster Linie an meinen hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Erich Schmidt zu Berlin, der meinen Plan von Anfang an begünstigt, mir alle Wege zu seiner Durchführung geebnet und mich auch während der Arbeit dauernd mit Rat und That unterstützt hat, der endlich mein Buch zu dessen großem Gewinn in der Handschrift und zum Teil auch noch in den Korrekturen durchgesehen hat. Und neben ihm nenne ich mit wärmstem Danke des Dichters hochbetagte Schwester, Fräulein Klara Mörike zu Neuenstadt am Kocher, die mir gleichfalls ständig die unschätzbarste Mitarbeit gewidmet hat, die in ihrer großen Geistesfrische mir im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr ihr Gedächtnis geliehen, die große Abschnitte im Manuskript nachgeprüft, ergänzt und gleichsam autorisiert hat. Auch des Dichters Witwe, Frau Professor Margarete Mörike, und seiner Tochter, Frau Fanny Hildebrand, beide zu Neu-Ulm, sowie seinem Neffen, Herrn Friedrich Mörike und Frau Dr. Marie Mörike geb. Seyffer zu Stuttgart, bin ich für persönliche Teilnahme an meiner Arbeit aufrichtig dankbar. Alsdann fühle ich mich für selbstlose Hilfe tief verpflichtet dem besten Kenner württembergischer Familiengeschichte, Herrn Oberstudienrat Dr. Julius von Hartmann zu Stuttgart, der beim Lesen einer vollständigen Korrektur meinem Buche zahlreiche Winke, Nachweise und Berichtigungen hat zu teil werden lassen.

Für die Erlaubnis, die reichen Schätze des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar als erster im Großen

ausbeuten zu dürfen, spreche ich Seiner Königl. Hoheit, dem Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen, meinen ehrerbietigsten Dank aus, der dessen verewigten Großvater, weiland Großherzog Carl Alexander, leider nicht mehr erreicht. Auch bin ich Herrn Archivdirektor Geh. Hofrat Professor Dr. B. Suphan sowie den im Archiv thätigen Herren Dr. J. Wahle, Dr. K. Schüddekopf und Dr. E. Alt für vielfach bewiesenes Entgegenkommen aufrichtig verpflichtet. Für die gleiche Bereitwilligkeit zur Hergabe ungedruckter Papiere fühle ich mich der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, deren liberale Grundsätze nicht genug zu rühmen sind, und namentlich ihrem Leiter, Herrn Oberstudienrat Dr. K. Steiff zu größtem Danke verbunden, desgleichen dem Archiv der Schwäbischen Schiller-Stiftung und seinem Verwalter, Herrn Stadtschultheiß Haffner zu Marbach am Neckar, dem Königl. Württembergischen Kultusministerium, dem Königl. Württembergischen Konsistorium, den evangelisch-theologischen Seminarien zu Tübingen und Urach, dem Königl. Katharinenstift zu Stuttgart, sowie der Deutschen Schiller-Stiftung und der Liedge-Stiftung.

Von zwei Seiten wurden mir wertvolle Vorarbeiten zu Mörike-Biographien gütigst überlassen: von Frau Professor Bächtold zu Zürich und von Herrn Archivassessor Dr. Rudolf Krauß zu Stuttgart. Auch erlaubte mir Herr Bankier Alexander Meyer-Cohn zu Berlin, den reichen Inhalt seiner Handschriftensammlung für meine Zwecke zu verwerten.

Weiterhin fand ich die wohlwollendste Unterstützung bei Mörikes Freunden und deren Nachkommen, vor allem bei Frau Obertribunalrat Luise Walther geb. von Breitschwert zu Stuttgart, die gleichfalls Teile meines Manuskripts begutachtete und mir in bogenlangen Niederschriften ihre Erinnerungen mitteilte. Den Söhnen der Mörikeschen Freunde Vischer, Bauer, Rauffmann und Strauß, Herrn Professor Dr. Robert Vischer zu Göttingen (der mir Mörikes Briefe an Friedrich Vischer überließ), Herrn Redakteur Heinrich Bauer zu Berlin, Herrn Universitätsmusikdirektor Professor Dr.

Emil Rauffmann zu Tübingen und Herrn Oberstabsarzt Dr. Strauß zu Stuttgart, danke ich ebenso verbindlich, wie der Tochter Hermann Kurz', Fräulein Isolde Kurz zu Florenz, und den Witwen Notters und Klaibers, Frau Dr. Caroline Notter und Frau Professor Sophie Klaiber zu Stuttgart. Schätzbare Mitteilungen danke ich auch Mörikes dichterischen Zeitgenossen Paul Heyse, Wilhelm Herz, Hermann von Lingg, Wilhelm Jensen, Wilhelm Raabe, sowie einem Enkel Ludwig Richters, Herrn Dr. Joh. Kreschmar zu Hannover.

Für einzelne Nachweise und Auskünfte habe ich ferner noch zu danken den Herren Gymnasial-Rektor Professor Dr. Lorenz Straub zu Stuttgart, Professor P. Hirzel zu Urach, Dr. Ernst Müller zu Tübingen, sowie den Herren Dr. med. Ludwig Bauer, Professor A. v. Donndorf und Oberjustizrat Eggert zu Stuttgart, Professor Dr. Hermann Fischer zu Tübingen, Dr. A. Fresenius und Dr. M. Friedländer zu Berlin, Pfarrer Harr zu Cleversulzbach, Oberstudienrat Heinhöler zu Stuttgart, Professor Dr. Theodor Mommsen zu Charlottenburg, A. Nast zu Degerloch, Ministerialdirektor Dr. v. Rapp zu Stuttgart, Dr. Otto Rommel, dem Verwalter des Cotta'schen Archivs, zu Stuttgart, Geh. Ober-Regierungsrat A. Rümelin zu Dessau, Professor Dr. Reinhold Steig zu Berlin-Friedenau, Professor Dr. Richard Weltrich zu München, Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Eduard Zeller, Excellenz, zu Stuttgart, Frau Oberschulrat M. Pfäfflin zu Stuttgart und anderen, sowie den Verlagsbuchhandlungen J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. J. Göschen, F. A. Brockhaus, Georg Reimer und E. Schweizerbart.

Endlich danke ich noch herzlich für ihre Beteiligung an den Korrekturen meinem Vater und meinem Freunde Dr. Otto Cartellieri zu Berlin.

Berlin, im Oktober 1901.

Dr. Harry Maync.

Inhalt.

	Seite
1. Kapitel: Erste Jugendjahre in Ludwigsburg, Stuttgart und Urach. 1804—1822	1—42
2. Kapitel: Lehrjahre in Tübingen. 1822—1826 . . .	43—88
3. Kapitel: Wanderjahre des Pfarrvikars. 1826—1834 .	89—130
4. Kapitel: Der Dichter des „Maler Nolten“	131—170
5. Kapitel: Der Pfarrer von Cleversulzbach. 1834—1843	171—222
6. Kapitel: Mörike als Lyriker	223—266
7. Kapitel: Gänzliche Muße. 1843—1851	267—300
8. Kapitel: Letztes Schaffen. 1851—1866	301—350
9. Kapitel: Ausgang. 1866—1875	351—378
Anhang: Quellennachweise, Anmerkungen und Beigaben	379—406
Namenregister	407—415

Erstes Kapitel.

Erste Jugendjahre in Ludwigsburg, Stuttgart und Urach. 1804—1822.

Der Ort, das Haus, das Thal, wo man erzogen wurde,
dünkt uns von einem eigenen Engel behütet, der
hier zurückbleibt, indem wir uns in die weite Welt
zerstreuen.

Mörike, Maler Nolten.

Bei Goethes Tode ging eine starke Bewegung durch Deutschland; hatte er doch seit erdenklichen Zeiten als der Statthalter des poetischen Geistes auf Erden gegolten. Generationen und Zeitströmungen waren an ihm vorbeigegangen, ohne seine Herrscherstellung zu schmälern. Diese erhabene, weltumspannende Persönlichkeit war kaum noch hinweg zu denken aus dem deutschen Geistesleben. Bis zum letzten Augenblicke seines rastlosen Daseins spiegelte sich jede Erscheinung in ihm; für die meisten hatte er weise abgemessene Worte, die von der Mitwelt als Orakel in Empfang genommen wurden. Und je höher sein ehrwürdiges Alter stieg — frisch blühend „wie greisender Wein“ —, um so weniger rechnete man damit, daß er einmal vom Schauplatz abtreten könne. Als es nun geschah, da zeigte sich's, daß kaum eine merklche Lücke zurückblieb. Kein Puls setzte aus, nirgends stockte die Entwicklung. Man fragte sich nicht ratlos: Was nun? Man war vielmehr längst auf anderen Wegen und erkannte nun erst eigentlich, daß man mit dem großen Olympier schon lange nicht mehr recht in innerlicher Fühlung gestanden hatte. Ein junges Deutschland war aufgefunden; das wußte nichts von Goethe oder wollte nichts von ihm wissen. Schon im Jahre 1827 hatte Wolfgang Menzel in seiner „Deutschen Litteratur“ eine starke Tendenz gegen Goethe an den Tag gelegt, mit ziemlich plumper Annäherung eine neue Zeit proklamiert und großen Beifall gefunden. Ludwig Börne's fanatischer Goethehaß stieß in dasselbe Horn. Man erklärte Goethe für überwunden. Man verkehrte grundsätzlich das selbstherrliche Genie und that die subjektive Dichtung in Bann. An die Stelle

des Dichters trat der Schriftsteller oder richtiger: traten die Schriftsteller, denn man verbündete sich und zog geschlossen auf. Für die große Persönlichkeit rückte die Schule ein, die sich mit bestimmten Absichten an das Publikum wandte, auf das die Klassiker mit einiger Geringschätzung herabgesehen hatten. Man wollte nicht mehr sich selbst aussprechen, seine Individualität zum Maß aller Dinge nehmen, sondern man wollte in Gemeinsamkeit erwogene und formulierte Tendenzen der Masse, der Gesellschaft aufzwingen und so praktisch in die Zeit eingreifen. Es fehle an gemeinsamem Leben, dekretierte Wienburg, der Theoretiker des Jungen Deutschland, und Gutzkow machte später Uriel Acosta zu seinem Sprachrohr:

Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!

Der tendenziös gefärbte Stoff ward zur Hauptsache, die poetische Form zur Nebensache. Nicht künstlerische Vertiefung und Konzentration war mehr das Ziel, sondern die Beherrschung eines möglichst weiten Kreises. Man erfand den Roman des Nebeneinander. Die poetische Stimmung ließ man nicht mehr gelten; der Geist, die Geistreichelei bestieg den Thron; die These, die Pointe erhielt den Preis.

Es war eine laute, nüchterne, unpoetische Zeit. Die Juli-revolution nahm alle Gemüter in Anspruch. Das Zeitalter des Dampfes brach an; der schrille Pfiff der ersten Lokomotive schien Dichtern wie Justinus Kerner den Tod der Poesie anzukündigen. Die gebildete Welt stand unter der strengen Zucht der Dialektik Hegels, dessen Schüler David Friedrich Strauß sich zum Wortführer dieser kritisch angelegten Zeit machte. Die Dichtung war im vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts das Stiefkind des deutschen Volkes.

Wohl hatte man noch eine romantische Kunst — das Jahr 1832, das so viel nahm, gab auch viel: den zweiten Teil des „Faust“, Immermanns „Merlin“ —, aber sie war nicht volkstümlich. Und Heines Romantik zeigte bereits die Zersetzung; auch sie konnte keine Volksnahrung abgeben. Darum ersehnten und suchten diejenigen, die sich den freien Blick, die

ungetrübte Genußfähigkeit noch gewahrt hatten, eine neue Poesie. „Wo sprudelt sie denn noch, die klare Walbquelle mit ihren frischen Wassern? Wo duftet die reine Erdbeere in kühlen, unbetretenen Gründen, auf der noch der Duft der Naivetät liegt?“ So fragte Friedrich Vischer im Jahre 1839 und gab zur Antwort: in der Dichtung E d u a r d M ö r i k e s.

Mörke stellt in den dreißiger Jahren einen rechten Anachronismus dar. Nicht der Zeitroman, sondern die seelisch vertiefte Erzählung, das Märchen und die Idylle, nicht die politische, sondern die reine Stimmungslyrik sind seine Gebiete. Für die Tendenzen der Zeit hatte er kein Verständnis: Emanzipation des Fleisches, bürgerliche Freiheit — das waren Worte, fremd seinem Ohre wie seinem Herzen; und an die Zensur, die andere Schriftsteller bei jedem Satze zu fürchten hatten, brauchte er niemals zu denken. Er fragte nach keinem Publikum, das jene beständig vor sich sahen; er besaß keinen Hauch von dem Absichtlichen und Bewußten der herrschenden Tagesgrößen, sondern ging still seines Weges, fern von der Heerstraße. Anstatt einzugreifen in die Geschehnisse der Zeit, stand er weit abseits, ein großer Träumer.

Mörke wurzelt tief im schwäbischen Boden, aber seine Krone reicht weit darüber hinaus. Er wird gemeinhin der sogenannten schwäbischen Schule beigezählt, in der man doch im Grunde nur Nachahmer Uhlands erblickt. Er hat darunter nicht wenig zu leiden gehabt. Ihm ist nichts gemein mit jenen Schwaben, die Heine als zurückgebliebene Durchschnittspoeten so schonungslos verspottet hat. Er ist von viel feinerem Korn, und wir erkennen in seiner Dichtung die eigenartigste und duftigste Blüte, die dem schwäbischen Gottesgarten entsprossen ist. Mörke steht voll im Schwabentum und in der Romantik, und doch berührt er sich zugleich aufs engste mit den Klassikern. In Schillers letztem Lebensjahre wurde er geboren, Goethes Todesjahr brachte sein erstes und größtes Werk. Er ist einer der Haupterben Goethes. Das Volkstum der poetisch reichsten deutschen Landschaft und der Adel der reichsten deutschen Persönlichkeit erscheinen bei Mörke in eigenartiger Verschmelzung.

Nichts wäre für Mörike schädlicher, als wenn man ihn auf ein Piedestal stellte, ihn künstlich emporzuschraubte. Er ist ein Talent ersten Ranges und seine Dichtung intensiv und echt wie nur eine. Aber er ist insofern kein Dichter ersten Ranges, als seine Poesie zu wenig extensiv und umfassend ist, um ihn in der Geschichte der deutschen Litteratur zu einer Gestalt von weitreichendem Einfluß zu machen. Als Lyriker hat er keinen Maßstab zu scheuen, als poetische Gesamterscheinung aber tritt er doch in die zweite Reihe.

Ein kleiner Kreis begrenzt sein Leben. Es ergiebt kein hochbedeutungsvolles Gemälde von typischem Wert, und es ist insofern nicht vorbildlich, als es in seinen bedeutungsvollsten Erscheinungen auf nicht nachahmbaren Zügen beruht. Dafür hat es einen ganz persönlichen Reiz durch die eigene Mischung der Elemente in des Dichters naivem Charakter, und es fesselt vor allem durch die innige Beziehung, in der es zu seiner Poesie steht. Leben und Dichten sind selten so ganz einer Wurzel entsprossen wie bei Eduard Mörike.

Daß die Familie Mörike keine ursprünglich schwäbische ist, zeigt der nach Niederdeutschland weisende Name. In der That führt die Chronik nach Ostpreußen. Die Familie soll von einem dort ansässigen, reich begüterten Geschlecht abstammen, das sich v. Mericke oder Moericke nannte. Den Doppelskonsonanten in der Namensform, der von einer anderen Linie dauernd beibehalten worden ist, schrieb auch der Dichter noch bis in seine Vikariatszeit. Unter dem Fluch anhaltender Kriege verloren die v. Mericke Gut und Geld und sahen sich gezwungen, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, weshalb sie den Adel ablegten. Sie zogen in die Mark Brandenburg, ließen sich in Havelberg nieder und betrieben den Holzhandel. In Havelberg finden wir zu Anfang des 17. Jahrhunderts einen Andreas Möricke; dessen Enkel Bartholomäus, geboren im Jahre 1669, wurde zum näheren Stammvater der heut in Württemberg verzweigten Familie Möricke, indem er von

Havelberg weiter nach Süden auswandernd, im schwäbischen Unterland, in dem Städtchen Neuenstadt an der Linde sich niederließ. Mit dem Eintritt in Neuenstadt nahm die Familie einen bleibenden Aufschwung, und so hatte gleich Goethe, dessen Vorfahren sich aus dem Handwerkerstande mit zäher Ausdauer zum bürgerlichen Patriziat emporarbeiteten, auch Eduard Mörike, der schwäbische Goethe, wie man ihn wohl genannt hat, das Glück, in jene mittleren Lebensverhältnisse hineingeboren zu werden, die der Entwicklung glücklicher Anlagen erfahrungsgemäß die zuträglichsten sind.

Bartholomäus Mörike aus Havelberg heiratete im Jahre 1694 die verwitwete Frau Hof- und Stadtapothekerin Marie Bischerin zu Neuenstadt, faßte damit festen Fuß in seiner neuen Heimat und verpflanzte in die Familie eine Neigung zum Beruf eines Arztes oder Apothekers, die Hand in Hand ging mit einer tiefinnerlichen Liebe zur Natur und der Versenkung in ihre Geheimnisse. Der jüngste Sohn unter seinen fünf Kindern, der im Jahre 1705 geborene Albrecht Ludwig, übernahm als Hof- und Stadtapotheker das väterliche Geschäft und führte seinem Hause wiederum die achtbarste Verwandtschaft zu. Seine Gattin war die Tochter des gewesenen Geistlichen Verwalters, auch Stadt- und Amtspflegers Joachim Wolters in Neuenstadt, dessen Vorfahren es zu hohen Stellen im fürstlichen Verwaltungsdienste gebracht hatten. Der größte Stolz dieser Familie aber war ihre unzweifelhafte Abstammung von Martin Luther. Der Landrat Georg v. Kunheim in Preußen nämlich hatte Luthers jüngste Tochter Margaretha geheiratet, deren Blut sich dann in der Familie des Fürst-Bischöfl. Bremischen Geheimen Rates Burthard Wolters forterbte. Als sichtbares Andenken an den großen Reformator bewahrte die Familie einen silbernen Becher mit der eingegrabenen Jahreszahl 1489, dessen Luther bei Tisch sich zu bedienen pflegte. Durch Marie Christiane Wolters, die in sechster Linie von Luther abstammte und dem Neuenstadter Hof- und Stadtapotheker Albrecht Ludwig Mörike sich vermählte, ging das Kleinod in den Besitz der Familie des Dichters über; beider Sohn, der Burgstaller Pfarrer Christian Ludwig Mörike,

hat in zwei Schriftchen den Nachweis seiner Abstammung von Luther und der Herkunft des Tischbechers geführt.

Der Dichter selbst gehörte nicht der Neuenstadter Hauptlinie seines Geschlechtes an, sondern einer Seitenlinie, die sich in Ludwigsburg festgesetzt hatte. Hier finden wir zuerst seinen Großvater, Dr. med. Johann Gottlieb Möricke (1732—1785), der, vermählt mit Charlotte Friederike Breyer, der Tochter des herzoglichen Rates und Leibarztes Julius Breyer, als Hofmedikus hohes Ansehen genoß. Ihm folgte im Berufe des Dichters Vater Karl Friedrich, der am 23. September 1763 zu Ludwigsburg das Licht der Welt erblickt hatte. Er war von vornherein nicht zum Mediziner bestimmt gewesen, hatte vielmehr, dem Willen seines Vaters zufolge, das Studium der Theologie absolviert und war, nachdem er auch die philosophische Doktormürde erlangt und zugleich die wichtigsten medizinischen Vorlesungen gehört hatte, im Jahre 1786 zum Vikar ernannt worden. Kurz zuvor war sein Vater gestorben, und nun konnte er mit Erlaubnis der Mutter noch in letzter Stunde seiner Neigung folgen. Er studierte weitere zwei Jahre auf der hohen Karlschule zu Stuttgart, die ihn durch einen Preis auszeichnete, Medizin, hielt sich sodann drei Vierteljahre lang in Wien auf, wo er, besonders der Geburtshilfe sich widmend, die Spitäler besuchte, und reiste in der Folge nach Berlin, Leipzig, Halle, Jena, Göttingen, Marburg, Kassel, Prag und anderen Bildungsstätten, um überall die berühmtesten Männer seines Faches kennen zu lernen und alles wissenschaftlich Interessante zu sehen. Als *Medicinae Practicus* ließ er sich alsdann im Jahre 1790 in seiner Vaterstadt nieder, wo man ihm vier Jahre später die Stelle des zweiten Stadt- und Amtspophysikus übertrug. Er vermählte sich mit der um acht Jahre jüngeren Charlotte Beyer, einer Tochter des Pfarrers Christian Friedrich Beyer zu Grafenberg. Die glückliche Ehe wurde mit einer Reihe von Kindern gesegnet. Ein erster Sohn starb sehr bald. Ein zweiter, Namens Karl, wurde im Jahre 1797 geboren; es folgte 1798 eine Tochter Luise, und am 8. September 1804 machte der glückliche Vater in seinen noch erhaltenen Schreibkalender

folgende Eintragung: „Gebahr mir meine Frau einen starken Sohn. Die Geburt war gut und erfolgte Mittags $\frac{1}{2}$ 12 Uhr.“ Eine Woche später erhielt der Knabe in der Taufe die Namen E d u a r d Friedrich. In ihm hat die Familie Mörike ihre höchste Blüte erreicht.

Mörikes Vater, der im Laufe der Jahre Landvogtei- und Oberamtsarzt sowie herzoglicher Leibmedikus in Ludwigsburg wurde, war eine durch und durch tüchtige, wenn auch schwunglose Natur. In Gestalt und Kopfform soll er an den großen Reformator erinnert haben, was sich von dem feingliedrigen Bau und den edel-schönen Zügen des Sohnes gewiß nicht sagen läßt. Der Vater war ein ernster, höchst achtungswerter und wohlmeinender Mann, für dessen wissenschaftliches Streben zur Genüge die Thatsache spricht, daß er drei Fakultäten durchstudiert hatte. Seiner großen Rechtschaffenheit sowie seiner ärztlichen Geschicklichkeit und Pflichttreue wegen wurde er allgemein geschätzt. Da er weit in der Welt herumgekommen war, durfte er überall ein gewichtiges Wort mitreden. Wenn gleich der vorwiegend praktisch sich bethätigende Mann äußerlich einen trockenen, nüchternen Eindruck machte, so fehlte es ihm doch keineswegs an echtem Gemüt. Ein Freund edler und froher Geselligkeit war er seiner herzlichen Gutmütigkeit wegen überall beliebt; mit reinem Vergnügen liest man seine schlicht lebenswürdigen Bräutigamsbriefe. Ja, er hatte auch etwas von der tief eingewurzelten schwäbischen Neigung zu philosophischer Spekulation und versenkte sich mit ausdauernder Andacht in die tiefsinnigen Aufschlüsse der Schellingschen Naturphilosophie über das geheimnisvolle Wie der Dinge. In einem groß angelegten Werke „*Medicina philosophica principii exstructa*“, das unvollendet blieb, setzte er sich besonders mit den philosophischen Systemen von Kant bis Schelling kritisch auseinander. Da er diesem Unternehmen die wenigen Freistunden opferte, die sein anstrengender Beruf außer dem Hause ihm gönnte, so überließ er die Erziehung der Kinder in der Hauptsache der Mutter. „Wenn er auf uns wirkte, so geschah es zufällig durch einzelne Winke, oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck

seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die jüngeren, zu denen ich gehörte, fast niemals." So charakterisierte ihn später der Sohn in einer kleinen Selbstbiographie, die er seiner ersten Cleverfulzbacher Predigt anfügte. Eben da gedenkt er auch der Mutter als einer Frau, die durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, ohne einstudierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehlich sanfte Gewalt über die jungen Herzen ausgeübt habe. Obgleich Mörike auch dem Vater einen Anteil an seiner poetischen Begabung gewahrt wissen wollte, so dankte er doch gleich fast allen künstlerisch bedeutenden Naturen weitaus das meiste der Mutter. Von ihr hatte er nicht nur das einnehmende Äußere, sondern auch „die Frohnatur und Lust zu fabulieren“. Die bis zur Reife ihrer Jahre hin noch schöne und geistig rege Frau, an der unter den Kindern zumal Eduard mit der zärtlichsten Liebe hing, vererbte auf den Sohn den schalkhaften Humor, der ihr gütiges und anmutiges Wesen würzte. Sie war eine feinsinnige, geschickte und begabte Frau, die allem eine gefällige Form zu geben mußte. Sie vermochte recht ansprechende Briefe zu schreiben und verfügte auch über ein kleines Zeichentalent, das sie dem Sohne mitgab. Zwei gerahmte Landschaften, in Tinte und wenig grauer Tusche von ihr sauber ausgeführt, nahm sie aus dem elterlichen Hause in ihr Eheheim mit hinüber. Verse machte sie selbst nicht, las auch nicht gerade viel, hatte aber Freude an einem schönen Gedicht. Vor allem nährte sie als phantasievolle Märchenerzählerin die poetische Empfänglichkeit Eduards, der ihr das leichte, warme Blut, die frische Sinnesfreudigkeit und Heiterkeit des Gemüths dankte. Doch auch von dem schwereren Blute des Vater floß etwas in seinen Adern, und daß diese beiden Elemente nicht zu einer Durchschnittsmischung sich vereinigten, sondern in plötzlichem Wechsel nebeneinander zu Tage traten, bedingte die menschliche und künstlerische Eigenart Mörikes. Sehnsüchtig schwermütige Stimmungen bis zur Hypochondrie auf der einen, Frohsinn bis zu tollem Uebermut auf der anderen Seite, lagerten in des Dichters Wesen von Kindheit an dicht

bei einander und liehen zugleich seiner Kunst das reizvolle Hellbunkel.

Das väterliche Haus lag neben dem bekannten „Gasthof zur Ranne“; es war das sogenannte Lottersche, das vierte jetzt als Nr. 2 bezeichnete und mit einer schönen Bildnistafel geschmückte Haus in der Oberen Marktstraße. Zeitlebens hing der Dichter mit großer Pietät an dieser Stätte, die er womöglich in jedem Jahre einmal, besonders gern an seinem Geburtstage, wieder aufsuchte, um, wie es in seiner Novelle „Lucie Gelmeroth“ heißt, möglichst unbefahren und einsam die alten Pfade der Kindheit zu beschleichen. Hinter dem Hause erstreckten sich, der Kinder liebster Spielplatz, ein großer Hof und ein Garten, dessen herrliche Maulbeerbäume mit ihren Zweigen das Dach erreichten. In nächster Nähe zog sich um die beiden frei gebauten, einander gegenüberstehenden Kirchen für die Bürger und für die Garnison das große regelmäßige Viereck des sauberen Marktplatzes mit den an den Häusern ununterbrochen entlanglaufenden Straßen.

Ludwigsburg galt damals für eine langweilige, öde Soldatenstadt. Daß sie dennoch einem empfänglichen Sinn wohl etwas bieten konnte, hatte sie bereits an ihrem Sohne Justinus Kerner bewiesen. Nur hundert Jahre vor Eduard Mörikes Geburt durch die Anlage eines Jagdschlusses von Herzog Eberhard Ludwig gegründet, war Ludwigsburg bald zur zweiten Residenz erhoben worden und spielte mit seinen prunkvollen Bauten und Anlagen sowie mit seinem bunten militärischen Leben etwa die Rolle Potsdams, obschon die Herzöge es lieber als ihr Versailles bezeichneten. Zur Zeit des verschwenderischen und lebenslustigen Herzogs Karl Eugen herrschten in den breiten Straßen und Alleen die seidenen Hoftrüde und die schimmernden Uniformen vor; rauschende Feste erfüllten die glänzenden Räume des Rokokoschlusses, und Park und Marktplatz sahen Feuerwerk und Maskeraden. Unter Karl Eugens Nachfolger Ludwig wurde es stiller in Ludwigsburg, und die Bürger kamen mehr zu ihrem Rechte. Nach dem Tode dieses Fürsten brachten die zahlreichen fran-

zöfischen Ausgewanderten wieder ein regeres Leben in die Stadt. Der Prinz Condé, der Duc d'Enghien, der Graf Artois erschienen nacheinander, und besonderes Aufsehen erregte es unter den guten Bürgern, als im Jahre 1793 Philipp Egalité in der „Kanne“ logierte. Wiederum ein paar Jahre später kamen französische Truppen ins Land, und Moreau hielt 1801 in der Nähe der Stadt eine Heerschau ab. Um die Wende des Jahrhunderts erschien die Stadt besonders tot. Nach dem zeitweiligen Abzuge des Hofes und eines Teils des Militärs wurde das Mißverhältnis zwischen der geringen Bevölkerung und den weiten, langen Straßen sehr auffallend, und an manchen Sonntagen war, wie Justinus Kerner erzählt, der große Marktplatz so still, daß man fast den Perpendikel der Turmuhr gehen hörte. Aus dem unbetretenen Pflaster mancher Straßen und Plätze wuchs hohes Gras, weshalb die Stadt in Kerner's „Reisefchatten“ als Grasburg erscheint. Die Anlage der Stadt war steif und abgezirkelt, die Straßen mit den freundlichen gelben Häusern verliefen schnurgerade und mündeten auf weit und regelmäßig angelegte Plätze. Was Ludwigsburg aber sehr anziehend machte, das waren die schönen Linden- und Kastanienalleen, die angenehme Schattengänge voll Duft und Blüten bildeten und in weiten Reihen von der Stadt fortführten. Ueberhaupt fand die Baumkultur in Ludwigsburg die gewissenhafteste Pflege; den ausgezeichneten Ruf ihrer Obstkultur verdankt die Stadt zum guten Teil dem Vater Kerner's, der gleich dem Schillers mit Eifer dieser edlen Beschäftigung oblag.

So wenig das kleinstaatliche Ludwigsburg und das reichsstädtische Frankfurt sich miteinander messen können, und so viel umfassender der Kreis war, in dem Goethe aufwuchs, so bieten sich dem vergleichenden Blick doch mancherlei kleine Beziehungen, zumal in der Kindheitsgeschichte der beiden Dichter, die bei der offenbaren inneren Verwandtschaft ihrer poetischen Gaben angenehm berühren. Schon die verschiedene Anlage der Eltern und ihre Wirkung auf den Sohn lassen an den Rat Goethe und seine märchenfrohe Gattin denken. Wie der junge Wolfgang erwuchs der kleine Eduard zu einem schönen Knaben,

den sein goldenes Gelock und seine offenen blauen Kinderaugen zum allgemeinen Liebling machten. Und wie man den jungen Goethe durch Staatskleid und Prunkdegen beglückte, so bekam der kleine Mörke einmal zu Weihnachten eine schmucke Husarenuniform mit einem zierlichen Säbel, den er so lieb und wert hielt, daß er ihn nach Jahrzehnten noch einem Patchen verehren konnte. Durch die Beziehungen seines Vaters zum Hofe kam er auch zuweilen als Prinzengefolge ins Schloß, und die Wache trat sogar irrtümlich einmal vor ihm ins Gewehr, als er in seiner glänzenden Uniform ihr nahte. Aber ihm machte diese Pracht weniger Freude als dem weltgewandten Goethe, der sich schon als Kind mit Anmut und Würde in sie zu schicken wußte. Obgleich ihn der fürstliche Kamerad mit Spielsachen förmlich umgab, fühlte sich Eduard doch fern von den Seinigen kreuzunglücklich, und als er einmal gar vom Fenster des Schlosses aus den väterlichen Wagen vorüberfahren sah, ergoß sein Heimweh sich in bitteren Thränen.

Von früh an zog Mörke sich auf die Nächsten zurück, um in ihrer Mitte ein stilles Glück zu suchen. Er fand es zunächst vollauf in seinem Elternhause, das ein lebhafter Kreis älterer und jüngerer Geschwister mit ihm teilte. Seine innige Liebe zu der um sechs Jahre älteren Schwester Luise, die ein von Jahr zu Jahr ähnlicheres Gegenstück zu dem Verhältnis zwischen Goethe und Cornelia abgiebt, sollte im „Maler Nolten“ ihren poetischen Niederschlag finden. „In tieferer gemüthlicher Beziehung,“ erzählte Mörke später in der erwähnten kleinen Selbstbiographie, „hatte die Eigentümlichkeit eines älteren Bruders den größten Einfluß bald auf mich gewonnen. Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf überfinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand.“ Je

weniger Eduard mit dem Verstande begriff, was Karl, dieser sein ältester Bruder, selbst nur tastend ahnte und streifte, um so nachhaltiger war die Wirkung auf sein Gemüt. Sein Gottesdienst erhielt einen mystischen Anstrich, wie er auch in Goethes Knabenkult zu Tage tritt. Noch in späteren Jahren ließ sich der Dichter, um feierlichen Eindrücken nachzuhängen, gern von den Weihrauchwolken eines Räucherkerzchens umgaufeln und blieb der geistigen Wirkung solcher und ähnlicher, mit kindlicher Pietät vorgenommenen Zeremonien niemals unzugänglich. Von den jüngeren Geschwistern konnte dem Dichter in seiner Kindheit nur noch der im Jahre 1807 geborene August näher treten. Denn der nach diesem geborene Louis erblickte erst im Jahre 1811, Adolf im Jahre 1813 und Klara, das Nesthäkchen, erst im Jahre 1816 das Licht der Welt. Karl, Eduard und August aber schlossen sich aufs innigste aneinander. Alle drei erfüllte die im Hause herrschende Frömmigkeit, die sich bei ihnen noch ganz besonders schwärmerisch vertiefte. Ein inbrünstiger Wettstreit im Rechtthun trieb bei den Brüdern die seltsamsten Blüten. Sie thaten es einander in Demut und Unterordnung zuvor. So führten sie eine Art Fengericht unter sich ein. Es hat sich ein Blatt erhalten mit dem Ergebnis eines zwischen Eduard und August am 5. April 1812 angestellten Verhörs, mit dem ausführlichen Protokoll und Urtheilsspruch sowie mit den Namensunterschriften der am Ende versöhnten Parteien. Ja, die drei Brüder schlossen einen knabenhaften Kontrakt in sieben Paragraphen, in dem sie sich verpflichteten, die heilige Geschwisterliebe selbst noch über das Grab hinaus zu bewahren, und gelobten, den, der einst so tief herabsinken könne, diesen aus den reinsten Absichten geleisteten Schwur zu verlachen, bei allem, was ihm heilig und teuer sei, auf den rechten Weg zurückzuführen. Das merkwürdige Abkommen — Karl war damals bereits zwanzig Jahre alt! — wurde im Jahre 1817 getroffen und zwei Jahre später, einem Nachtrag Eduards auf dem Schriftstück zufolge, von Urach aus erneuert.

Das Kind ist des Mannes Vater, und gerade bei Mörike ist man berechtigt, in seiner Kindheit umschauend zu verweilen.

Denn wie für so viele gerade der ursprünglichsten und echtensten Dichter ist auch für Mörike die Kindheit der wichtigste Abschnitt. In dieser Periode erlebte er innerlich am meisten, und alle späteren Reime liegen hier schon vorgebildet. In seiner reinen Naivetät ist er bis an sein Ende in gewissem Sinne ein Kind geblieben, das sich in der Welt der rastlosen Betätigung nie ganz hat zurechtfinden können. Bedeutsam steht fast in jedem seiner Werke eine Kindheitserinnerung, die oft, nur um ihrer selbst willen vorhanden, die künstlerische Einheit stört. Es ist nicht genug zu bedauern, daß er nicht selbst seine Jugendgeschichte eingehender geschildert hat, wie der ältere Ludwigsburger Dichter Justinus Kerner in seinem prächtigen „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“, das gerade mit Mörikes Geburtsjahr abbricht; denn damals vertauschte Kerner die Heimatstadt und ihre leidigen Tuchballen mit der Tübinger Hochschule. Die Freundschaft zwischen beiden fällt beträchtlich später, wenn auch eine auffallende Verührung von Mörikes poetischer Anlage mit der Kerners schon früh sich bemerkbar macht. Das Wort, mit dem dieser im „Bilderbuch“ den Kern seiner Individualität kurz und schlagend bezeichnet: „Immer überwog das Gemütsleben das Intellektuelle in mir,“ könnte auch von Mörike stammen und für ihn gelten. Manches aus des älteren Dichters Heimerinnerungen darf man unbedenklich auch auf den jüngeren übertragen. Vor allem aber sind in jenen Kindheitsepisoden Mörikescher Dichtungen Reminiscenzen an eigene Erlebnisse und seelische Wandlungen zu erblicken. Namentlich kommt hier des Dichters Erstlingswerk, der „Maler Nolten“, und in ihm die Einlage „Ein Tag aus Noltens Jugendleben“ in Betracht, in dem des Knaben Mörike Innenleben seinen erkennbarsten Niederschlag gefunden hat.

Wenn der Dichter den jungen Theobald Nolten Spinnen äßen und aufziehen, einfältige Geheimnisse als Zettel und Münzen unter die Erde vergraben und sonst allerlei Seltsames treiben läßt, so steckt darin ein Stück Selbstbekenntnis; und in dem dort geschilderten unschuldigen Mystizismus der Knabenphantasie, die in dem still gedämpften Lichte, worin ihr die Welt noch schwebt, geneigt sei, hinter jedem gleichgültigen

Ding ein geistiges Etwas zu suchen, das sein besonderes, in sich verborgenes Leben führe, hat Eduard Mörike sich selbst gefallen. Sehr früh tritt bei ihm eine höchst charakteristische Hinneigung zum Geheimnisvollen und Weltfernen hervor, die ihn gern dunkle und einsame Orte aufsuchen ließ, als leuchte hier seine innere Flamme um so heller. Am liebsten setzte er sich, wie sein Molten, als Kind in einen finsternen Bretterverschlag auf dem Dachraum, den er, während draußen heller Tag schien, durch eine Kerze künstlich erleuchtete. Stundenlang konnte er hier zwischen den aufgeschütteten Saatfrüchten oder auch an der verlassenen Kirchhofsmauer sich stiller Beschaulichkeit und Träumerei überlassen. Mörikes Kindheit stellt geradezu das Ideal einer Dichterjugend dar. Eine lebhaft, erfindungsreiche Phantasie durchdringt auch seine Spiele. Dabei ist ein starker Zug zum Gespenstischen, Unheimlichen, ja Fragenhaften nicht zu verkennen, den auch die Vorliebe des im Zeichnen begabten Knaben für Karikaturen beweist. In einer minder harmonischen Umgebung hätte dieser Trieb leicht überhandnehmen und den Dichter auf falsche Bahnen leiten können; so bildete er sich zu einer Begleiterscheinung aus, die in Mörikes Kunst nicht selten, aber meist als im guten Sinne originelles, echt romantisches Element zu Tage tritt.

Zuerst wurde bei dem jungen Dichter wie bei dem Knaben Wolfgang der poetische Drang durch die Märchenerzählungen der Mutter geweckt. Sie regte ihn zur Erfindung eigener zauberhafter Geschichten an, die er den versammelten Geschwistern und Gespielen mit geheimnisvoller Feierlichkeit anvertraute. Besonders viel erzählte er von dienstbaren Geistern, die ihm mit Hilfe oder Schrecken jederzeit zu Gebote stünden. Die lauschenden Kinder, berichtet er im „Molten“ offenbar nach eigenen Jugenderinnerungen, „durften dabei an einer hölzernen Treppenwand zwei Astlöcher sehen, wo jene zarten Gesellen eingesperrt waren; das eine, vor das ich ein dunkles Räppchen genagelt hatte, verwahrte die bösen, ein anderes (oder das vielmehr keines war, denn der runde Knoten saß noch natürlich ins Holz geschlossen) die freundlichen Geister; wenn nun zu gewissen Tageszeiten eben die Sonne dahinter

schien, so war der Pfropf vom schönsten Purpur brennend rot erleuchtet; diesen Eingang, solange die Rundung noch so glühend durchsichtig schien, konnten die lustigen Wesen gar leicht aus und ein durchschweben; unmittelbar dahinter dachte man sich in sehr verjüngtem Maßstab eine ziemlich weit verbreitete See mit lieblichen, duftigen Inseln. Nun war das eine Freude, die Kinder, die andächtig um mich herstanden, ein Köpfchen ums andere hinaufzulüpfen, um all die Pracht so nahe wie möglich zu sehen, und jedes glaubte in der schönen Glut die wunderbarsten Dinge zu entdecken; natürlich! hab' ich's doch beinah selbst geglaubt!"

Wie bei Noltenz, so wurde auch bei Mörkes Art sich zu unterhalten, der Körper weniger geübt, so dienlich das dem zarten Knaben gewesen wäre. Klettern, Springen, Reiten und Schwimmen reizten ihn kaum, doch war er auch kein Stubenhocker; das Knabenhaft Wilde fehlte ihm zu seinem Heile nicht ganz, und lebhaft beteiligte er sich an dem beliebten Räuberfangspiel. Gern und viel trieb er sich in der Umgebung von Ludwigsburg herum, wo es so manches gab, was ihn anzog. An die Spaziergänge mit den Eltern durch die Kastanienalleen erinnerte er sich spät noch mit Vergnügen. Am liebsten war ihm die Vaterstadt im Schmucke des Herbstes, wenn die Kastanien reiften, die, auf Schnüre gereiht, die Kinder sich um den Leib hängten, als Wilde einherstolzierend, oder die sie auch wohl in hitzigem Knabenkrieg sich an die Köpfe warfen. Als der einundvierzigjährige Dichter wieder einmal die wilden Früchte sammelte, sehnte er sich nach solch einer Beule am Schädel und nach der ganzen Wonne der Ludwigsburger Sonne zurück. Er begleitete auch wohl den Vater zuweilen auf einer Visitationsreise und lernte so zehnjährig Maulbronn kennen. Meist folgte der junge Mörke auch im Naturgenuß seinem Gange zur Einsamkeit. Er durchstrich allein die melancholischen Gänge der königlichen Anlagen oder folgte hoch vom Turme herab mit den Blicken ihrem Lauf; er bewunderte die künstlichen Ruinen der Emichsburg und lauschte dem Geflüster der Windharfen. Da lag im Dunkel des Schloßparkes die Fürstengruft mit ihrem Moderprunk, von Schubarts

Fluch getroffen. Alljährlich einmal durfte der Knabe in schüchterner Ehrfurcht die unterirdisch aufbewahrten Ritterantiquitäten betrachten. Das verrufene Hexengäßlein, das Osterholz, in dem eine Bluttbat sich zugetragen hatte, ein zerfallenes Schloßchen, aus dessen öden Fenstern Fledermäuse und Eulen huschten, das Corps de logis mit seiner spukhaften Tradition, das alles waren besondere Anziehungspunkte für den phantastischen Knaben, den hier zuerst die süßen Schauer der Romantik streiften. Das natürliche Theater in den Anlagen wird uns in der Novelle „Lucie Gelmeroth“ beschrieben, die in Ludwigsburg spielt; auch ist mehrfach bei der Residenz im „Maler Nolten“ an die Vaterstadt gedacht. Das prächtige Schloß, die berühmte Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, aus der manches noch heut vorhandene Stück in den Besitz der Familie überging, vermittelten ihm die Zierlichkeit des Rokoko, dessen Stilgrazie später in seiner Dichtung so anmutige Formen schuf. Für das Lustige und Possierliche sorgten die Ludwigsburger Originale, wie sie in der kleinstädtischen Stille sich herauszubilden pflegen, und wie sie Kerner so ergötzlich schildert. Sie waren in Mörikes Knabenzeit noch nicht ausgestorben und gaben seinem früh hervortretenden mimischen Talent reichen Stoff. Unweit Ludwigsburgs liegt das Städtchen Gröningen, wo am Bartholomäustage das ländlich bunte Fest des Schäfermarktes abgehalten wurde; auch dabei durfte der schaulustige Knabe nicht fehlen, und der Dichter erinnerte sich noch an diese Scene, als er die „Idylle vom Bodensee“ schrieb.

Eduard besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt, deren Bänke schon Schiller und Kerner gedrückt hatten, und die auch sonst eine Menge nachmals bedeutender Männer ihre Zöglinge nannte. Hier fand sich Mörike mit vielen seiner späteren, ungefähr gleichalterigen Freunde zusammen: mit Friedrich Bischof, dessen Elternhaus dicht neben dem Kernerschen auf dem Markte und dem Mörikeschen schräg gegenüber stand; mit David Friedrich Strauß, mit Friedrich Motter und Ernst Friedrich Rauffmann, seinem späteren Komponisten, mit Friedrich Lohbauer, Ferdinand Jung und Hermann Hardegg, dem geliebtesten Spielgefährten seiner Kindheit. Motter, der den

Dichter in dessen neuntem Jahre kennen lernte, rühmt die ungewöhnliche Schönheit und Zartheit, ja entschiedene Idealität seiner Gesichtszüge und bemerkt, als er später von Mörikes dichterischer Begabung hörte, ihm sei diese als etwas in des Knaben körperlicher Bildung zum voraus zweifellos Angeedeutetes erschienen. Ein intellektuell hervorragend begabtes Kind war Mörike so wenig wie sein Theobald Molten. Er reifte in langsamer, aber gesunder Entwicklung heran. Im Lernen haben es ihm andere stets zuvor gethan; nur das eignete er sich rasch und freudig an, womit er eine Anschauung verbinden konnte. In den Unterrichtsstunden zeigte er sich oft als unaufmerksamen Träumer. Sehr hübsch und bezeichnend ist eine von Notter beglaubigte Anekdote. Als ihr gemeinsamer Lehrer den Knaben wieder einmal wie gewöhnlich sinnend und in sich selbst versenkt auf der Schulbank sitzen sah, trat er plötzlich vor ihn hin und fragte mit halb mitleidigem Spott: „Nun, von welchem Brücke hast jezt eben wieder 'nunter guckt?“ — „Läßt sich,“ bemerkt Notter dazu, „von dem Innern einer Seele, die auf das Meer ihrer noch ungewordenen Lieder hinausblickt, ein treffenderes und zugleich populärer ausgedrücktes Gleichnis geben?“ Der Knabe war nicht gerade träge; mit einem gewissen Stolz berichtet einer seiner Briefe aus dem Jahre 1812, daß er bereits tueor konjugieren könne, doch teilte er die angeborene Abneigung phantasiebegabter Menschen gegen den logischen Formalismus der Mathematik.

Von früh an zog es ihn dagegen zur Poesie. Reizend ist seine erste Bekanntschaft mit der Dichtung Goethes überliefert. Unter Thränen kommt er eines Tages mit übel verletztem Gesicht von einem mißlungenen Pulverexperiment — er war nicht immer der idyllische Träumer, sondern trieb auch dumme Streiche, wie man sie bei keinem Knaben gern vermißt — nach Hause gelaufen. Luise, die mütterliche Schwester, bringt ihn, um den Schaden nicht gleich an die große Glocke zu hängen, in eine abgelegene Kammer, macht ihm lindernde Delumschläge und gibt ihm zum Trost in schmerzvoller Einsamkeit den „Göth von Verlichingen“ in die Hand. Und Eduard vergift alles über dem Buche, in das er sich, mit aufgestützten

Ellbogen im großen Gastbette liegend, aufs höchste gefesselt versenkt. Auch andere Poesie trat ihm, besonders durch Vermittlung der Mutter, sicherlich bald entgegen, zumal die schwäbische. War ja Schwaben seit langer Zeit ein Nährboden echter Dichtkunst gewesen, und fehlte es ja gerade in Ludwigsburg durchaus nicht an litterarischer Tradition. Hier hatte der große Schiller als Kind gewohnt und später nochmals, als er die alte Heimat wieder besuchte. In Ludwigsburg hatte Schubart gelebt, der mit dem Oberamtsarzt Mörike vielfach in gesellige Verührung gekommen war, und unweit der Stadt erhob sich der Hohenasperg, wo jener jahrelang geschmachtet hatte. Auch der Philolog und Poet Karl Philipp Conz lebte als Diaconus in Ludwigsburg, ehe er in Mörikes Geburtsjahr nach Tübingen berufen wurde, wo dieser ihn persönlich kennen lernte. Und endlich lag auch in der eigenen Familie etwas von schriftstellerischer Tradition; denn Mörikes Mutter war eine Nichte des bekannten abenteuerlichen Publizisten Wilhelm Ludwig Wehrlin. Bald versuchte sich Eduard auch selbst im Versemachen — für einen Schwaben freilich nichts Besonderes. Was von solchen poetischen Versuchen erhalten ist, beschränkt sich auf „Ein Wort der Liebe. Den besten Eltern von Eduard Mörike an seinem elften Geburtstage“. Es bewegt sich dieses Poem fast ganz in den Bahnen der herkömmlich steifen und schwülstigen Gelegenheitsdichtung, nur gegen das Ende hin möchte man eine individuellere Tongebung zu spüren meinen; immerhin beweist es mit seinen elf nicht ganz einfach gebauten Strophen formale Gewandtheit.

Dem glücklichen Familienleben, in dem der junge Dichter erwachsen durfte, und in dem es nichts gab, was seinen frühlich unbesangenen Kindesinn trübte, fehlte es auch nicht an geselligem Verkehr. Als einer der angesehensten Männer der Stadt hatte der Vater vielerlei Verpflichtungen, die ihm freilich vielleicht mehr zur Last waren als der Mutter, die sich als eine frische und lebhafte Frau ihnen gern unterzog. Vor allem mit den Verwandten wurde reger Verkehr gepflogen. Ein hochverehrter Oheim, der Oberjustizrat Georgii, lebte in Stuttgart, ein anderer, an dem besonders Eduard

hing, der mit einer Schwester von Mörkes Mutter verheiratete Pfarrer Christoph Friedrich Ludwig Neuffer, nicht weit von Ludwigsburg, erst in Benningen, dann in Bernhausen. Die reinste Anmut eines heiter geselligen Familienlebens war in diesem gastfreundlichen Pfarrhause zu finden. Für Eduard hegte es noch einen besonderen Anziehungspunkt in seiner blondgelockten Cousine Klärchen Neuffer, zu der ihn eine rechte, schüchterne Erstlingsliebe zog. Wie oft weilte er draußen in ihrem heimatlichen Dörfchen. Auf Nachbar Böttnermeisters Höfchen ließen sie sich Sonntagnachmittags in der großen Kufe häuslich nieder, wie das junge Geschwisterpaar Heine im Hühnerhäuschen, plaudernd oder den Robinson lesend, indes aus der Kirche, wo der Onkel Kinderlehre abhielt, der Ton der Orgel in die Stille hinausdrang. Das höchste Glück dieser keuschen Knabenliebe bildete die kleine Episode unter dem gemeinsamen Regenschirm, die Mörke einige Jahre später dem anmutigen Gedicht „Erinnerung“ zu Grunde legte.

Zuerst trat an den elfjährigen Knaben der Ernst des Lebens heran, als der Vater im Jahre 1815 bedenklich erkrankte. Eine herrschende Seuche nahm ihn übermäßig in Anspruch, wodurch der kraftvolle Mann physisch und psychisch so geschwächt wurde, daß der Anblick seiner sterbenden Mutter ihm einen Schlaganfall zuzog. „Mit diesem Tage,“ berichtet der Dichter, „begann das Glück unseres Hauses in mehr als einem Betracht zu sinken.“ Der Vater besuchte das Wildbad, das einige Besserung zu bringen schien, aber er trieb nach wie vor seine umfangreichen Geschäfte weiter, ohne sich die nötige Ruhe zu gönnen. Bei weiteren Badereisen, die wohl auch pekuniär ungünstig auf die Familie zurückwirkten, blieb der Erfolg aus, und am Ende konnte der unermüdet fleißige Mann doch nicht anders als sein Amt aufgeben. Er war ganz hilflos geworden. Seine kräftige Konstitution und seine ausdauernde Arbeitskraft hat er dem Sohne nicht vererbt, wohl aber sollte dieser dasselbe Leiden frühzeitig am eigenen Leibe kennen lernen, das den Vater zum Tode führte. Außer der ganzen linken Körperseite waren auch die Sprachwerkzeuge ge-

lähmt, und was das Schlimmste war, das Gedächtnis war auffallend geschwächt, die Denkkraft hatte stark gelitten. Was hatte die Familie dabei zu erdulden und wie ergreifend schilderte der Dichter später die Leiden des unglücklichen Mannes: „Wenn nun das Vertrauen so mancher, denen er sonst seine Dienste gewidmet und im eigentlichen Sinne des Wortes geschenkt hatte, sich auch jetzt nicht wollte abweisen lassen und ihn mit rührender Zudringlichkeit bis in sein Krankenzimmer verfolgte, wenn er, die Feder in der zitternden Hand, den rechten Ausdruck suchte und nicht fand und er zuletzt mit unterdrückter Wehmut die Leute wieder entließ, oder, höchst reizbar wie er war, in einen Zustand ungemessener Heftigkeit geriet, so daß ihm niemand, meine Mutter kaum, sich nähern durfte, wenn der jammervoll Dastehende mich unter Thränen zwischen seinen Knien hielt und mir ein schwer zu erratendes Wort mit Liebkosungen gleichsam abschmeicheln wollte, um den anderen zu sagen, was er verlange — so waren das Augenblicke des herzerreißenden Glends, die unauslöschlich in meiner Erinnerung stehen.“ In diesen bangen Zeiten, die ihm zugleich die unerschöpfliche Liebe und Geistesstärke der Mutter tief ins Gemüt prägten, wuchs sein Charakter sich aus. Nach fast dreijährigen Leiden erst erlöste den Vater der Tod im Jahre 1817.

Nach dem vorzeitigen Ableben ihres Gatten nahm Morikes Mutter, obwohl sie der Besitz eines kleinen Vermögens nie ganz abhängig machte, die Unterstützung ihrer wohlhabenden Verwandtschaft unbedenklich in Anspruch. Die Familie trat zusammen und half der Witwe und den Waisen in der edelsten und liebevollsten Form. Namentlich der Pfarrer Neuffer erwies sich als treuer Berater der Frau und sorgfamer Pfleger ihrer Kinder. Die Mutter verkaufte das Haus und bezog im Herbst 1817 mit den Kindern in Stuttgart eine Wohnung in der Oberen Gartenstraße. Karl befand sich bereits zu kameralistischen Studien auf der Landesuniversität Tübingen.

Für Eduard hatte der Oheim Georgii von früh an darauf hingewirkt, daß er einst dem geistlichen Stande sich widme.

Der stille, träumerische, ja schwärmerische und dabei von tiefer Frömmigkeit erfüllte Knabe schien sich auch für diesen Beruf und für ein idyllisches Leben besonders zu eignen. Jetzt empfahl die wirtschaftliche Lage der Familie diesen Plan auch von seiner praktischen Seite her. Bedeutete doch für einen Schüler, der die Examina bestand, die Wahl des geistlichen Berufes vom vierzehnten Jahre ab die fast kostenfreie Erhaltung durch den Staat, und so beschloß man, Eduard dieser Vergünstigung theilhaft werden und ihn den herkömmlichen Weg durch Klosterschule und Tübinger Stift machen zu lassen. Da seine Vorbildung noch nicht abgeschlossen war, erbot sich Georgii, den Neffen bis zum Eintritt in die Klosterschule zu sich zu nehmen. Das Anerbieten wurde nach des Dichters Worten von seiner Mutter mit Dank, von ihm selbst mit Begierde ergriffen.

So siedelte denn der Knabe nach Stuttgart über in einen weiteren Gesichtskreis, der seinen Anschauungen wohl zu Gute kam. Zu einer der schönsten Städte sich entwickelnd, vereinigte dieser Kulturmittelpunkt des schwäbischen Landes in einem damals noch bescheidenen Gebietsumfang eine große Zahl bedeutender Persönlichkeiten, die miteinander in regem geistigen und gesellschaftlichen Austausch standen, wozu die Verlegung der Cotta'schen Institute aus Tübingen im Jahre 1810 nicht wenig beitrug.

Der junge Mörike hatte das Glück, in die altwürttembergische Geistesaristokratie mitten hinein versetzt zu werden, denn das Haus seines Oheims gehörte zu den angesehensten und gesuchtesten der Residenz. Im Jahre 1757 geboren, hatte Eberhard Friedrich Georgii sich als Konsulent der Landschaft, als Gesandter in Rastatt sowie als Regierungs-, Kirchen- und Konsistorialrat bewährt, indessen den Abschied genommen, als der zum König erhobene Landesherr den Schwur unbedingter Unterthänigkeit forderte. Bald aber berief ihn König Friedrich wieder in das Oberjustizkollegium. Als ein Mann von großem Freimuth und patriotischem Eifer erwarb er sich den Ehrennamen des letzten Württembergers.

Georgii bewohnte ein eigenes stattliches Haus in der

Nähe des Büchsenthores mit einer im behaglichsten Rokoko-geschmack gehaltenen Einrichtung. Dahinter befand sich ein nach französischer Art zierlich zugestukter Garten, der in der Kultur-geschichte Schwabens eine kleine Rolle spielte. Hier pflegte sich nämlich jene denkwürdige Regelgesellschaft zu versammeln, die unter dem Voritze des würdevollen Hausherrn die bedeutendsten und hochgestellten Männer der Residenz vereinigte. Die noch vorhandenen Akten dieser Gesellschaft lehren uns Namen wie Haug, Dannecker, Cotta, Schwab als Mitglieder kennen, die der Vorsitzende, seine sonstige katonische Strenge und Gravität ablegend, in zierlichen, oft gereimten Einladungsschreiben zu sich entbot. In ihrer Mitte weilte im Jahre 1810 Schelling und hielt im Georgiischen Gartensaal eine Reihe von Vorträgen, in denen er die Grundsätze seines Systems entwickelte. Auch der junge Gymnasiast Eduard wurde zuweilen freundlich zugezogen und konnte hier den feinen Ton geistreicher Unterhaltung kennen lernen, den er später im „Maler Nolten“ so überraschend beherrschte. Besonderen Eindruck machte auf ihn der witzige Epigrammatiker Joh. Christ. Friedrich Haug, der sich seinerseits an des Knaben Sinnigkeit erfreute.

Es herrschte in Georgiis geistig so fortschrittlichem Hause noch viel von dem patriarchalischen Geiste des 18. Jahrhunderts. Der Hausherr, der den Zopf noch nicht abgelegt hatte, fühlte sich als wirkliches Familienoberhaupt im antiken Sinne und hielt streng auf die Sitten und Gebräuche der guten alten Zeit. Des Knaben überweiches Gemüt blieb hier vor jeder Verzärtelung bewahrt, die ihm vor allen gefährlich werden konnte. Oftmals des Ludwigsburger Hausbodens gedenkend, mußte er doch auch hier bald irgend ein weltentrücktes Plätzchen zu finden, wo er sich stillem Brüten und Sinnen überlassen konnte. Auf die Einsamkeit, die er so sehr liebte, war er ja hier von Natur angewiesen, und gerade hier, in der Zeit des ersten äußeren Kontrastes mit seinen innigsten Neigungen, liegen wichtige Reime für den angehenden Dichter, der in ungestörter Vertiefung unbewußt an seinem innerlichen Menschen arbeiten konnte. Natürlich war er auch oft im

Hause der Mutter, hinter deren Wohnung in der nahen Gartenstraße ein Zimmerplatz sowie ein Wäldchen mit altertümlichem Gartenhause lag, die zu Zeugen fröhlichen Spiels mit den Geschwistern wurden.

Trotz der großen Wesensverschiedenheit zwischen Georgii und dem Nessen, die diesem oft genug fühlbar werden mußte, hat er des Oheims, in dessen Haus er wie ein Sohn gehalten wurde, doch immer als seines wahren Wohlthäters gedacht und seine Herzensgüte und demüthige Gottesfurcht gerühmt.

Am meisten wirkte der Oheim auf Eduards wissenschaftliche Erziehung. Selbst ein Mann von reicher Bildung auf klassischer Grundlage, unterhielt er nach der Sitte der Zeit einen ausgebreiteten Briefwechsel mit Gelehrten aller Art, vornehmlich mit Schelling, dessen Schriften der Knabe aber damals noch nicht kennen lernte. Dagegen verstattete ihm Georgii bald einen Einblick in die schönen Franzbände seiner belletristischen Bibliothek. Er, der den Tacitus zu seinen Lieblingsschriftstellern zählte, nahm sich des Knaben bei dessen Studien eifrig an und wußte sein Interesse so zu wecken, daß ihm die erste Aneignung der alten Sprachen und Litteratur nicht schwer fiel. Damals legte Eduard den Grund zu seiner feinen Durchbildung im Geiste des klassischen Alterthums.

Im berühmten Stuttgarter Gymnasium illustre, das ein Menschenalter zuvor in Hegel seinen größten Schüler ausgebildet hatte, trat Mörike in die vierte Klasse ein. Er dankte es später besonders der Methode des Professors Roth, daß er zum erstenmal anfang, ohne Zwang zu lernen. Seine Leistungen waren freilich nur mäßig, in der Arithmetik geradezu schlecht. Vor unkindlicher Streberei war Mörike durch seine glückliche Natur vollkommen bewahrt. Der originelle Knabe, der an Scherz und Schelmerei seine helle Freude hatte, und dem niemand gram sein konnte, ergötzte seine Mitschüler höchlichst durch seine gute Gabe, fremde Besonderheiten, zumal eines Lehrers, nachzuahmen oder mit einer seltsam klingenden Vokabel seinen Spaß zu treiben.

Nachdem Eduard zugleich den „herzgewinnenden“ Vorbereitungsunterricht des Stiftspredigers Platt genossen hatte,

empfang er in heiliger Ergriffenheit und unter den frömmsten Vorfällen die Konfirmation. Dann rückte das Landeramen heran, dessen für ganz Schwaben hochwichtige familienpolitische Bedeutung Hermann Kurz in den „Beiden Tubus“ so köstlich geschildert hat. Mörike erreichte dabei die erforderliche Notenzahl nicht, wurde aber auf Antrag des Rektors als „sehr gutartiger“ Knabe und mit Rücksicht auf die bedrängten Umstände seiner Mutter noch nachträglich im Gnadenwege der Promotion zugeteilt und im Oktober 1818 mit mehr als dreißig Zöglingen in die neu eröffnete Klosterschule von Urach „eingeliefert“.

So ward auch Mörike der Erziehung in Württembergs berühmten geistlichen Stiften teilhaftig, deren eigenartige Institution von großer Bedeutung ist, nicht nur für die individuelle Charakterbildung der einzelnen Zöglinge, sondern auch für das gesamte geistige Leben des Landes.

Als mit Einführung der Reformation die Klöster in Württemberg säkularisiert wurden, wandelte man einige in protestantische Lehranstalten um, die den von der Lateinschule kommenden angehenden Theologen die oberen Gymnasialklassen ersetzen. Seit Urach hinzugekommen war, gab es vier solche Klosterschulen, von denen abwechselnd jedes Jahr eine das Tübinger Stift bevölkerte. Die Zöglinge, die in der Regel vom vierzehnten bis zum achtzehnten Lebensjahre im Kloster weilten, stellten immer eine geschlossene Generation gleichmäßig vorbereiteter Schüler dar, die eine weitere Klasseneinteilung nicht kannten und den ganzen Kursus gemeinsam unter denselben Lehrern durchmachten. Diese niederen theologischen Seminarien, wie die Klosterschulen seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts amtlich heißen, sind so ausgiebig dotiert, daß sie ihren Insassen außer Unterricht, Wohnung und Kost auch ein kleines Taschengeld gewähren und sie damit vom Elternhause so gut wie unabhängig machen können. Für viele hat sich diese Einrichtung als sehr segensreich erwiesen, namentlich für begabte

junge Leute ohne Mittel, denen nur auf diese Weise das Universitätsstudium ermöglicht wurde; doch hat man auch zu keiner Zeit die Gefahr erkannt, daß auf solche Art manch einer dem geistlichen Stande sich widmete, dem es an innerem Verufe fehlte. Im übrigen verdankt Schwaben dieser Institution zum guten Teil den hervorragenden Ruf seiner Geistlichkeit, und die württembergische Theologenschule besetzte auch zahlreiche Lehrstühle außerhalb des Landes. Nicht wenig trug hierzu bei, daß den Seminarien von Haus aus ein gutes Schülermaterial zur Verfügung stand, denn das Landexamen stellte nicht geringe Anforderungen und sichtete stark unter den zahlreichen Bewerbern.

Die Seminarien waren ganz auf ihren Zweck zugeschnitten, und Leben und Unterricht in ihnen streng geregelt. Alte Klöster beherbergten die jungen Menschen — im alten Mönchshof befand sich das Uracher Seminar — und etwas Mönchisches verblieb der ganzen Anlage. Mörise gedenkt noch als alter Mann der schandbaren Uniform aus grauem Tuch mit schwarzem Sammetkragen, die er anfänglich in Urach getragen, während eine Generation vor ihm die Schüler gar noch in rauhhaarigen Kutten einherwandelten. Arbeit, Erholung, Schlaf, alles ging in Gemeinsamkeit und zu genau vorgeschriebenen Stunden vor sich. Kaum jemals waren die Schüler offiziell ohne Aufsicht. Unter dem Ephorus wachten über sie zwei Professoren, unterstützt von zwei jungen Repetenten, die im Arbeitsraum und im Speisesaal die Schüler beobachteten und nachts im Dorment mit ihnen zusammen schliefen oder doch dicht daneben in einem gesonderten Kabinett. Dazu war den Zöglingen in einem Famulus — eine sehr bedenkliche Einrichtung — ein regelrechter Spion gesetzt. Kurz, es herrschte ein durchgeführtes Kasernierungssystem, in dem alles nach der Schablone ging. Wenn auch die Seminar Disziplin im Laufe der Zeiten mehr und mehr gemildert wurde und von der anfänglichen, in keiner Weise zu billigenden Strenge zu einer humanen, auch die Individualität berücksichtigenden Erziehung sich auszugestalten strebte, so blieb doch noch genug zurück, um das Leben in den Klöstern etwa dem in den heutigen

Kadettenhäusern ähnlich erscheinen zu lassen. Bei sehr vielen hat ja diese Erziehung außerordentlich gut angeschlagen, und es sind die tüchtigsten Männer aus Kloster und Stift hervorgegangen, manch einer ist hier aber auch erdrückt worden und verkümmert. So heilsam im allgemeinen der geistige Drill, die Ausbildung in der Gemeinschaft ist, so gereicht sie ausgeprägten Individualitäten oft genug zum Schaden; so sehr sie dem braven, fleißigen Durchschnittsschüler nützt, so sehr gefährdet sie die feine, ideal angelegte Persönlichkeit. Auch ihr kann sie zum Vorteil dienen, so weit sie ein Gegengewicht bildet gegen zu große innere Weichheit; sie kann den Charakter stählen und dem weltfremden Träumer die Muskeln für das reale Leben stärken, sie kann aber auch über das Ziel hinauschießen und in ihrer nivellierenden Tendenz das Talent des Einzelnen aufopfern. Eine zartere Natur wie der spätere Graf Reinhard, der Pair von Frankreich, fühlte sich im Kloster unsagbar unglücklich, und zumal einen Künstler, einen Dichter in solcher Erziehung aufwachsen zu sehen, hat etwas Beängstigendes. Es ist gar nicht abzusehen, wieviel frische Jugend hier verloren ging, denn man muß bedenken, daß die Schüler gerade im mutwilligsten Alter stehen, so daß der gravitatische Ernst und die Altklugheit, die von den meisten zur Schau getragen wird, etwas geradezu Unheimliches an sich hat. Hölberlins mimosenhafte Feinfühligkeit wurde hier empfindlich verletzt. Eduard Mörike war zu seinem Heil eine weit gesündere Natur als jener; vor allem besaß er, was Hölberlin als dem einzigen unter den schwäbischen Dichtern ganz fehlte, einen glücklichen Humor, der ihn auch das Schwerste im Leben ertragen ließ. Wohl hat auch er geseufzt unter dem Zwange, nicht nach Lust in die schöne Freiheit hinausfliegen zu dürfen, wenn die Sonne lachte, sondern der Rekreatiionsstunden harren zu müssen; nicht seinem Gange zur Einsamkeit frönen zu dürfen, sondern sich anschließen zu müssen an andere. Mußten die Zöglinge doch selbst, um in der Vakanz nach Hause reisen zu dürfen, förmliche Einladungsschreiben aufweisen. Unserem Dichter kamen die Verhältnisse entgegen, alles gestaltete sich besser, als vorauszu sehen gewesen wäre; die Schablone vermochte seine Eigen-

art nicht umzumodeln, und er hat gern im Uracher Kloster geweilt, gern daran zurückgedacht. Die herrliche Landschaft vor allem und echte Freundschaft kamen ihm dabei zu Hilfe; er war einer der glücklichen Jünglinge, die, wie Goethe sagt, in einer Art von Trunkenheit vor sich hinwandeln, ohne das Verhältnis der jedesmaligen Umgebung recht zu bemerken.

In wissenschaftlicher Hinsicht vermochte die Klosterschule an Mörke kein Meisterstück abzulegen, so treffliche Erfolge sie in zahlreichen anderen Fällen zeitigte. Der Unterricht war gediegen, wenn auch sehr einseitig, indem er die exakten Wissenschaften arg vernachlässigte und es ganz überwiegend auf eine gründliche Durchbildung in den klassischen Sprachen ab sah. Das Zusammenarbeiten schürte den Fleiß und das Streben, es einander zuvorzuthun, bewirkte allerdings auch oft falschen Ehrgeiz und Eigendünkel. Fleißig genug wurde im Seminar gearbeitet, denn neben den in der Regel sechsstündigen Lektionen wurden die Knaben zu regelmäßigen Privatstudien angehalten. Daß der Geist der Schule und der Wissenschaft, zumal auf dem Gebiete der klassischen Studien, durchaus nicht spurlos an Mörke vorübergegangen ist, beweisen seine späteren Uebersetzungen griechischer und lateinischer Dichter. Im Seminar selbst aber waren Mörkes Leistungen so dürftig und seine Zeugnisse so schlecht, daß es fast Wunder nimmt, wie er den Anforderungen hat genügen, die Examina bestehen und in das Stift hat versetzt werden können. Die Uracher Seminarakten bewahren seine sämtlichen Halbjahrzeugnisse, die mit der Zeit nicht besser, sondern schlechter werden. Während ihm in den vier ersten „nicht üble Anlagen“ zugesprochen werden, die ihn mehr beim Auffassen als beim Behalten und Verarbeiten begünstigten, nennen die vier anderen seine Gaben nur mittelmäßig; dasselbe den Lehrer bloßstellende Zeugnis hatte ja auf der Militärakademie auch Schiller davongetragen, der anfangs gleichfalls stets unter den letzten Schülern sich befand. Mörkes Sitten werden durchgehends als gutartig bezeichnet, aber auch eine gewisse Charakterweichheit wird schon im ersten Zeugnis angemerkt. Ueber seinen Fleiß, der „nicht zweckmäßig genug“ sei, und über mangelnde Aufmerksamkeit wird

viel geklagt, ja, im letzten Zeugnis wird ihm unumwunden das Prädikat „nachlässig“ zuerkannt. Wenn sich auch ein Zettel aus jener Zeit erhalten hat, auf dem Mörike nach seiner seltsam feierlichen Art sich selbst verspricht, von nun an still und gefest zu sein, so existiert auch ein anderer, der unerlaubte Korrespondenz während der Lehrstunden bezeugt. Alle guten Vorsätze hielten nicht lange aus, die rechte Sammlung und der rechte Eifer blieben fern, und die Leistungen ließen insolgebeßsen dauernd zu wünschen übrig. Besonders in den alten Sprachen waren sie fortgesetzt „sehr mittelmäßig“, hauptsächlich im Hebräischen, und es nimmt daher nicht Wunder, wenn Mörikes spätere Erinnerungen an seinen alten hebräischen Lehrer so grauig sind, wie eine Zeichnung und ein Gedichtchen es lehren. Auch im Französischen ist er immer schwach gewesen, und in der Mathematik vor allem, die ihm völlig verschlossen blieb, mußte er wohl oder übel von seinem Lehrer sehr geschont werden. Auch in den meisten anderen Fächern war er ziemlich mittelmäßig, nur in der Religion — und das rettete ihn wohl — waren seine Leistungen von Anfang an ziemlich gut. Ebenso zeichnete er sich, was ebenso begreiflich als bemerkenswert erscheint, in der Psychologie, der deutschen Sprache und der Litteratur einigermaßen aus. Desgleichen wird seine Deklamation als gut und gefällig gerühmt, und in der Poesie werden ihm günstige Anlagen, und, soweit neben den lateinischen auch deutsche Verse in Betracht kamen, besondere „Erfindungsgewandtheit“ bezeugt. Im allgemeinen kann es nicht befremden, daß Mörike stets unter den letzten Schülern anzutreffen war. Für Mörikes Lehrer geht aus diesen ungünstigen Berichten hervor, daß sich unter ihnen keine einsichtigere Persönlichkeit befand, die des künftigen Dichters schlummernde Gaben zu erkennen oder gar zu befruchten verstanden hätte.

Auch das Strafbuch des Uracher Seminars weiß von Mörike Mißgünstiges zu berichten. Wegen zu späten Kommens in die Lektion, wegen versäumten Gebets und Gottesdienstes, einmal auch „wegen betrüglich gelieferter Versifikation“ (d. h. wohl wegen Abschreibens) wurde er öfters mit „ephoratamtlichem Vorhalt und Verweis“, mehrtägiger Veraubung der

Recreation und allerlei Noten bestraft. Doch das kümmerte ihn sehr wenig, verscherzte ihm auch in keiner Weise die Sympathien seiner Lehrer und Mitschüler, die den lenkbaren und munteren Knaben sämtlich sehr gern hatten. Freundlich begegnete ihm der Ephorus Gutten und die „gute alte Ephora“. Der sittliche Zug war damals schon, wie Wilhelm Hartlaub später berichtete, stark bei Mörike entwickelt, der von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit ganz frei und von einer unwandelbaren Wahrheitsliebe befeelt war.

Mörikes Eintritt in Urach war insofern wenig erfreulich, als er gleich in der ersten Woche vom Scharlach befallen wurde und mehr als einen Monat in der Krankenstube zubringen mußte. Bei dieser Gelegenheit lernte er den Freund kennen, der ihm zeitlebens der geliebteste und treueste blieb, seinen Altersgenossen Wilhelm Hartlaub, der aus dem fränkischen Bermuthshausen gebürtig war. Hartlaub hat brieflich erzählt, wie er die Bekanntschaft Mörikes machte, nachdem die Ansteckungsgefahr vorüber war: „Als er besucht werden durfte, strömten die Mitschüler in den Freistunden zu ihm. Wunders halber ging ich auch einmal mit. Aber wie ward mir! Mit hundert Scherzen erfreute und unterhielt er den Haufen um sich her; jedoch nichts Gewöhnliches kam aus seinem Munde; den heitersten Sonnenschein verbreitete sein Wesen, in dem es jedem sogleich wohl wurde.“ Von diesem Tage an schlossen die beiden einander für immer ins Herz. Mörike kränkelte übrigens auch damals schon viel und mußte einmal rheumatischer Zustände wegen die Weihnachtsferien im Kloster verbringen. Auch seine Augen müssen damals leidend gewesen sein, denn ihretwegen, meint er 1821 in einem sehr hübschen und gewandten Brief an die Mutter, werde er der Konfektion entgehen, die sich möglicherweise auch auf die älteren Generationen in den Seminarien ausdehnen könne.

Im allgemeinen schloß Mörike sich sehr schwer an, öffnete sich, ganz wider seine Absicht, sehr schwer gegen einen anderen. Er verwünschte selbst seinen Zug, daß er aus einer dunklen Besorgnis, in einem ungünstigen Lichte zu erscheinen, ganz instinktiv aus seinem eigentlichen Wesen heraustrete. Dabei

fühlte er wohl, wie sehr er einem freien und warmen Zutrauen im Wege stand. Er wollte gern ganz offen und unbefangen sich zeigen, doch spürte er selbst, daß er nicht eher aus dem Schleier sich lösen könne, als bis der Freund mit dem falschen Bilde im Herzen sich wieder entfernt habe und er umsonst den Geliebten zurückrufen möchte. Dennoch wurde ihm Zeit seines Lebens reiche Freundschaft zu teil; jeder fühlte sich zu ihm hingezogen. Schon in Urach knüpften sich Bande, die bis zum Tode hielten. Eine solche klösterliche Abgeschlossenheit, die Entfernung von der Familie und von dem anderen Geschlechte zeitigt ja gerade die leidenschaftlichsten Männerfreundschaften, wie sie so zart und rein sich unter anderen Verhältnissen kaum entwickeln.

Ein solcher Freund, an den Eduard sich angeschlossen, war neben Hartlaub Ernst Bruckmann aus Heilbronn, ein natürlicher, offener und treuer Jüngling, der mehr gefunden Verstand als tieferes, poetisches Gemüt besaß. Die beiden fanden sich erst nach anderthalbjährigem Nebeneinanderleben mehr zufällig; ein gemeinsamer Ring ward zum Symbol ihrer Freundschaft. Auch mit Johannes Mährlen aus Ulm befreundete sich Mörike in Urach, doch sollte dieses Verhältnis erst in der Folge inniger werden.

Ebenso geht Mörikes erste Künstlerfreundschaft in die Uracher Jahre zurück, sein Verhältnis zu Wilhelm Waiblinger. Gleich Mörike im Jahre 1804 geboren, aber viel früher — zu seinem Unheil allzu früh — gereift, arbeitete Waiblinger nach in Stuttgart und Reutlingen genossenem Schulunterricht zunächst vom Frühjahr 1819 bis zum Frühjahr 1820 als Incipient auf der Kanzlei des Oberamtes in Urach und nahm gleichzeitig an einigen Unterrichtsstunden im Seminar teil, ohne aber damals schon Mörike näher zu treten. Ostern 1820 bezog er dann, die Theologie erwählend, das Stuttgarter Obergymnasium. Hier erregte der genial auftretende Jüngling bald allenthalben Aufsehen. Vor allen erkannte Gustav Schwab seines Schülers vielverheißende Anlagen und ermöglichte dem erst Siebzehnjährigen die Drucklegung seines Hölzerlins „Hyperion“ nachgebildeten Romans „Phaethon“.

Waiblinger kam infolgedessen mit Männern wie Matthiſſon und Uhland, Dannecker und den Brüdern Boifferrée in Verkehr. Kein Wunder, daß sein Nimbus besonders auch auf die Uracher Klosterschüler Mörike und Hartlaub wirkte, die, selbst in allerlei poetische Pläne eingesponnen, im Jahre 1821 einen Briefwechsel mit dem bewunderten Altersgenossen anbahnten. Für Mörikes Charakteristik in dieser Zeit sind seine acht erhaltenen Briefe an Waiblinger die bedeutendste Quelle. Mörikes Individualität zeigt sich in diesen zum Teil prächtigen Ergüssen schon nahezu ausgeprägt; sie lassen erkennen, wie er innerlich wächst und erstarkt, wie er sich über seine Begabung klar wird und Welt und Menschen mit eigenen Augen betrachten lernt. Die beiden jungen Poeten tauschten ihre dichterischen Pläne aus, gewährten sich gegenseitig Einsicht in ihre Tagebücher, und besonders wirkte Waiblinger auf Mörike und die Erweiterung seines Gesichtskreises, indem er ihn auf Shakespeare, Jean Paul, Novalis und andere Muster hinwies. In der Vakanz 1822 lernten sie sich persönlich in Stuttgart kennen, wo Mörikes Familie lebte, auch Karl, der seine kameralistischen Studien in Tübingen beendet hatte. Hier schlossen die Freunde, das brüderliche Du tauschend, sich aufs engste aneinander an, und Waiblinger eröffnete dem Gefährten die Welt der Bühne, in der er selbst lebte und webte; besonders machte der vorzügliche Schauspieler Maurer auf Mörike großen Eindruck. Auch in seine frühen Liebeswirren weihte Waiblinger den Freund ein.

Die räumliche Entfernung von der Familie bewirkte nur, daß Eduard ihr innerlich um so näher trat. Ein reger Briefaustausch mußte den auf die seltenen Ferien beschränkten persönlichen Verkehr ersetzen. Ein rührendes Gebet, das der Knabe im Juli 1819 niederschrieb, bevor er das heilige Abendmahl empfing, bezeugt zugleich seine wahrhafte Frömmigkeit und die warme Liebe zu den Seinigen. Interessant ist die darunter gesetzte knappe Charakteristik der Mörikeschen Geschwister. Während Eduard sich selbst, darin sich übrigens dem Vater vergleichend, des Zornes und Eigenfinnes, des Trostes und Stolzes zeigt, Eigenschaften, die hinter seinen

weichen, sympathischen sicherlich sehr zurücktraten, rühmt er den Brüdern Karl, August und Louis sowie der Schwester Luise durchweg Gutmütigkeit, Weichherzigkeit, Anspruchslosigkeit, Gerechtigkeit und geschwisterliche Gesinnung nach. Etwas von dem Familieneigensinn schreibt er freilich auch Karl und Louis zu und nennt den letzteren weniger talentvoll als die übrigen Geschwister, die in der That sonst sämtlich mit schönen Anlagen ausgestattet waren. Der damals erst siebenjährige Adolf wird als wild und lustig bezeichnet, während sich Eduard eines Urteils über die dreijährige Klara enthält.

Von der guten Mutter besitzen wir mehr als einen trefflichen Brief „An Herrn Eduard Mörike zu Urach im Kloster“, auf einfachstem Papier und mit dem Fingerhut gesiegelt, worin sie alle ihre Zärtlichkeit ergießt, aber auch das Praktische nicht außer acht läßt und den vergeßlichen und bequemen Jungen mahnt, die „Wasch“ zu schicken oder dem Onkel Georgii zum Geburtstag ein Gedicht zu widmen. Unter den Geschwistern standen Eduard damals August und Luise am nächsten. August vermißte den Bruder außerordentlich, da die anderen, wie er ihm einmal klagt, so kalt und gleichgültig seien, daß er mit ihnen nicht über Gott und religiöse Sachen zu sprechen wage. August stand damals vor seiner Konfirmation, der er mit heiliger Glaubensinbrunst entgegen sah. Auch er hatte etwas von dem spekulativen Drange seines Vaters und plagte sich zeitweilig mit religiösen Zweifeln. Zu dem älteren Bruder schaute er auf wie zu einem geliebten Gebieter; er bittet Eduard um seine Befehle und verspricht treuesten Gehorsam.

Wunderschön sind die Briefe, die Mörike mit seiner Schwester Luise wechselte. Sie war nach einem kleinen, freilich nicht bedeutenden Oelgemälde, das sie im Alter von sechzehn Jahren darstellt, ein gut entwickeltes, hübsches Mädchen mit dunklem Haar, vollem Mund und edlen Zügen. Das Schönste an ihr aber waren die großen blauen, ernstesten, schwärmerischen und doch klaren Augen. Luise besaß wie fast alle Geschwister musikalisches und dazu ein kleines malerisches Talent; auch verraten ihre Briefe eine tief angelegte, poetisch

empfindende Natur. Sie lieb der Schwester Theobald Nolten's, der blauäugigen Adelheid, Züge ihres Aeußeren und ihres Wesens. Mörike spricht im Roman von der fast mehr als brüderlichen Neigung, welche den Maler an die Schwester band, deren stille Tiefe sich zu einem höchst liebenswerten und seltenen Charakter entwickelte und befestigte. Freundschaftlich nennt sie Eduard in jener erwähnten Charakteristik, und das war wirklich das Verhältnis zwischen dem reifen, seelenvollen Mädchen und dem reichbegabten, bildsamen Knaben. Ihr vertraute er sich ganz an, wie selbst seiner Mutter nicht, und gemeinsam mit ihr beriet er alles, was ihm widerfuhr. Es ist ein ähnliches, nur viel liebenswürdigeres Verhältnis als das zwischen Goethe und Cornelia, Heinrich v. Kleist und Ulrike. Ein Tagebuch, das Mörike in Urach führte und der Schwester zusandte, war für diese „von unbeschreiblich großem Wert“. „Besonders rührt mich,“ schreibt sie darüber im August 1822, „die zarte Liebe zu einem mir unbekannten Gegenstande. — Dieses idealisierte Wesen giebt Deiner Phantasie einen höheren Schwung und weihet Deine Erholungsstunden den Musen. O suche diesen höheren geistigen Sinn immer festzuhalten!“ Ihr Einfluß auf den Bruder war der denkbar größte. In fast mystischer Seelensympathie verstanden sie sich; Luise helfe ihm oft, schrieb er an Waiblinger, ohne es nur zu wissen, dem Verständnis seiner selbst auf die Spur.

Von starkem Einfluß war auf den werdenden Dichter die herrliche Natur, in die der neue Wohnort ihn versetzte. Tief in der Schwäbischen Alb gelegen, ist Urach, die alte Residenz Eberhards im Bart, eine der schönsten und stillsten Städte des Württemberger Landes. Das Schloß mit dem goldenen Saal, den Mörike wohl im Sinne hatte, als er dem verhafteten Nolten die „goldene Laterne“ zum Aufenthalt anwies, das Rathhaus und vor allem die große prächtige Kirche zu St. Amandus stammen noch aus dem 15. Jahrhundert. Unweit der Stadt erheben sich auf schroffem Kalkfelsen die stattlichen Reste der alten Burg Hohen-Urach aus dem frühen Mittelalter, die später als Staatsgefängnis gedient hatte; auch den Dichter Nikodemus Frischlin hatte sie beherbergt, der hier

im Jahre 1590 bei einem Fluchtversuche den Tod fand. So fehlte es nicht an historischen Anregungen. Dazu kamen die, die der Einblick in eine reiche Welt des Geistes dem Jüngling erschloß. Zugleich aber zeigten sich ihm eine solche Menge von fremden Widersprüchen, daß er, wie er selbst später bekannte, das, was er sein eigen nennen konnte, was vom Empfangenen mit seinem innersten Bedürfnis zusammentraf, nur immer heimlicher und fester an sich zog. Er erkannte schon damals (und sprach es in einem Brief an Waiblinger mit Novalisschen Worten aus), daß eine gewisse Einsamkeit dem Gedeihen der höheren Sinne notwendig zu sein scheine, und daß ein zu ausgebreiteter Umgang manchen heiligen Keim ersticken und das Göttliche verschrecken müsse. Der Gang zum Alleinsein, der seiner Freude an heiterer Geselligkeit im kleinen Kreise immer benachbart blieb, nahm zu und wurde durch die reizend widerspruchsvolle Lage Urachs noch genährt. Mit seinem schroffen Wechsel zwischen lieblicher Anmut und wilder Zerküftung, mit seinen versteckten, von Quellen durchspielten grüngoldenen Matten und urbemoosten Felsenhöhlen, vom ehrwürdigen Troß der alten Burgruine überragt; mit seinen geheimnisdunklen üppigen Buchenwäldern in ihrer erdrückenden Pracht und der sonnendurchglühnten, unfruchtbaren „Felsenstrümmersaat“ seiner steilen Bergwände, in seiner tiefen Abgeschlossenheit und traumhaften Stille war das verborgene Abthal für den träumerisch phantastischen Mörike der rechte Platz, um ihn in seinen mystischen Neigungen zu Natur und Welt zu vertiefen. Sein einige Jahre später entstandenes Gedicht „Besuch in Urach“ versetzt sich mit einer erstaunlichen Kraft der Vergegenwärtigung und Beseelung in jene Zeit zurück, da die Natur, ihren Schleier zerreißen, zum erstenmal vor ihm ihr übermenschliches Schweigen gebrochen habe. Ihm ist das romantische Thal seines „Lebens andere Schwelle“, seiner „tiefsten Kräfte stiller Herd“, seiner Liebe Wundernest, und dieses Thales Engel wünscht er sich zum Geleit für sein ganzes Leben. Hier barg sich der heranreisende Knabe, einsam im Moose träumend und der Mücke Sumsen belauschend, in jedem Strauch und Halm einen Vertrauten findend, sich

eins fühlend mit der Natur wie Novalis in einem von Mörike damals citierten Aphorismus der „Fragmente“, wie Goethe in seinem Faustgebet an den erhabenen Geist. Dann wieder genoß Mörike die Herrlichkeit solcher Natur mit wenigen Vertrauten; Auge und Ohr berauschend, stand er mit Mährlen vor dem Uracher Wasserfall, der aus heimlichem Waldwinkel mit leichtem Schwung zu Thale stürzt, oder er schweifte mit Hartlaub durch die von ihm selbst nach einem damaligen Fouquéschen Lieblingshelden benannte Sigurtsheide.

Je früher die Klosterschüler in das Dorment gewiesen wurden, um so größer war die Versuchung, noch spät, wenn möglich nachts, die Pracht des Thales zu genießen, dessen Wände greifbar nahe vor den Klosterfenstern sich aufstürmten, und so wurde denn wohl einmal ein geheimer Ausflug ins Werk gesetzt, wobei man sich an einem Tischtuch herabließ, und auf der Höhe eines Tannenwaldes Licht angezündet. Die Einsamkeit und dazu die künstliche Beleuchtung unter Ausschluß der natürlichen, das sind überhaupt Neigungen Mörikes, denen er immer wieder, am liebsten in kleiner, gewählter Gemeinschaft, frönt. Sehr zu statten kamen ihm in Urach die zahlreichen Schluchten und Felshöhlen, die dem Juragebirge eigentümlich sind. Hier war sein „Sorgenfrei“ ein halb in einen hochgelegenen Bergwinkel hineingebautes „Hüttchen“, das er mehrfach besungen und auch einmal gezeichnet hat. Mit seiner Lust am Hüttenbauen stand er übrigens unter den Mitschülern nicht allein, wie es auch Hermann Kurz als Maulbronner Klosterschüler nicht anders machte. Genährt hatte diese Vorliebe wohl Gleims und Höltys „Hüttchen“-Poesie, die in einem Schillerschen Citat ihren klassischen Ausdruck fand. Sein Hüttchen versah Eduard mit einer Moosbank und einer Holztür, die ihn vom „frechen“ Tage schied, und ergab sich, den vermeinten mißgünstigen Menschen und dem bangen und hohlen Treiben drunten, darin er sich zu verlieren fürchtete, entfliehend, bei „frommem roten Kerzenschimmer“ echt romantischen Phantasmagorien. Und wie Heinrich Heine, indem er die Fenster seines Zimmers mit schwarzem Tuch verhängt, die alte Liebe aus dem Totenreiche

heraufbeschwört, so tritt, einem im Jahre 1820 entstandenen Gedicht Mörikes zufolge, von Geisterhänden geführt, die frühere Geliebte als ein unerreichbares Phantom vor den jungen Poeten: ist es Klärchen Neuffer, die Freundin seiner Kindheit, die er fürs Leben zu gewinnen hoffte? Mehrere Anspielungen in Briefen und Nachlassgedichten deuten noch auf eine andere Liebe in dieser Zeit. Auch der „Besuch in Urach“ weiß von jugendlichem Liebesglück. Namentlich Waiblinger gegenüber gedenkt Mörike in tiefer Schwermut eines Wesens, das er einst sein nannte, dem er unrecht gethan zu haben glaubt, und dessen Verlust ihn elend mache. Die Annahme einer poetischen Fiktion, wie sie solchen Jahren eigen ist, gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, wie weiblicher Verkehr den Klosterschülern erschwert war; Ludwig Bauer erzählt, er habe mitten im Kloster, wo er nie ein schönes Mädchen zu Gesicht bekommen habe, von Amors Pfeilen und verschmähter Liebe gesungen. Bei Mörike aber sind die an sich so dürftigen Andeutungen doch zu bestimmt gehalten, um eine zweite Jugendliebe geradezu ablehnen zu lassen. Nur die Allerintimsten erhielten Zutritt zu Mörikes Hütte, die auch Waiblinger nie gesehen hat.

Dicht neben Mörikes romantisch hypochondrischen Trieben wurzelten seine knabenhaft gesunden, die an Scherz und Pöffen ihre Freude fanden. Vollauf konnte er seiner lustigen Laune die Zügel schießen lassen und sich auch in dem etwas naturwüchsig derben Ton ergehen, der in den Seminarien üblich war. Von dem Steifen und Linkischen, das Kloster und Stift seinen Zöglingen als übles Erbteil mitzugeben pflegt, ist auf Mörike verschwindend wenig übergegangen; vielmehr verleugnete er bei einiger Schüchternheit und Zurückhaltung nie die angeborene Anmut des Auftretens. Eine Regelbahn, die den Schülern während der Rekreation zur Verfügung stand, ward gern besucht, noch lieber aber beschäftigten sie sich natürlich mit verbotenen Dingen, mit Tabakrauchen und Pistolen-schießen, wie denn überhaupt den Vorschriften manches Schnippchen geschlagen wurde, und die jungen Leute so zum Glück immer ein Ventil für ihre allzu streng unterdrückten

Knabeninstinkte fanden. So übte damals auch Friedrich Vischer als Maulbronner Klosterschüler „Fohlenmutwillen jeder Art“. Mörke an der Spitze, trieben die Freunde allerlei Schnack; sie schlossen häufig Mäßigkeitsbündnisse im Essen, die doch immer wieder übertreten wurden, und erfanden sich geheimnisvolle und närrische Namen und Chiffren, die bis in die späteste Zeit in ihren Briefwechseln herumspukten. Einer tief eingewurzelten Neigung folgend, die seiner Dichtung später einen gewissen mythologischen Charakter beimißte, befeelte Mörke auch seine tote Umgebung und versinnlichte das Elementare namentlich nach der märchenhaft grotesken Seite hin.

Die geistige und poetische Welt, die ihm um diese Zeit aufging, beschränkte sich nicht auf das, was der vorsichtige Klosterunterricht an die Hand gab und bezweckte. Mörke hat schon in Urach eifrig Verse gemacht, von denen sich eine Anzahl handschriftlich erhalten haben. In seine Sammlung nahm er sie später mit Recht nicht auf, denn sie sind weniger ästhetisch als entwicklungsgeschichtlich bedeutsam, indem sie die Bildungseinflüsse erkennen lassen, unter denen der junge Poet erwuchs.

Mörke, der sich in den Lehrstunden einzig durch geschicktes Versemachen und gute Deklamation auszeichnete, war natürlich der Gelegenheitsdichter seines Kreises. Besonders verhalf ihm seine komische Ader zu manchem Erfolg. Ein humoristisches Gedicht im Bänkelsängerton gilt dem „Senior der 1. Uracher Promotion“ und ist im Jahre 1820 entstanden; ein anderes, im selben Stil gehalten und in recht gelungenen Alexandrinern abgefaßt, ist ein mit ellenlangem Titel versehenes „Trauergebidht auf den frühzeitigen und schmerzlichen, doch seligen Hintritt des Wohl Edlen . . . Herrn Johann Hartlaub“ (eines Vorfahren seines Freundes). Das lustige Opus in Bürgers pastoser Manier ist ein Vorgänger der schauerlichen Morithaten-Balladen, mit denen Mörkes Freund Vischer als Schartenmaier bald das Kommerzbuch bereicherte. Beide Gedichte Mörkes zeigen in ihrer Art Talent und lassen sich wohl lesen. Viel weniger gelungen ist

dagegen ein Gedicht „Auf Erlensmayers Tod“, das bei einer Trauerfeier zum Vortrag kam, die die Promotion im Jahre 1820 einem geschiedenen Mitschüler weihte. Es ist in Stansen geschrieben, breit und Schillerisierend, doch frei von unreifen Uebertreibungen. Die Bibel und Klopstock, die auf so viele Dichter der Zeit (auch auf Hölderlin und Uhland) in der Jugend von starkem Einfluß gewesen sind, haben auf Mörike wenig gewirkt. Dagegen zeigt er im Anfang einige Abhängigkeit von den schwäbischen Klassizisten, die ihm naturgemäß am frühesten nahe traten: Conz, der Ludwigsburger Diakon, J. Chr. F. Haug, der Freund Georgiis, und Chr. Ludwig Neuffer, auf dessen Gedichte Mörikes Vater subskribiert hatte. Wie sie bediente sich Mörike als Knabe antikisirender Formen, der sapphischen Strophe zumal, und gefiel sich andererseits in der Allegorie. Auch Matthiesson und Uhland zogen ihn früh an, und an des letzteren „Märchen“ erinnert ein gleich betitelt, an sich unbedeutendes Gedicht Eduards. Von Schiller fesselte den Klosterschüler namentlich der „Wallenstein“. Ueberhaupt zeigte sich ein starkes Interesse am Drama. Die Freunde bedachten selbst dramatische Stoffe wie die Geschichte von Abälard und Heloise; Mörike wog das Historische daran gegen die Katastrophe ab und erbat sich Waiblingers Meinungsäußerung. Dieser wies ihn weiter auf Calderon und auf Shakespeare, dessen „Hamlet“, „Lear“ und „Macbeth“ die Jünglinge am meisten erschütterten. Eine wunderbar anmutige Wirkung übte Goethes „Dichtung und Wahrheit“ auf Mörike. Es beglückte ihn, den Großen so menschlich und natürlich zu sehen, und es ist wohl verständlich, wenn das Ahnungsvoll-Heimliche stark zu seinem Gemüte sprach, das er in des Knaben Goethe Schilderung von seinem altertümlichen Vaterhause und seinen Empfindungen beim Anschauen von den ehrwürdigen Dingen fand; aus Goethes Lyrik fesselten ihn damals wie immer besonders die Mignon-Lieder. Gleich dem jungen Goethe erfreute er sich weiterhin an Goldsmiths „Vicar of Wakefield“. Jean Paul und Novalis schlossen sich seinen Lieblingen an.

Es findet sich bei Mörike verschwindend wenig Püber-

tätssyrik, dergleichen doch selbst eine so festgefügte Natur wie Uhland reichlich hervorgebracht hat. Es ist möglich, daß Mörike später, wenn er auch sonst alles gewissenhaft sammelte und bewahrte, manches Unreife aus dieser Periode vernichtet hat; wahrscheinlicher ist, daß seine harmonische Natur sich überhaupt nicht allzu sehr verstieg hat. Besonders angenehm fällt das gänzliche Fehlen einer ungesunden Erotik auf, die, wie Schillers unsinnlich-sinnliche Laura-Syrik, nur zu oft die Frucht einer die Knaben gerade in den Entwicklungsjahren von weiblichem Verkehr abschließenden Erziehung ist. Mörike war zu seinem Heil dem anderen Geschlecht nicht fremd geblieben, ehe er in die Klosterpforte einging. Die Frucht einer solchen Erziehung sind auch Schillers „Räuber“: von solchem Sturm und Drang, von so leidenschaftlichem Aufbegehren gegen das Herkömmliche findet sich bei Mörike nichts. Doch entrichtete er der Empfindsamkeit seinen Zoll, wie sie der Jugend allerorten nahe zu treten pflegt. Millers „Siegwart“ dankte er damals sittliche Förderung, wenn seinem guten Geschmack auch manche Partien des Buches widerstanden. Mörike war in jenen Jahren oft noch krankhaft sensibel. So unterlag er auch physisch dem Reiz der Musik. Selbst eine fröhliche Musik konnte, wie er an Waiblinger schreibt, sein Innerstes lösen: „Da versink' ich in die wehmütigsten Phantasien, wo ich die ganze Welt küssend voll Liebe umfassen möchte, wo mir das Kleinliche und Schlimme in seiner ganzen Nichtigkeit und wo mir alles in einem anderen verklärten Lichte erscheint. Wenn die Musik dann abbricht, möcht' ich in meiner Empfindung von einer hohen Mauer herabstürzen, möcht' ich sterben.“ Niemand teilte solche Gefühle inniger mit ihm als der musikalisch hochbegabte Hartlaub. Von der Lektüre Ossians und von dem Byronschwärmer Waiblinger angesteckt, zeigt Mörike in Urach auch weltchmerzliche Neigungen; mit Thränen möchte er den Freunden sein Inneres aufschließen, das von Wunden blute, und er spricht von der Leere, der Unruhe und dem Ekel in sich. Solche Stimmungen beruhten bei ihm gewiß noch nicht auf eigenen Erlebnissen und gingen rasch

vorüber. Die Thränenfeligkeit ist der Jugendlirik fast immer eigen. „Anfangs sind wir fast zu kläglich,“ läßt Uhland seine Lieder selbst gestehen. Auch bei Mörike ahnen wir schon „in einzelnen Gestaltungen größeren Gedichts Entfaltungen“. Aber die volle Künstlerschaft erwuchs ihm aus tief individuellen Erfahrungen erst in Tübingen, wohin er im Herbst 1822 mit seiner Uracher Promotion übersiedelte.

Zweites Kapitel.

Lehrjahre in Tübingen. 1822—1826.

**Ich bekenne gern, damals die schönste Zeit meines
Lebens genossen zu haben.**

**Mörike, Maler Nolten
(im Rückblick auf die Studentenjahre).**

Das evangelisch-theologische Seminar zu Tübingen, gemeinhin das höhere Seminar, Stipendium oder Stift genannt, ist die organische Fortsetzung der Klosterschulen. Es ist gleichfalls ein Konvikt, das seinen Inassen Wohnung, Verköstigung, Anleitung zum Studium und obendrein noch ein Taschengeld gewährt, ihnen dafür aber aus ökonomischen und disziplinarischen Rücksichten eine ziemlich harte Zucht auferlegt. Auch hier stehen sich Vorteile und Nachteile der Einrichtung schroff gegenüber. Es ist nicht zu verkennen, daß das Stift, gleichsam als Allerheiligstes Schwabens von der Regierung wie ihr Augapfel behütet, in der Kulturgeschichte des Landes eine hochwichtige Stellung einnimmt. Gleich den Klosterschulen in der Reformationszeit gegründet, hängt es aufs engste mit der Entwicklung Württembergs zusammen. Als die feste Burg des Protestantismus, alles Geisteslebens und aller Bildung, die gemeinsame Frucht des schwäbischen Geistes und des Geistes der Reformation, wie man es genannt hat, wurde es zum Sammelpunkt der besten Köpfe des Landes und ein Bollwerk der Geistesfreiheit.

Das Stift ist ein alter, stattlicher, mit der Front nach dem Neckar hin gerichteter Bau, dessen älterer Flügel tief in den Schloßberg hineinreicht. Ursprünglich ein Augustinerkloster, hat es das Aussehen eines solchen infolge mehrfacher Umbauten ziemlich verloren. Es erfreut sich einer hellen, lustigen Lage und eines entzückenden Blickes auf die dunkelblaue Mauer der Alb.

Die Strenge der im Stift herrschenden Hausordnung

mußten junge Männer um das zwanzigste Lebensjahr herum bitter empfinden. Die mittelalterliche Rutenstrafe war zwar den Stiftern endlich erlassen worden, doch mußten sie sich immer noch schwarz tragen und noch zu Mörikes Zeit mit dem obligatorischen Ueberschlägchen selbst hinter dem Biertruge sitzen. Für Verletzung der Hausordnung regnete es Noten und Karzerstrafen. Erst die Statuten vom Jahre 1826 gestatteten ausdrücklich den früher nur geduldeten Wirtshausbesuch, natürlich bloß während der Rekreationen; auch durfte er nicht zur Regel werden. Dagegen war jede Teilnahme an studentischen Verbindungen, der Besuch des Fechtbodens und alles, was an akademisches Burschenwesen streift, streng verboten. Das Tabakrauchen war nur in den Arbeitszimmern, nicht aber auf den Gängen oder gar auf der Straße erlaubt. Die Disziplin war milder als im Kloster, doch fehlte die Aufsicht keineswegs, und selbst der Pförtner hatte ein wachsameres Auge auf die Aus- und Eingehenden. Unter ständiger Kontrolle des Inspektorats und der Repetenten mußten die Stifter ihre Studien nach genau festgesetzten Plänen methodisch einrichten und halbjährliche Prüfungen ablegen, nach deren Ausfall eine Lokation erfolgte. Die Stifter hausten wie im Kloster in Arbeits- und Schlafzimmern für je sechs bis zehn Bewohner zusammen. Zwischen je zweien dieser „Museen“ genannten Stuben, denen die Insassen eigene charakteristische Namen erfanden, lag die Kammer eines Repetenten. Die Hörsäle der theologischen Fakultät befanden sich im Stift. Hier trafen die Stifter mit den selbständigen Studenten, den „Stadtburfschen“ zusammen, von denen sie sich natürlich stark abhoben, und von denen sie nicht für voll angesehen wurden. Die Stifter waren und blieben eben noch Schüler, die unter den Resten eines strengen Pönalismus seufzten. Andererseits fühlten sie sich auch nicht ohne Stolz als Glieder einer altberühmten Korporation und fanden in ihrer Klausur, die sie auf den wechselseitigen Verkehr beschränkte, die förderlichste Anregung zu eifriger wissenschaftlicher Betätigung. Waren doch die bedeutendsten Männer aus dem Tübinger Stift hervorgegangen, und keineswegs nur Theologen: als erster Stern

glänzte unter den Stiftlern der große Johannes Kepler, dem Mörike ein schönes Gedicht geweiht hat, als zweiter Graf Reinhard. Freilich entstand so auch, nach Vischers Wort, „jene Mischung von Gefühl des Drucks und von gesteigertem Selbstgefühl, den man das Stifilersgeschmäckchen nennt“.

Es ist nicht zu bestreiten, daß das Stift, von vornherein gebiegen und tüchtig, wie Altwürttemberg überhaupt, im Laufe der Zeit viel Koft ansekte. Der Entwicklung hoch individueller oder gar genialer Naturen konnte es ebensowenig Genüge thun wie die Klosterschule oder die hohe Karlschule. Weyhrlin hat das Stift aufs heftigste angegriffen, Graf Reinhard hat es in einem berühmten Jugendaufsatz geradezu als einen Schandfleck, als den Krebschaden des Landes bezeichnet. Er meinte, es mache seine Insassen für das Leben unbrauchbar, und ihm selbst war es ein Fegesfeuer, in dem er sich höchst unglücklich fühlte. Ein Menschenalter vor Mörike durchliefen das Stift Hölderlin, Hegel und Schelling; auch sie sind hier mannigfach gehemmt, ja Hölderlin fast gebrochen worden. Uhland hat dagegen das Stift, dem er freilich selbst nicht angehört hat, gegen den immer wieder auftauchenden Vorschlag der Aufhebung in Schutz genommen. D. Fr. Strauß stellt diese Forderung in seiner Glaubenslehre, aus Erbarmen mit den armen Knabenseelen, „die jährlich durch den Speck der Stiftungen in die theologische Mausfalle gelockt werden, in der gerade die Besten am jämmerlichsten zu Grunde gehen“.

Vischer zählt auch Mörike zu den Opfern dieser Kloster-erziehung, insofern die Verhältnisse ihn hinderten, sich im Weiten umzuschauen und in seiner epischen Kunst zu umfassenden Lebensbildern zu gelangen, und Mörike spricht auch wohl selbst einmal gelegentlich von seiner „Antipathie gegen das Stift“. Von anderen Stiftlern seien noch Baur, Albert Knapp, Hauff, Beck, Fr. Vischer, Herm. Kurz, Herwegh und Gerolf genannt.

Am 28. November 1822 wurde Mörike in Tübingen immatrikuliert und widmete sich, ehe er in das eigentliche theo-

logische Studium eintrat, gemäß den Stiftsbestimmungen während der ersten beiden Semester den philosophischen Fächern.

Die Universität Tübingen stand zu Mörikes Zeit auf keiner bedeutenden Höhe. Die Professoren ragten zumeist über den Durchschnitt nicht hinaus, und es fehlte an einem frischen und jungen Geiste. Neben Konz, der nur noch die Rolle eines „Ehreninvaliden“ spielte, vertrat Tafel die Philologie. Ein im Grunde tüchtiger und geistvoller Mann, der als Student ein gern gesehener Gast im Uhländ-Kernerschen Kreise und sogar Mitarbeiter ihres handschriftlichen Sonntagsblattes gewesen war, kam Tafel im Kolleg doch über Grammatik und Textkritik nicht hinaus und vermochte selbst so lernbegierige und altertumsfrohe Jünglinge wie Mörike und seine Freunde nicht zu fesseln. Wohl gelang das dagegen dem geschmackvollen Professor Karl Friedrich Haug, aus dessen glänzenden, wenngleich wohl allzu glatten und nicht eben gehaltreichen historischen Vorlesungen die Freunde ihre Hohenstaufenbegeisterung schöpften.

Recht schlecht stand es um die Philosophie. Mörike hörte bei dem weit überholten Schott, bei dem gelehrten, aber ledernen Sigwart und bei dem unkritisch-dilettantischen Eschenmayer, dem Mystagogen des dämonengläubigen Pietismus, dem überzeugten Mitarbeiter und Propheten Kerners und seiner Magie. Mörike war kein philosophischer Kopf; was ihn an der Philosophie anzog, das waren ihre mystischen Richtungen und ihr künstlerischer Gehalt. Er hat Philosophie niemals studiert, sondern nur genossen. Abstraktes, unanschauliches Denken lag ihm fern. Gleich Goethe fesselte ihn, den Dichter, vor allem der Pantheismus Spinozas, für den auch Waiblinger schwärmte, und den Mörike besonders in seinen Vikariatsjahren gern las. Ludwig Bauer, der dritte im Bunde, begeisterte sich seinerseits mehr für Kant, Fichte und Schelling, von denen nur der letzte, der schon der Liebling seines Vaters gewesen war, den jungen Dichter näher anzog. Hegel begann damals eben erst Eingang zu finden; daß ihn die Freunde ablehnten, ist begreiflich, wenn sie ihn auch schwerlich an der Quelle kennen gelernt haben.

Die theologische Fakultät beherrschte der Prälat Ernst Gottlieb Bengel, dessen Mörike später mit den Empfindungen persönlicher Dankbarkeit gedenkt. Eine Achtung gebietende, energische Persönlichkeit, vermittelte Bengel den Studenten in geschickter und lichtvoller Weise seine Lehre, einen kirchlichen Supranaturalismus, der doch auch rationalistische Neigungen erkennen ließ. Als Bengel im Jahre 1826 starb, rückte an seine Stelle als Senior der Fakultät der bekannte Dogmatiker Steudel, ohne jenen indessen zu ersetzen. Steudel war wohl ein vortrefflicher Charakter, aber ein ziemlich mittelmaßiger Professor, der mit kümmerlichem, unzeitgemäßem Eifer den Rationalismus befehdete und sich in den späteren Kämpfen mit D. Fr. Strauß bald den Todesstoß holte. Auf's eifrigste bekämpfte er auch die Schleiermachersche Theologie. Als diese besonders durch Baur, den Begründer der berühmten Tübinger Theologenschule, immer weiteren Eingang fand und eine neue Ära für die Universität Tübingen heraufführte, war Mörike nicht mehr Student.

So wenig wie in Urach bewies Mörike sich in Tübingen als Musterchüler. Während Uhland und Schwab stets die besten Schüler waren, blieb Mörike, auch darin mehr Kerner gleichend, stets einer der letzten. Der Uracher Professor Köstlin charakterisierte ihn bei seinem Abgange von der Klosterschule in einem Privatbrief als einen „Freund des Aesthetischen, dem trockenen Studium abhold“. Dem Eintritt Mörikes in das Stift ging ein Reskript des Oberstudienrats „im Namen des Königs“ voran, das unter einigen Mitgliedern der neuen Promotion ganz besonders den jungen Dichter und seinen Freund Hartlaub ernstlich „zu anhaltenderem und angestrenzterem Fleiße erinnert haben“ will; und unter ähnlichen scharfen Ermahnungen zu größerem Fleiße und „unter Bedrohung mit ernstlicheren Maßregeln“ bezog Mörike öfters auf sechs, zehn, zwölf, ja vierundzwanzig Stunden das Karzer, wodurch sogar einmal seine Ferien hinausgeschoben wurden. Mörike war nicht eigentlich faul, aber ein Träumer, der andere Dinge im Kopfe trug. Daß er die Kollegien regelmäßig besuchte, wird ihm immer wieder bescheinigt, aber er nahm aus ihnen nichts mit. Oft

schrieb er während der Vorlesung Briefe, denen zufolge ihn der Sonnenschein draußen mehr anzog, als die messianischen Weissagungen drinnen. Das einzige erhaltene Kollegheft Mörikes enthält in sehr sauberer Nachschrift eine Vorlesung des Repetenten Süßkind über den Propheten Nahum und scheint im übrigen als Blumenpresse gedient zu haben. In den Stiftsakten sind Mörikes sämtliche, wenig erfreuliche Zeugnisse enthalten. Er galt für einen nur mittelmäßig begabten Menschen. Man schrieb ihm ein gutes Gedächtnis, aber geringe Auffassungsgabe und konfuse Urteilskraft zu. Seine Sitten werden meist als gutartig bezeichnet, doch ließ er sich etwas gehen; eine gewisse Geseßtheit wird vermißt, und ausdrücklich werden die gestus vagi, die lässige Haltung, bemängelt. Seine Leistungen waren auch in Tübingen durchweg mittelmäßig, andauernd sehr mittelmäßig im Hebräischen, in der Exegetik, Dogmatik und Moral; und in der Homiletik trug er einmal das niederschmetternde Zeugnis davon: „Seine Predigt war mittelmäßig disponiert, unangemessen ausgeführt, unangenehm vorgetragen.“ Noch am besten hielt er sich während des ersten philosophischen Kurses, ohne aber seine Leistungen in irgend einem Fache je auf ein volles „Gut“ zu bringen. Höchstens wird einmal seine poetische „Erfindung und Gewandtheit, besonders im Deutschen“ anerkannt oder seine Deklamation gerühmt. Bei den sogenannten loci ver- sagte er, wie stets hervorgehoben wird, gänzlich: „Von der Stirne mir troff examinalisches Naß“ — dieser Vers des Dichters ist so erlebt wie möglich.

Dem eigentlichen Burschenleben konnte Mörike begreiflicherweise keinen Geschmack abgewinnen. Die nach den Freiheitskriegen entstandene burschenschaftliche Bewegung hatte auch in Tübingen Wurzel gefaßt. Wohl war die Burschenschaft infolge der Karlsbader Beschlüsse des Jahres 1819 aufgehoben worden, im Verborgenen aber brannte die Flamme fort. Die Bewegung entwickelte nun erst recht eine geheime politische Thätigkeit, die in der Herbeiführung der politischen Einheit Deutschlands, nötigen Falls auf revolutionärem Wege, ihren Zweck sah, bis sie durch die Demagogenverfolgungen

unseligen Angebens nach und nach vollends erstickt wurde. Zum Teil fallen diese bewegten Ereignisse gerade in Mörikes Studentenzeit, ohne daß er näher von ihnen berührt worden wäre. Auch in die abgeschlossenen Räume des Stiftes drang laut der Geist der aufgeregten Zeit. Auch unter den Stiftern bildeten sich patriotische Verbindungen, auch auf sie erstreckten sich die Demagogenuntersuchungen, auf Grund deren im Jahre 1824 ein Repetent auf den Hohenasperg kam. Mörike nahm daran nur objektiv teil und wählte später als Motiv für die Verhaftung der Freunde im „Maler Nolten“ demagogische Umtriebe. Schon von Urach aus hatte er an Waiblinger geschrieben, er hätte Sand seiner echten, guten Gesinnung wegen von je her lieben müssen, dieses Gefühl sei aber in Widerwillen umgeschlagen in Folge des kindischen Geschreies und des vermeintlichen Enthusiasmus eisenfresserischer Studiosi. Ihm mußte das Lärmende, Prahlische und Verbe gerade des damaligen Burschentums in der Seele zuwider sein, und er machte auch kein Hehl daraus. Dadurch entfernte er sich zeitweilig von Freunden wie Lohbauer und Notter, die den burschenschaftlichen Bestrebungen feurig zugethan waren und ihn ihrerseits des mangelnden Patriotismus ziehen. Das Burschentragen von Fahnen und Bändern, das Altertümelnde in Kleidung und Haartracht, das bramarbasierende Teufeltümeln erregte seinen Widerwillen und seinen Spott, und oft zeigte er sich absichtlich als einziger unter Hunderten aus Opposition in dem schwarzen runden Filzhut, der für das Abzeichen des Philisters galt. Im „Maler Nolten“ hat er jene Tendenzen, die zwar übertrieben zu Tage traten, für die ihm aber auch das nötige Verständnis abging, lustig parodiert, in jener Erzählung des Schauspielers nämlich, nach der bei der Redoute ein schwertflirrender Riese in altdeutscher Tracht mit Sporen und Tabakspfeife auftritt, unter dessen aufgeklapptem Scheitel ein hanzwurstartiger Schornsteinfeger allerlei symbolischen Blunder, ein Rärtchen von Deutschland, Kronen, Dolche, Biergläser und dergleichen, herauscharrt; er legt ihm dafür ein griechisches A-B-C-Buch hinein, und nach einigen Schlägen kriecht aus der prahlerischen Hülle ein ganz bescheidenes Pfäfflein

hervor. Auch Ludwig Bauer verspottete nachmals das Burschenschaftswesen in seinem Roman „Die Ueberschwänglichen“.

Mörke war von Haus aus keine unpolitische Natur, wenn sich auch seine Eigenart unberührt vom Zeitgeist entwickelte. Seine Kindheit fiel in eine der bewegtesten Perioden. Im Jahre 1814 nahm russische Reiterei Standquartier in Ludwigsburg, und Kosaken, Kalmücken und Kirgisen mit Köcher und Bogen belebten den Marktplatz. Napoleons Glück und Ende, des heiligen römischen Reiches Untergang, die Befreiungskriege; in der engeren Heimat die Entstehung des Königtums, der harte Druck König Friedrichs, der berühmte Verfassungskstreit, der Thronwechsel — alle diese Ereignisse sind doch nicht spurlos an dem Dichter vorübergegangen. Ein langes Gedicht des Fünfzehnjährigen, „Die Liebe zum Vaterlande“, atmet sogar den leidenschaftlichsten Patriotismus. Die gewaltige Gestalt Napoleons, der in Ludwigsburg zum zweitenmale feierlich empfangen wurde, als Mörke fünf Jahre alt war, imponierte ihm zeitlebens in seiner individuellen Größe, wovon ein Gespräch im „Nolten“ und zahlreiche Briefstellen Zeugnis ablegen: das ästhetische Wohlgefallen an der großen Persönlichkeit überwog das ethische Mitgefühl mit dem gedrückten Vaterlande. Wußte doch auch Beethoven über seine Eroica keinen größeren Namen zu schreiben; und wie lange gerade in Süddeutschland der Napoleonkult anhielt, kann Hauffs Novelle „Das Bild des Kaisers“ bezeugen.

Wir besitzen aus Mörkes Studentenzeit auch eine kleine zweiteilige epische Dichtung in Hexametern und Distichen, „Nachtgesichte“ überschrieben und eine Vision ausmalend, die den Dichter nach Griechenland entrückt, wo er in einem Amphitheater Napoleon sieht. Nach Griechenland waren ja damals aller Augen gerichtet. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend,“ hatte Hölderlins „Hyperion“ der deutschen Jugend den Weg gewiesen, die, unter der Reaktion knirschend, in der Begeisterung für die griechischen Freiheitskämpfer einen Ausfluß für ihre verbotenen Gefinnungen fand. Byron, der 1824 zu Missolonghi seine Schwärmerei mit dem Tode bezahlt hatte,

der Euphorion Goethes, war das Ideal aller deutschen Jünglinge. Er war der Abgott Waiblingers und Lohbauers, ihr Vorbild im Leben und in der Poesie. Mehrere Stiffter entwichen nach dem Lande ihrer Sehnsucht. Auch Lohbauer forderte in einem schwärmenden Brief an Mörike diesen und Rauffmann auf, mit ihm zusammen nach Griechenland zu gehen; einer seiner anderen Freunde widmete wirklich der großen Sache seinen Arm und starb im Jahre 1828 als Festungskommandant von Jkälé. Die anderen machten, Wilhelm Müller folgend, wenigstens in schwungvollen Griechenliedern ihrem Enthusiasmus Luft, Waiblinger vor allen; von Mörike wissen wir nichts derart. Das Laute und Leidenschaftliche der Bewegung mochte ihn fern halten. Er blieb in der heimischen Enge und schuf sich im kleinen Kreise selbst seine Ideale.

Wieder war es ein schönes und interessantes Stück Erde, auf dem Mörike für einige Jahre weilte. Die alte romantische Neckarstadt mit ihren winkligen und buckligen Straßen und Bauten, mit dem reich bemalten Rathaus und dem schönen Marktbrunnen gilt mit Recht als einer der herrlichsten Musensitze Deutschlands. Droben ragt die alte Burg der ehemaligen Pfalzgrafen von Tübingen, mit Türmen und Zinnen, unterirdischen Gängen und tiefen Kellern, mit dem geräumigen Schloßhof und der Schloßküferei, die zum Schauplatz eines Mörikeschen Gedichtes von lustiger Bopfigkeit wurde. Zu Füßen des breiten Schloßberges steigt terrassenförmig die Stadt empor, und von droben, wie von dem Oesterberg auf der anderen Seite, schweift der Blick über die Thäler des Neckars und der Ammer, über die waldigen Höhen des Schönbuchs hin zur Kette der Alb und zum Schwarzwald. In der Umgebung der Stadt lockten das ehrwürdige Kloster Bebenhausen, das dem greisen Dichter noch so teuer werden sollte, Lustnau, Hirschau, die Wurmlinger Kapelle, sämtlich vom Zauber edelster Poesie umwoben. Auch Tübingen hat der Residenz im „Maler Nolten“ Züge geliehen. Mit allen Fasern des Herzens hingen Mörike und seine Freunde an dieser wundervollen Natur, und alle dachten sie später mit wehmütiger Sehnsucht an die glücklichen Zeiten von Tübingen zurück.

Die Stiftszucht konnte dem Dichter auch hier nichts anhaben, nicht den Flug seiner Phantasie, den Schwung seines Genius hemmen und schwächen. Auch war mit der Zeit mancher Wandel eingetreten; besonders unter Herzog Karl und durch Morikes Oheim Georgii hatten mannigfache Reformen in der Stiftsordnung Platz gegriffen, und manches klingt nach den starren Statuten anders, als es in Wirklichkeit sich darstellte. Zwar blieb die Ausbildung von theologisch-philosophischer Einseitigkeit, doch hatten die Stiffter zu privater Beschäftigung Gelegenheit genug, und daß auch das Stift als solches nicht ganz die schönen Seiten des Lebens vernachlässigte, beweist die in ihm eifrig betriebene Pflege der Tonkunst. Eine Zeitlang leitete die Uebungen Louis Hetsch. Der Hausordnung wurde nach alter Tradition manche Nase gedreht, wovon die eine oder andere lustige Anekdote sich erhalten hat. Am Sonntag morgen, vor dem vorgeschriebenen Kirchgange, kontrollierte am Eingang ein Repetent die Stiffter auch daraufhin, ob sie im erforderlichen Cylinderhut (von ihnen „Schlosser“ genannt) erschienen; dabei halfen sich Morike und Mährlen, die dieses Garderobenstück wie auch den Schlafrock gemeinsam in nur einem Exemplar besaßen, in der Weise, daß der eine zunächst mit dem Hut passierte und diesen dann durch das Kirchenfenster dem draußen wartenden anderen hinausreichte. Oft entwichen die Stiffter durch einen großen bedeckten Staffengang wieder aus der Kirche. Wie in Urach, so ging's auch in Tübingen wohl nächtlicherweile zum Fenster hinaus zu ungebundenem Umherschwärmen. Ein Hauch von Kindlichkeit verblieb den Freunden dauernd; Knaben gleich zogen sie als Ritter und Räuber mit Pfeil und Bogen aus, spielten in den Büschen Verstecken und schossen als Homerische Helden mit der Wasserspritze auf Myrmidonen. Sie dachten sich ihr verdunkeltes Gartenhäuschen als eine Diebsherberge, wo sie einem Krämer auflauerten, den sie plünderten, mordeten und in einen Sumpf warfen. Nicht selten ereilte sie auch ihr Schicksal, und namentlich Morike, einer der meistbestraften Stiffter, kam mit der Hausordnung unendlich oft in Konflikt und wurde mit Admonitionen, Annotationen,

Karitionen und Inkarzerierungen wegen Verspätung, Herumtreibens, ungehöriger Kleidung, verbotenen Tabakrauchens („ob fumum in publico loco haustum“) förmlich überschüttet, ohne daß er sich darob je ein graues Haar hätte wachsen lassen. Gern und häufig war er in der „Beck-Becke“, der Stammkneipe der Stiftler, wo er mit Rifele, dem Wirtstochterlein, und Minele, dem Schenk mädchen, manches Stündchen verschwakte, und auch der aus seinen Gedichten bekannte Lammwirt war eine viel besuchte Persönlichkeit im damaligen Tübingen.

Unter Mörikes Freunden gewann sich während der beiden ersten Tübinger Jahre den ersten Platz Wilhelm Waiblinger, der zu gleicher Zeit in das Stift eintrat. Waiblinger war damals eine glänzende Erscheinung. Von hoher, kraftstrotzender Gestalt, mit stolz zurückgeworfenem Haupt und wilden dunklen Locken, dazu von feuriger Beredsamkeit, schien er das junge Genie in sich zu verkörpern. Doch war er nicht charakterfest genug angelegt, um sich im glücklichen Rausche nicht zu verlieren. Seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz, seine Geniesucht gediehen zu derselben Maßlosigkeit wie alles, was er that und dachte. Seine Neigung für das Abenteuerliche und Excentrische, seine ausschweifende Phantasie gefährdeten seine Kunst ebenso ernstlich, wie seine zügellose Leidenschaftlichkeit ihn im Leben fortriß und zu Grunde richtete. Was Mörike auszeichnete, die schöne Harmonie des Inneren, fehlte ihm völlig, der immer aus einem Extrem ins andere fiel. Von einer festen, wagemutigen Zuversichtlichkeit getragen, setzte er das eine Mal mit großer Willensstärke durch, was er sich vorgenommen hatte, um sich das nächste Mal in unmännlicher Thatenlosigkeit vom Schicksal niederwerfen zu lassen. Bald überließ er sich der Liebe und der Freundschaft mit schwärmerischer Hingebung, bald tyrannisierte er jeden, der ihm nahe trat. Im Grunde aufgehend in heidnischem Lebensgenuß, konnte er in den heiligsten Gefühlen frommer Zerknirschung schwelgen. Bald fühlte er sich durch Beethovens Riesenschöpfungen erstarrt, bald versiel er völlig Byronscher Zerrissenheit. All sein Streben, in guten Stunden diese Disharmonien in einen reinen Accord aufzu-

lösen, mißglückte ihm. Seine Arbeitsfähigkeit war so groß wie sein Wissen, aber noch größer war der Leichtsinns seines feurigen Temperaments, das ihn von früh an in peinvolle Liebeswirren verstrickte. Hundert poetische, vorwiegend dramatische Pläne keimten in dem Jüngling, doch in der Brandung des Lebens zerrann ihm sein Dichten.

Waiblinger wurde natürlich mit großer Spannung im Stift erwartet. Er hatte bereits durch Reisen seinen Gesichtskreis erweitert, überhaupt schon weit mehr erlebt als die unter steter Aufsicht erzogenen Klosterschüler, die das freie Auftreten des ihnen so überlegenen, blendenden jungen Dichters anstaunten.

Anfangs fühlte Waiblinger sich im Kreise seiner jungen Verehrer sehr wohl und fand mit ihnen sein Vergnügen an der nächtlichen Heimlichkeit, mit der die Stiffter den verbottenen Freuden des Zusammenseins bei Bier und Tabak oder gar bei selbstgemachtem Bunsch sich hingaben, bald aber drückte ihn der Zwang des Konviktlebens so stark, daß er um die der Ueberfüllung wegen unschwer zu erlangende, auch Mönche zeitweilig gewährte Erlaubnis bat, in der Stadt wohnen zu dürfen. So bezog er denn tags über ein Gartenhäuschen, wo er ungestört arbeiten konnte und 1823 seinen Roman „Feodor“ vollendete, den er übrigens in der Handschrift verbrannte.

Bald wurde zu diesem Freundschaftsbunde der dritte gefunden in Ludwig Amandus Bauer, der, um ein Jahr älter als die beiden anderen, schon ein Jahr länger im Stifte weilte. Er stammte aus Orendelsall im Oberamt Dehringen, ein Franke von Geburt, aber ein Schwabe der Art nach, der Sohn des dortigen Pfarrherrn. Er hatte das Seminar zu Blaubeuren durchlaufen. Zuerst fanden sich Waiblinger und Bauer und schlossen voll romantischer Phantastik in einem einsamen Kreuzgange beim Schlag der Mitternachtsglocke den Bund. Waiblinger führte dann dem Neugewonnenen Mönche zu, in dessen Herzen Bauer bald den ersten Platz einnehmen sollte. Ludwig Bauer mit seinem hellen, schönen Angesicht und dem seelenvollen Glanze seiner braunen Augen war ein Mensch von hei-

terster Liebenswürdigkeit. Ein natürlicher, treuer und lauterer Jüngling, rein und harmlos und wiederum frisch und schallhaft, von hingebender Weichheit zugleich und von männlichem Ernste, voll poetischen Schwunges und doch ein Mann der Lebensflugheit, geistig bedeutend und doch anspruchslos, war er innerlich viel tüchtiger als Waiblinger, dessen geniale Feuerseele sein eigenes, angenehmes, aber doch fast nur rezeptives Talent erheblich in den Schatten stellte. Trotz seiner nebelhaften Schwärmerei für alte Ruinen und einsame Schlösser hatte Bauer doch etwas vom Normalmenschen, das ihn im Leben schnell zu etwas kommen ließ, ja ihm mit der Zeit sogar ein kleines Philisterzöpfchen anhängte.

Der ungekrönte König des kleinen Kreises war von Anfang an Mörike, von dessen reiner Jünglingsgestalt ein Zauber ausging, wie ihn auch Hölderlin auf seine Genossen geübt hatte. Namentlich Bauer findet nicht Worte genug für die fast anbetende Verehrung, die ihn zu Mörike zog. Er sah in ihm seinen guten Engel und zugleich die Verkörperung der Poesie und fühlte sein tiefstes Selbst mit unzähligen Wurzeln in den Freund verwachsen. Mörike war ihm „heilig wie ein Gestorbener“, und als jener im Herbst 1823 zur Heilung eines bedenklich scheinenden Brustleidens Tübingen auf einige Zeit hatte verlassen müssen, schrieb ihm Bauer: „Ich klebe noch am Staub, und wenn ich an Dich gedenke, ist mir's, wie wenn ich im Shakespeare gelesen hätte. Aber das ist mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünschelrute meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt.“

Mörike war damals in der That eine ideale Erscheinung. Halb kindlich noch in treuherzigem Wesen, ohne doch das tief Bedeutende seiner reichen Natur verbergen zu können, wiegte er sich wechselnd in sonniger Lebenslust und in schwermütiger Träumerei, die oft die herrschende wurde. Sein ursprünglicher Hang zur Einsamkeit bewirkte, daß er nur ganz wenigen verwandten Naturen sich erschloß. Mit ihnen zurückgezogen in geheimnisvolle Abgeschlossenheit, gab er sich schran-

fenlos und entzückte die Freunde durch seine bewegliche Proteusnatur. Da konnte er lachen und weinen wie kein anderer, da erging er sich, tiefen Sinn in kindisches Spiel ergießend, in tausend bunten Bildern seiner Erfindung, in der schalkhaftesten, besonders dem Grotesken zugewandten Mimik, in übersprudelnder Jugendfröhlichkeit, der ungewollt geniale Geistesblitze entführen.

Es fehlte diesem Freundschaftsbunde, der um so leidenschaftlicher sich gestaltete, je mehr er dem einzelnen Familie und Geliebte ersetzen mußte, nicht an einer gewissen thränenfeligen Empfindsamkeit, mit der die jungen Leute einander in die Arme sanken. Doch darf man das getrost ihrem Alter, ihrer Lektüre und den Lebensbedingungen des Stifts zu gute halten. Mörike und Bauer waren gewiß innerlich gesunde Naturen. Manches hat der Mörike dieser Zeit mit Hölderlin gemein, wenn auch seine immerhin noch große Nachgiebigkeit weit entfernt ist von der wächsernen Weichheit jenes unglücklichen Dichters, den jeder rauhere Griff des Lebens verletzete. Auch in seiner ahnungsvollen Versenkung in die Natur und ihre Reize und Wunder gleicht ihm Mörike, nur belauscht er die Natur mit bewußtem Genuß und nicht — oder doch nur ganz vorübergehend — mit der Wertherisch leidenden Frühlingsmattheit des anderen, der seinem kranken Herzen jeden Willen verstattet und sich in unthätiger Empfindung aufreißt, indes Mörike sie sich zu plastischer Anschaulichkeit dienstbar macht. Die Natur wurde für Mörike eine hingebende Geliebte, die ihrem Dichter nichts versagte.

Mörike liebte nicht das „laute Lieben“ und erschuf in Tübingen um sich eine Art Freimaurerloge, wie David Friedrich Strauß es nannte. In der Stille bildete sich sein Talent; dem „Strom der Welt“ entzog er sich, und sein Charakter entbehrt darum der zum Kampfe mit der Welt gestählten Muskulatur. Mörike zeichnet sich selbst in seinem Molten, wenn er Larfens an diesen die Worte richten läßt: „Ich glaube, daß Deine künstlerische Natur, um ihren ungeschwächten Nerv zu bewahren, ein sehr bewegtes gesellschaftliches Leben nicht verträgt. Eben die edelsten Reime Deiner Originalität erfor-

derten von jeher eine gewisse stete Temperatur, deren Wechsel so viel möglich nur von Dir abhängen mußte, eine heimlich melancholische Beschränkung, als graue Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die so recht aus dem innigen Gefühl unseres Selbst hervorquillt." Des Dichters Neigung für geheime, künstlich verdunkelte und künstlich erhellte Plätzchen fand in Tübingen ihren klassischen Ausdruck. Das Gartenhäuschen des Archidiaconus Pressel auf dem Oesterberge, wo schon Wieland gehaust haben soll, wo Waiblinger zeitweise den Tag verbrachte, wurde zum Schauplatz der romantischen Mysterien. Hier empfingen die Freunde auch den wahnsinnigen Hölderlin, mit dem Waiblinger viel umging, und den auch Mörike des öfteren bei seinem braven Tischlermeister besuchte. Auf demselben Oesterberge, wo Uhland als Knabe gern mit seinem Ossian gegessen hatte, versenkte sich Mörike in dieselbe Poesie.

Der Dreibund der Freunde erwies sich nicht als dauerhaft. Waiblinger mußte weichen, ehe das Verhältnis zwischen Mörike und Bauer in seine schönste Blüte treten konnte. Wohl hatte Waiblingers Natur etwas Dämonisch-Anziehendes, zugleich aber etwas Herrisch-Abstoßendes, das keine fremde Individualität schonte, sondern alles seinem Willen unterwerfen wollte. Besonders Bauer hatte sich anfangs mit schwärmerischer Leidenschaft dem Zauber überlassen, doch nicht ohne das Peinige dieses selbstfüchtigen und unsteten Wesens zu empfinden. Mörike hatte Waiblinger nie so viel nachgegeben, wie er überhaupt fremden Einflüssen nur mit größter Vorsicht sich aussetzte. Er wußte, daß der Nährboden seines Talents einzig in ihm selbst lag, und die relativ größte Energie, die er im Leben an den Tag legte, war vielleicht eben diese negative, alles von sich fern zu halten, was seine innere Harmonie hätte erschüttern können. Außere Verhältnisse kamen hinzu, die Freunde von Waiblinger zu trennen. Im Jahre 1824 wurde dieser nicht ohne Schuld durch sein Liebesverhältnis zu Julie Michaelis in eine sehr häßliche Skandalgeschichte verwickelt, die seinen an sich schon erschütterten Ruf in Tübingen völlig untergrub. Bauer folgte einem bestimmten Befehl seiner Mutter und sagte in einem die Trennungsgründe

ausführlich darlegenden Briefe von dem „eh'mals Geliebten“ förmlich sich los. Mörike's Familie suchte dasselbe bei Eduard durchzusetzen. Luise, die treubeforgte Schwester, warnte in einem Briefe: „Dieser W. mit seinem verderblichen Kometenfeuer, mit seinem wüsten schlammigten Leben, stellt sich so beängstigend zwischen Dich und Dein reines Sein. Es kann kein guter Geist von diesem Menschen ausgehen . . .“ Nach schmerzvollen Kämpfen entwarf Mörike einen Brief wie ihn Bauer an Waiblinger gerichtet hatte. Das Blatt spiegelt es deutlich wieder, mit wie schwerem Herzen Mörike sich losriß, wie heiß seine Liebe und die Pflicht der Selbsterhaltung in ihm rangen; ihm will das Abschiedswort nicht von der Zunge: „Ich möchte gerne meinen eigenen Schmerz dabei, ich möchte meine Liebe, die immer wieder zu Dir hinlaufen will, und zugleich die Notwendigkeit jenes Entschlusses Dir alles auf Einmal ins Herz prägen.“ Nicht im Hinblick auf Waiblingers schlechten Ruf und, so beteuert er ausdrücklich, unbeeinflusst von anderen, sondern um seiner selbst willen löst er sich, wie er hofft, nicht für immer, von dem noch immer geliebten Freunde, durch den er sich aus seinem inneren Gleichgewicht gerissen fühlt. Er könne, schreibt er, die Poesie nicht im Umgange mit einem zweiten teilen, der ihre Unruhen und Leiden um sich verbreiten müsse, statt daß er sie rein in sich verwinde. Der Brief ist nicht an seine Adresse gelangt; Mörike behielt ihn zurück. Die Entwicklung der Dinge kam ihm zuvor und entgegen. Ein anderes Ereignis, das schicksalsvollste von allen, griff eben damals in Mörike's Leben ein. Die Freunde verloren einander von selbst mehr aus dem Gesicht. Ein offener Bruch ist zwischen ihnen niemals eingetreten. Im Jahre 1826 wurde Waiblinger vom Stift ausgeschlossen und ging für den kargen Rest seines Leben nach Italien. Es ist kein Zweifel, daß er für den Larkens des „Maler Nolten“, namentlich für des Schauspielers Leben vor seinem Eintritt in die Handlung des Romans, manchen Zug beigezeichnet hat.

Ein Waiblinger vielfach gleichgearteter Mensch und dadurch ebenfalls ein Modell zu Larkens, war Rudolf Lohbauer, der um eben die Zeit Mörike näher trat, als dieser sich von

Waiblinger entfernte, und der ebensowenig wie Waiblinger in Mörikes still harmonische Kreise paßte. Er war, zwei Jahre älter als Mörike und gleichfalls aus Ludwigsburg gebürtig, im Jahre 1822 im Katasterwesen zu Stuttgart angestellt worden, bezog aber drei Jahre später noch die Tübinger Universität, ohne für sein unstetes Wesen und Leben eine Richtschnur zu finden. Er wurde von Mörikes lebenswürdiger Persönlichkeit völlig bezaubert: „Anabe, was machst Du aus mir?“ fragt er in einem überschwänglichen, liebwerbenden Brief. Auch er teilte die Hüttchenschwärmerei und erbaute sich an der Ammer eine Laube, um in ihr sich bald einsam zu begraben, bald mit guten Freunden zu zechen. Auf einer Tuschezeichnung, die er von ihr entwarf, erblicken wir unter den sämtlich hemdärmeligen, mit langen Pfeifen ausgerüsteten Jünglingen auch Mörike, einen Kranz auf dem Kopfe, während die anderen burschikose Schildmützen tragen. Eine Erinnerung an solche Gelage enthält Mörikes „Erbauliche Betrachtung“. Lohbauer war ein recht begabter, aber in seiner Leidenschaftlichkeit maß- und haltloser Mensch. Er liebte Mörikes Schwester Luise, nicht ohne Gegenliebe zu finden. Aber bis auf eine weiche Stunde blieb diese streng und spröde gegen ihn, an dessen Seite sie das Glück nicht zu finden vermeinte. So sehr Luise um den fast wider Willen Geliebten bis an ihr frühes Ende sich sorgte und härmte, beschwor sie den Bruder doch unablässig, sich von ihm zu entfernen: „Du hoffst, die einzelnen Funken eines besseren Gefühls, das hie und da aus der wilden, verzehrenden Flamme hervorbricht, mit einem reinen warmen Hauche zum milden, beglückenden Himmelsfeuer zu beleben. O, das sind schöne Träume . . .“

Mehrmales verbrachte Mörike die Vakanten bei dem Freunde in Ludwigsburg, wo sich zu diesen Zeiten auch Harbegg und Rauffmann einzufinden pflegten. Bei solcher Gelegenheit besuchte Mörike einmal mit Lohbauer den alten Uexküll, eines der berühmten Ludwigsburger Originale, den Freund Schillers und Besitzer der wertvollen, von Strauß gewürdigten Galerie. Was die beiden Freunde besonders eng

zusammen führte, war die Liebe. Die stille Neigung Mörikes zu Klärchen Neuffer, der Jugendgespielin, ward jäh unterbrochen, als diese sich mit einem Vikar Schmid verlobte. Sie hatte geraume Zeit angehalten. Eduard war ein häufiger Gast im lieben Bernhausen, der Onkel schickte eßbare Liebesgaben nach Tübingen, wo die Tante, die freilich von einer künftigen Verbindung wenig wissen wollte, selbst einmal vorsprach. Eduard sandte dem Bäschen Küsse und heimliche Briefchen, die seine Geschwister Luise und August übermittelten. Doch fehlte es auch nicht an allerlei Störungen des Verhältnisses, das schließlich das Ende der meisten Jugendliebschaften nahm. Eduard trug daran nicht leicht. Seine Neigung war treu und echt gewesen. Die Enttäuschung war groß und er hatte, so wenig er es sich anmerken lassen wollte, böse Stunden innerlich zu überwinden. Mängstlich ging er einem Zusammentreffen mit der Ungetreuen aus dem Wege und war noch im Jahre 1827 tief bewegt, als er sie einmal wieder sah.

Aber noch hatte sich dieses Band nicht gelöst, als über den jungen Dichter mit einem Ungefühl, dem nicht zu widerstehen war, zum erstenmal die heiße Liebe zu einem voll erblühten Weibe kam. Es war die größte Leidenschaft seines Lebens, auch sie verlief unglücklich. Der Schmerz über das entschwundene Glück dieser Liebe legte dem Dichter die ersten tief individuellen Töne auf die Lippen und gab ihm die poetische Feuertaufe. Es ist die Liebe zur Peregrina seiner Lyrik, einem Urbilde der Zigeunerin Elisabeth im „Maler Nolten“, der bezauberndsten Frauengestalt seiner gesamten Dichtung. Und wie dies Erlebnis das größte seines Lebens ist, so ist es zugleich das romantischste und geheimnisvollste. Nach verfliegenem Rausche schwindet Bild und Name der schönen Geliebten scheinbar für immer aus Mörikes Gedankenkreis. Von der Stunde der Enttäuschung an sollte sie tot für ihn sein. Selbst den Nächsten gegenüber hielt er bis ans Ende mit genaueren Angaben über dieses dunkle Verhältnis zurück; auch that er das Möglichste, um der forschenden Nachwelt die Spuren dieser Tage zu verwischen. Die Briefe, die er von

Peregrina empfing, hat er uns nicht aufgespart; auch fehlen in seinem sonst so vollständigen und reichhaltigen litterarischen Nachlaß offenbar viele Briefe und Papiere, die von ihr handeln, und aus den wenigen überlieferten sind in auffallender Weise bezügliche Stellen herausgeschnitten. Einen vollständigen und unbedingt zuverlässigen Lebensabriß Peregrinas zu entwerfen, ist dem Mörike-Biographen darum versagt. Er ist auf einige verstreute Briefe angewiesen, auf die besonders durch einen noch lebenden Sohn Ernst Friedrich Kauffmanns erhaltene mündliche Tradition und auf Mörikes mit großer Vorsicht zu verwertende Peregrina-Dichtung. Wird das Dunkel hierdurch auch nicht völlig erhellt, so fällt doch immerhin genug Licht auf die geheimnisvolle Fremde, um den — zum erstenmal von Rudolf Krauß mit damals noch dürftigerem Material unternommenen — Versuch zu rechtfertigen, mit einigem Vorbehalt ihr Bild und die Geschichte dieser interessanten Dichterliebe zu umreißen.

Es wird im Jahre 1823 gewesen sein, als Mörike, während der Universitätsferien bei Lohbauer in Ludwigsburg zu Besuch weilend, im Wirtshause des Brauereibesizers Helm ein Schenkmädchen kennen lernte, das unter den seltsamsten Umständen zu dieser Beschäftigung gekommen war. Helm hatte sie nämlich eines Tages, als er von Stuttgart nach Ludwigsburg fuhr, ohnmächtig an der Straße auf einem Steinhaufen liegend angetroffen. Er brachte sie wieder zu sich und nahm sie auf seinen Wagen. Da er an dem sauber gekleideten, überaus schönen Mädchen von fremdartigem Reiz großes Gefallen fand, so erfüllte er gern ihren im Verlauf des Gesprächs sich äußernden Wunsch, sie in seine Wirtschaft als Kellnerin aufzunehmen. Er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht, denn die schöne Schenkin, deren Ruf weithin erging, lockte die ganze Stadt in sein Gasthaus, nicht zuletzt natürlich die gerade anwesenden Tübinger Studenten. Das Geheimnis ihrer Herkunft, das sie nur wenig lüftete, erhöhte ihren Reiz. Sie nannte sich Maria Meyer, ging aber sonst über einige Andeutungen nicht hinaus, denen zufolge sie den Ihrigen in Oesterreich (oder Ungarn) entflohen sei, weil diese sie wider ihren Willen zur

Nonne hatten machen wollen. In Wahrheit hatte sie die Schweiz zur Heimat. Besonders Mörike und Lohbauer waren von Maria gleichermaßen bezaubert und gefesselt. Dazu trug nicht wenig bei eine für ihre gute Herkunft sprechende Geistesbildung: kannte sie doch Goethe und Jean Paul. Unter diesen Umständen setzten die Freunde alles daran, ihr Schicksal günstiger zu gestalten. Lohbauers Mutter nahm sie in ihr Haus auf, und seine Schwestern brachten ihr die schwärmerischste Liebe entgegen. Hier traf auch Mörike viel mit ihr zusammen, und seine Neigung wurde zur feurigsten Leidenschaft. Als er nach Tübingen zurückkehren mußte, begann er — wie Lohbauer — einen Briefwechsel mit Maria. Anfangs liebte er sie gleich einer Heiligen mit der überschwänglichsten Verehrung, bald aber erregte ihr Gebaren ihm Bedenken über die abenteuerliche Rolle, die sie spiele. Zweifel an ihrem Seelenadel, an ihrer Herzensreinheit und Treue warfen tiefe Schatten auf seine anbetende Liebe. Da traf ihn wie ein Schlag die Kunde, Maria sei plötzlich aus Ludwigsburg verschwunden. Ihre Spur tauchte in Heidelberg wieder auf, wo sie unter ganz denselben Umständen, wie damals in Ludwigsburg, gefunden und als Landstreicherin verhaftet wurde. Da sie sich auf ihre Freunde in Schwaben berief, zog die Heidelberger Polizei bei Frau Hauptmann Lohbauer Erkundigungen nach ihr ein. Wieder nahmen sich angesehene Freunde, von ihrer Schönheit betroffen, ihrer an. In diese Zeit gehört das erste erhaltene Dokument, das unzweifelhaft auf Maria Bezug hat: ein Brief Mörikes an seine Schwester Luise vom 26. Januar 1824, aus dem hervorgeht, daß der Dichter die Korrespondenz mit Maria abgebrochen und einen Brief, in dem sie wohl von neuem anzubahnen suchte, unbeantwortet gelassen hat. Er glaubt zu seinem schwer verhehlten Schmerz in Maria eine abenteuernde Kofette sehen zu müssen; er spielt auf ihren „Universitätsaufenthalt“ und auf dabei gezeigte Flatterhaftigkeit an. „Und doch“, heißt es weiter, „scheu ich mich wie vor einem Gespenst, diesen Punkt mehr als halblaut vor mir zu gestehen, weil [ich] ihn wirklich nicht glaube bei Maria. Ihr Leben, — so viel ist gewiß, hat aufgehört in das meinige

weiter einzugreifen, als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genügt hat." Man sieht, Mörkes Herz wollte die Geliebte immer noch nicht ganz aufgeben, und um aus seiner quälenden Unsicherheit erlöst zu werden, um gegebenen Falls Bestätigung seines Mißtrauens zu hören, wandte er sich nach Heidelberg, und zwar an einen Maler Namens Köster, in dem der über Marias Verhalten gleichfalls tiefbekümmerte Lohbauer einen teilnehmenden Freund gefunden hatte. Köster beantwortete am 21. Februar 1824 ausführlich Mörkes Brief, von dem er schreibt: „Zu seinem hoffnungslosen Inhalt in betreff Mariens sage ich ein trauriges Amen! Denn er war ja wie ein Grabgeläute der Marie — jener Marie nämlich in unserem Gehirn." Des weiteren berichtet er, Maria hätte etwa sechs Briefe von Mörke und Lohbauer vorgewiesen. Auch er, ein vierzigjähriger Mann, sei von ihr anfangs geblendet worden. Ihres Bleibens werde auch in Heidelberg nicht mehr lange sein: „Sie bequemt sich gar zu wenig und ist nicht selten unartig. Dieses kann nun in den edlen Familien hier, worin sie Aufnahme gefunden hat, freilich nicht geduldet werden. Mit einigen Gönnern ist sie schon zerfallen, und der Boden fängt an, unter ihren Füßen zu wanken. Sie hätte sehr anständig hier leben können. Du mein Gott! was ist das für ein Geschöpf! Seinem Schöpfer gleicht es von außen, inwendig ein Chaos." Mörke war in einer unbeschreiblichen Verfassung. Sein Verstand sagte ihm, daß Maria seiner unwürdig sei, sein Herz wehrte sich immer von neuem gegen diese Ueberzeugung. Am nächsten stand ihm als Vertraute seiner Liebe Luise; in ihre treue Schwesterbrust ergoß er seinen Schmerz. Sie übernahm voll zärtlicher Liebe und voll heiligen Ernstes die schwere Rolle der Warnerin und Beraterin. Ein ergreifender Brief an den Bruder sucht diesen gleichermaßen von Lohbauer und von Maria zu entfernen. Es ist darin von Marias schlimmem Ruf, von ihrem unweiblichen Auftreten, ihrem unwahren Wesen die Rede, und doch läßt die fromme, sanfte Luise, die sie persönlich nicht kennt, sie nicht fallen. Maria muß einerseits eine verführerische, die Sinnlichkeit reizende Seite gehabt haben, andererseits aber

einen hochidealen Zug, der auf den Geist von starker Wirkung war. In ihrem Wesen war entschieden etwas Ueberirdisches, Mythisches, das eine förmliche Heiligenverehrung ihr gegenüber hervorrief, wie sie der in jeder Beziehung ausschweifende junge Lohbauer ihr zollte. „Achte Du in ihrem Wesen“, schreibt Luise dem Bruder, „immer das hohe Ideal der Reinheit und Tugend, das Deiner Seele jenen mächtigen Schwung verleiht, der sie schnell empor, der sie zum Himmel trägt! Bewahre ihr Bild, das Bild der Tugend lebendig in Deinem Innern und danke ihm das Gute, das es in Dir schafft, aber sie selbst laß Dir gestorben sein. Ist sie wirklich das, was sie Dir scheint, so wird sie Gott nicht verlassen und die verworrenen Fäden ihres unglücklichen Schicksals herrlich entwickeln.“

Mörke bedurfte auch in Tübingen eines Menschen, um mit ihm Brust an Brust von seinem Glück und Unglück rückhaltlos zu sprechen; wer anders konnte das sein als Ludwig Bauer? Ihn weihte er in dem verschwiegene Brunnenstübchen in alles ein. Wir wissen davon aus einem Gedichte Bauers, überschrieben „Geheimniß. An E. M. (Nachdem derselbe seinem Freund ein merkwürdiges Lebensereigniß anvertraut hatte.“) Leider hat Mörke später, an der Redaktion von Bauers Schriften beteiligt, dieses Gedicht, dessen Originalfassung nicht vorliegt, überarbeitet. Bauer erteilt darin Mörke das Wort, und dieser beginnt mit einer Anrufung der heiligen Jungfrau, der hohen, schmerzgebeugten Maria, der des Himmels Glorie sich neigte, und die wiederum vor dem Kreuze die Unglücklichste war. Er möchte ihre Gottheit und ihr „menschliches Erblassen“ in einem Bilde fassen — und zeichnet dem Freunde das Bild seiner Maria:

Ach, daß du einmal nur sie könntest schauen,
 Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
 Sähest ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
 Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht!
 Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
 Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
 Sähest du die Sonne, die ein Flor getrübet,
 Die heil'ge Sünderin, die ich geliebet!

O welch' ein Frühlingschein! o welche Sterne,
 Die ich aus dem verklärten Auge trant,
 Wenn rückgekehrt aus unbekannter Ferne,
 Sie an das Herz mir liebeatmend sank!
 Ein Wort, so ward's ihr lichter, ward ihr freier,
 Von ihrem Geiste fällt des Lebens Schleier,
 Und, über finstres Nebelgrau gezogen,
 Erschimmert mir ein goldner Regenbogen.

Und sah'st zuletzt, wie ich, den Wahn erblickend,
 Des thränenvollen Endes schon gewiß,
 Der Heiligen die Hand noch einmal drückend,
 Mich von der Sünderin, dem Weibe, riß, —
 Und dort das Abendrot in stillem Prangen,
 Der Tag im Busen ewig untergangen —
 Mich hingegeben gotterfüllten Schmerzen,
 Marias Namen einzig noch im Herzen!

Bauer betrachtete fortan diese Stunde als die Geburtsstunde seiner unlöslichen Freundschaft mit Mörke. Als er diesem, dessen Geburtstag auf „Mariä Geburt“ fällt, im Jahre 1828 zu seinem Feste gratuliert, bemerkt er zu dem seltsamen Zusammentreffen: „Mariä Geburt — da fällt mir allemal der ganze Ursprung unserer Freundschaft ein.“

Die Dinge nahmen eine neue Wendung, als Maria — ihren letzten Brief hatte Mörke ja nicht beantwortet — plötzlich selbst in Tübingen erschien. Ein an Luise Mörke gerichtetes Schreiben Bauers vom 10. Juli 1824 spricht von ihr als dort anwesend. Wieder war sie im Angesichte der Stadt ohnmächtig niedergesunken. Sie bat Mörke schriftlich um eine Zusammenkunft. Er lehnte ab; ja er verweigerte ihr sogar das erbetene Stammbuchblatt, da sie dessen nicht wert sei. Wie sehr er damals litt, berichtet beiläufig ein Brief Rauffmanns an seine Braut Marie Lohbauer. Tief bekümmerte es Mörke, wenn andere an Maria zweifelten. So beklagte er sich deswegen einmal über Bauer. Dieser verteidigt sich in einem Billet und versichert, er habe noch keinen Augenblick geglaubt, Maria sei gesunken: „Freilich habe ich sie noch nie als Heilige erblickt, sondern von jeher als jene heilige Sünderin, wie Du sie mir gezeigt hast; aber dies gerade ist auch der Zauber, der über sie ausgegossen ist und ihre Nähe so

unheimlich reizend macht. Du freilich hast die Göttin an ihr verloren, und Dein Herz blutet." Er schilt den Freund, daß er jetzt mit bloßem Mitleid von ihr sprechen könne. Mörkes innerstes Gefühl war das gewiß nicht; er zwang es nur scheinbar, sich selbst belügend und beschwichtigend, seinem Schmerz und seiner Liebe ab. Er fühlte sich großen Affekten niemals gewachsen und floh sie wie Goethe. Er wollte Maria sich nicht fürs Leben wieder gewinnen, sondern nur für seine Erinnerung; da sollte sie thronen in der Gestalt, in der sie zuerst ihm entgegengetreten war, alles später Geschehene sollte ausgelöscht sein aus seinem Gedächtnis. Bauer verstand ihn und schrieb: „Ich will Dich gar nicht gestört wissen zu einer Zeit, wo Du das heilige Nachtbild der wandernden Jungfrau festhalten willst. Ja, halte es fest!" Und in dem bereits erwähnten Briefe Bauers an Luise vom 10. Juli, in dem der Freund, sehr weit ausholend, der besorgten Schwester, die sich an ihn gewandt hatte, seine Ansichten und Gedanken betreffs Marias darlegt, heißt es von ihrem abermaligen Auftauchen: „Sie, die er gerade jetzt nur als heilige Reliquie in seinem Herzen trug, erschien wieder vor ihm mit allen Zeichen der Wirklichkeit — gemeine Menschen wurden durch Zufall in ihre Nähe gebracht, elende Gerüchte strichen an seinen Ohren vorbei, um ihn aber regte sich leise und mit Gewalt zurückgedrängt die Ahnung des Zauberkreises, den er einst betreten hatte. Maria, sein wanderndes Ich, pochte wieder an sein Herz, verlassen, krank, Fremden hingegeben, ohne Halt, ohne Stütze, in ihm allein die schönre, ätherische Seite ihres Wesens wiedererkennend." Aber Mörke vermied standhaft jede Verührung mit Maria. Doch nahmen sich die Freunde ihrer an. Wieder fand sie Gönner, die für sie sorgten. Vor allem brachten sie es dahin, daß Maria Tübingen bald wieder verließ. Ein undatiertes Billet Bauers an Mörke bezeugt den Abschluß ihrer wohlmeinenden Bemühungen: „Bis Donnerstag reist Maria nach Schaffhausen ab. Gmelin und Mme. Gehl nebst einigen anderen Personen schaffen alles nötige Geld herbei. Es ist alles ganz gut gekommen, Gmelin blieb unbeschädlich; sie verläßt uns in Frieden. Schicke Dein Stamm-

blättchen! Ich bringe ihr's mit den letzten Grüßen." Wort Schaffhausen spricht auch ein kleines Manuskript Lohbauers, das, an Mörike gerichtet, einen phantastischen Traum ausmalt. Lohbauer sieht darin „Marie von Schaffhausen lebendig begraben“. Endlich giebt es noch eine mündliche Tradition, daß Maria nachmals als brave Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschar zu Winterthur in der Schweiz gestorben sein soll. Luise Mörike, die im Jahre 1827 starb, vermachte in ihrem Testament ihrer Herzensfreundin Lotte Späth „die Sammlung von Papieren von und über Maria Meyer“. Der Dichter hatte sich also aller realen Andenken an die Geliebte entäußert, sie seiner vertrauten Beichtigerin ausgehändigt. Am 3. April 1827 machte er Lotte Späth von dem Testament Mitteilung: „Jene Papiere über Marie Maier fand ich (mit einem schwarzseidenen Bande) zusammengebunden; ich habe sie eingewickelt und petschirt, (doch versteht sich, daß dies Siegel Sie in nichts beschränken soll)“. Alle Nachforschungen nach den Papieren waren vergeblich. Einige weitere Stellen aus den verschiedenen Briefwechseln des Mörikeschen Nachlasses sind nur vermutungsweise auf Maria zu beziehen.

Eine andere wichtige, aber auch stark gefärbte Quelle zur Lösung der Peregrina-Frage liegt in Mörikes Dichtung vor. Von Anfang an suchte er nach einem poetischen Gefäß, in das er seinen Schmerz ergießen könne; er wollte ihn sich von der Seele herunterschreiben wie Goethe im „Werther“, im „Tasso“. Am 26. Januar 1824 schreibt er an Luise: „Ich habe so etwas am Herzen, das auch eins mit [mir] ist, das ich wie ein werdendes oder schon gewordenes Kind meines Herzens mit mir trage, — seit ungefähr vier Tagen ihm zum erstenmal recht deutlich an die schlagende, lebenswarme Seite fühle, wie an meine eigene. — Würde mir das vielleicht auch genommen werden? Ich habe gefunden, daß vor allem eine weitläufigere Dichtung not thut, darin ich, endlich, mich niederlegen will — aber nicht um drauf einzuschlafen — oder vielleicht auch das; in jedem Fall beginn' ich ein Trauerspiel zu schreiben auf den Sommer, wozu mir fürs erste die Fabel

(mehr Nebensache) ziemlich klar geworden.“ Der dramatische Plan kam wie alle übrigen dieser Zeit nicht zur Ausführung. Wir kennen Mörikes Peregrina nur aus der Zigeunerin des „Maler Nolten“ und aus dem Gedichtcyclus, der dort an diese gerichtet ist, und der später etwas verändert in die Gedichtsammlung überging.

Zunächst ist beim „Nolten“ nicht zu übersehen, daß dieser Roman volle acht Jahre nach dem Peregrina-Erlebnis erschien; schon dadurch muß man sich gewarnt fühlen, in ihm eine getreue Wiedergabe wirklicher Ereignisse zu sehen. Im Roman ist ja Larzens der Verfasser der Peregrina-Gedichte, und es wird bei dieser Gelegenheit ausdrücklich von seiner Tendenz gesprochen, „die Geschichte mit der Zigeunerin ins Fabelhafte hinüberzuspielen“. Die Gedichte ergehen sich in einer „wunderlichen Amplifikation“, sie sollen „einen gewissen Lebenskreis erschöpfen“. Und als Nolten sie liest, heißt es: „wie lebhaft erkennt er sich und Elisabeth selbst noch in einem so bunt ausschweifenden Gemälde!“ Wahrheit und Dichtung also ist es, was Mörike im Roman miteinander verknüpft.

Manches in den äußeren Verhältnissen ist ja ganz offenbar von Maria auf die Zigeunerin übertragen. In einer leeren Raftanienallee nahe einer Stadt, bei der man leicht an Ludwigsburg denkt, wird Elisabeth angetroffen, und entseelt findet man sie am Schluß wiederum auf öffentlicher Straße liegen. Man hatte „einige Versuche gemacht, sie in einer geordneten Familie unterzubringen; aber sie fing, ihrer gewohnten Freiheit beraubt, . . . augenscheinlich zu welken an, sie ergriff zu wiederholten Malen die Flucht mit großer List.“ Und weiter ihr Verhältnis zu Nolten. Wenn es von diesem heißt, daß er auf einem Gemälde der Elisabeth mit vollem Bewußtsein das getreue Porträt einer Person dargestellt habe, „welche einst verhängnisvoll genug in sein eigenes Leben eingegriffen hatte“, so ist unmittelbar an Mörike zu denken. Auch in der körperlichen Erscheinung und in ihrem ganzen Wesen teilt Elisabeth vieles mit Maria. Es ist oft von ihrem fremdartigen Aussehen, von ihrer seltsamen Schönheit, von ihren schwarzen Augen die Rede. Auch Elisabeth hat eine „äußerst

arglose, ja kindliche Seite" und zugleich ein durchaus unheilbar scheinendes „melancholisches Wesen, mit der Muttermilch eingefogen". In ihrem Gesichte liegt „etwas unbeschreiblich Hohes, Vertrauenerweckendes, ja Längstbekanntes"; „Bildung des Gesichts, Miene und Anstand hatten ein auffallendes Gepräge von Kraft, alles war geeignet, Ehrfurcht, ja selbst Vertrauen einzulösen, wenn man einem gewissen kummervollen Ausdruck des Gesichts nachging". Nolten spricht von dem „heiligsten Gefühl", das er ihr anfangs entgegen gebracht; er schildert die „schändliche Wut", in die ihre „schwesterliche Neigung", die „teuflische Bosheit", in die ihre „geheuschelte Herzensgüte" sich verkehrt habe, und doch: „Keine Verbrecherin darf ich sie nennen — sie verdiente mein Mitleid, nicht meinen Haß!"

Weiterhin sind die Peregrina-Gedichte auf ihren biographischen Gehalt zu betrachten. Mit der Figur Elisabeths hängen sie nur lose zusammen; sie stehen der wirklichen Maria näher, worauf schon die Zeit der Entstehung schließen läßt. Sie fallen nämlich, obgleich erst 1832 im „Nolten" zum ersten-, 1838 in den „Gedichten" zum zweitenmal veröffentlicht, zum Teil wenigstens schon in das Jahr 1824. In der Fassung dieses Jahres hat Mörike selbst sie niemals drucken lassen. Es sind im ganzen fünf Gedichte, wie sie die erste Gedichtausgabe vollständig bringt. Im „Nolten" fehlt noch das vierte, während das erste und zweite in der Reihenfolge die Plätze tauschen. Die Gedichte sind reich an bedeutenden und unbedeutenden Varianten. Das Gedicht „Der Spiegel dieser treuen, braunen Augen" trägt in der ältesten Form von 1824 den auffallenden Titel „Agnes, die Nonne" und ist von doppelt so großem Umfang als in den späteren Fassungen. Leidenschaftlich taucht darin der Dichter in der Geliebten dunkle Augen hinab, dem goldenen Schimmer in ihnen nachgehend, der ihn ein Widerschein aus Peregrinens Innerem dünkt, aber nirgends kann er die goldenen Adern schauen und steht verzweifelt, von sehnsuchtsvollem Grauen umschüttelt. Er spricht von dem „heil'gen Gram" des Mädchens, das, ein unwissendes (in der Nolten-Fassung steht „unschuldig") Kind, den

Dichter einlädt, festlich sich und sie zu entzünden, wovon er zurückschaudert: „Weg, reuebringend Liebesglück in Sünden!“ oder, wie im Roman steht: „Reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden!“

Das Gedicht „Aufgeschmückt ist der Freudenfaal“ ist in keiner vor dem „Nolten“ liegenden Fassung erhalten; es ist auch in der ersten Auflage der Gedichte unverändert, wandelt sich aber später etwas um. Es schildert eine Hochzeit in südlich farbenprächtigen Bildern, im orientalischen Stil. Die schwarz gekleidete lächelnde Braut trägt „schöngefaltet ein Scharlachtuch“ „um den zierlichen Kopf geschlagen“. Seltsamen Blickes dem Verlobten mit dem Finger die Schläfe streichend, versenkt sie ihn jählings in tiefen Schummer, in einen Wunderschlaf, aus dem er gestärkt erwacht zu glückseligen Tagen; die endgültige Fassung des Gedichts unterdrückt diesen letzten Zug. Beide Fassungen schildern den glücklichsten Liebesgenuß.

„Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten“ liegt wieder in einer Urform des Jahres 1824 vor. Der Liebende entdeckt in seiner „fast (später „einst“) heiligen Liebe“ schauernd „verjährten Betrug“, und „mit weinendem Blick, doch grausam“ heißt er das ihn noch immer liebende, zauberhafte Mädchen mit einem „schönen, sündhaften Wahnsinn“ im Auge in die Welt hinausgehen. Seit der Zeit träumt sein unheilbar verwundetes Herz von ihr und malt es sich aus, wie plötzlich der zugleich liebliche und beängstende Kopf des Zaubermädchens wieder auftauchen könne, oder (so drückt er es später aus) wie er sie, die treuherzig zu ihm aufschaut, eines Morgens wieder mit dem Wanderbündel auf seiner Schwelle sitzen fände.

Das letzte Gedicht des Zyklus im „Nolten“, ein Sonett, zeigt die unglückliche Peregrina im Wahnsinn und Elend. Der Dichter macht sich Vorwürfe, daß er solche Schönheit — schön noch im Wahnsinn — verlassen konnte, er will sie von neuem in seine Arme schließen, doch sie, ihn „zwischen Lieben, zwischen Hassen“ küssend, wendet sich auf immer von ihm, eine Märtyrerin der Liebe.

Das fünfte Gedicht „Warum, Geliebte, denſt du mich“ fehlt im Roman noch. Es ſpricht des Dichters heiße Sehnsucht nach der verlorenen Peregrina aus, die, ein „Bildnis mit leiſchöner Qual“, in einer Viſion vor ihm erſcheint. Stumm naht ihr Geiſt, mit dem er ſchluchzend das Haus verläßt.

Außer dieſen fünf, zu dem Cyklus zuſammengefaßten Gedichten, hat Mörike kein weiteres veröffentlicht, das ſich mit Wahrſcheinlichkeit auf Maria-Peregrina beziehen ließe. Doch gilt das von einem des Jahres 1824, das aus des Dichters Nachlaß bekannt geworden iſt, „Im Freien“. Es ſpricht von der „weichlichen Pein jener unſeligen Liebe“, die den unſterblichen Geiſt der Natur dem Dichter entfremdet habe; verzweifeln möchte er, weil er ſein Herzblut gab für einen Schatten. —

Wer war Peregrina? Um das mit Beſtimmtheit ſagen zu laſſen, ſind die Quellen zu dürftig. Auch den ſich attentiſch gebenden gegenüber iſt Vorſicht geboten. Denn es iſt dem Dichter zeitlebens eigen, in geliebte Perſonen, ſie idealisierend, mehr hineinzulegen, als von Natur in ihnen lag. Ein großer Menſchenkennner war er nie. Der ihn im Alter beſuchenden Iſolde Kurz fiel ſeine geringe Fähigkeit auf, die Menſchen zu durchſchauen; „beſonders dem weiblichen Geſchlecht gegenüber“, meint ſie, „ſchien ihm jede Handhabe zur Beurteilung zu fehlen“. Das iſt ſicherlich zu viel geſagt, aber ein bewußter Psycholog und Beobachter war Mörike nicht; er unterſuchte nicht, er fühlte nur. Die mythenbildende Art ſeiner Phantaſie liebte es beſtändig, geringe Reime ſich groß auswachſen zu laſſen, unorganische Nebendinge mit ſelbſtändigem Leben zu begaben. Zweitens ſtammen faſt alle brieflichen Zeugniſſe über Peregrina von jugendlichen Perſonen, deren Drang zu idealiſieren naturgemäß beſonders groß iſt. Drittens iſt die ſchwärmeriſche Zeitrichtung in Rechnung zu ziehen, der dieſe Briefe entſtammen; iſt es doch die windſtille Zeit der Reaktion, die die Gemüter in „des Herzens heilige ſtille Räume“ verwies, die Zeit einer zweiten Werther-Stimmung, für die immer noch der ſentimentaliſche Jean Paul den Grundton abgab, die Zeit ſo vieler empfindſamer Briefwechſel

von einem heut unerhörten Umfang. So wird auch Maria Meyer, zumal vom Reiz der Schönheit umkleidet, auf ein Piedestal erhoben worden sein.

Eine Zigeunerin wird Maria in Wahrheit zuverlässig nicht gewesen sein, denn sonst würden die historischen Quellen sicherlich unzweideutig davon reden. Dafür spräche ihre angebliche Herkunft aus Oesterreich, wo Noltens Oheim Peregrinas Mutter kennen gelernt hat, ihre fremdartige Schönheit, ihr orientalischer Anzug (in einem Briefe Mörikes an Hartlaub, der vielleicht von ihr handelt, heißt sie „die Asiatin“), ihr Wanderbündel, ihre Landstreicherei, das Heidenische in Stil und Apparat einiger Peregrina-Gedichte. Maria ist doch offenbar dem Dichter untreu geworden; darüber hätte er sich bei einer Zigeunerin nicht wundern dürfen. In seiner Poesie ist aber Peregrina nichts weniger als untreu. Das Zigeunermotiv ist also wohl rein litterarischer Herkunft. Das Orientalische war Mörike bei Byron nahe getreten und bei Waiblinger, dessen „Kalonasore“, die übrigens auch einmal die „schöne Asiatin“ genannt wird, ganz ähnliche Bilder malt wie die betreffenden Peregrina-Gedichte. Wir haben dort dasselbe morgenländische Kolorit mit seinem üppigen Zauber, dieselben märchenhaften Szenen von reicher Farbenglut, denselben Schmelz der reimlosen Verse. Auch Wieland und Ariost, der Mörike nicht fremd war, könnten vorbildlich gewesen sein. Die durch den Namen Meyer etwa für einen Augenblick heraufbeschworene Vermutung, Maria habe als schöne Jüdin das orientalische Kolorit bedingt, ist alsbald wieder fallen zu lassen.

Sehr auffallend ist die anfängliche Ueberschrift „Agnes, die Nonne“ für das erste Peregrina-Gedicht der Gedichtausgabe. Sie schließt sich an das Motiv an, daß Maria den Jhrigen entflohen sei, weil diese sie ins Kloster hatten stecken wollen. Man könnte auf den Gedanken kommen, Maria hätte bereits die Keuschheitsgelübde abgelegt gehabt, ehe sie entflohen und den Dichter entflammte. So würde der den Quellen geläufige Begriff der „heil'gen Sünderin“, die Entdeckung „verjährten Betrugs“ gut erklärt, und erklärt vielleicht auch des

Dichters offenbare Hinneigung zu den Formen des Katholizismus, die er mit seinem Nolten teilt.

Man wird der Wahrheit wohl am nächsten kommen, wenn man das so stark betonte Motiv des Somnambulismus, des Wahnsinns in erster Linie in Betracht zieht. Es würde gleichfalls das eigenartige Grauen deuten, das von Maria Meyer ausging. Maria scheint in der That somnambulent gewesen zu sein. Man denke nur an ihre wiederholte Auffindung in bewußtlosem Zustande, und auch aus Bauers Gedicht „Geheimnis“ läßt sich eine vorübergehende Abwesenheit des vollen Bewußtseins bei Maria herauslesen. Nicht nur die Elisabeth des „Nolten“ ist geistesgestört, sondern, was wichtiger ist, auch die Peregrina der Gedichte hat einen „schönen, sündhaften Wahnsinn“ im Blick; nicht nur Elisabeth übt die geheime magnetische Kraft des Bestreichens, sondern auch Peregrina in der später unterdrückten Stelle des ersten Nolten-Gedichtes „Die Hochzeit“. An dieses Motiv schließt sich auch die einzige Peregrina-Hypothese an, die von Seiten der Mörike-Biographie aufgestellt ist. Notter nämlich bemerkt in einer Anmerkung seines Lebensabrisses von Mörike: „Sollte unter dieser Schweizerin (der Fremden, Peregrina) vielleicht eine im Jahre 1824, wo das Gedicht Peregrina nach der beigefügten Jahreszahl entstanden ist, nach Tübingen plötzlich aus der Schweiz auf geheimnisvolle Weise gekommene, ohne Zweifel noch vielen erinnerliche junge Wandrerin gemeint sein, die, von ausgezeichnete Schönheit und Liebenswürdigkeit, mit der bekannten Frau von Krüdener in vertrauten Beziehungen gestanden hatte, und nebenher durch einen halb somnambulen Zug ihres Wesens die Aufmerksamkeit erregte? Sowohl wegen dieses Zuges und ihrer dunklen Augen und Locken, als wegen ihres unftäten Umherziehens scheint sie sich in Mörikes Phantasie mit dem werdenden Bilde der umherwandernden Orientalin (Zigeunerin, wie es dort, sie eine Stufe niedriger fassend, heißt) in ‚Maler Nolten‘ verschmolzen, oder dieses Bild vielleicht erst hervorgerufen zu haben.“ Diese Hypothese hat manches für sich, und wenn Notter sie auch erst fünfzig Jahre nach den Ereignissen und nur aus mündlicher Ueberlieferung heraus

auffstellt, so weilte er doch gleichfalls im Jahre 1824 in Tübingen und verkehrte mit dem Dichter. Litterarische Einwirkungen sind darum freilich nicht ausgeschlossen. Wenn Peregrina mit fieberglühenden Wangen, „verwelkte Kränze in das Haar gewunden“, Scherz treibt mit der Frühlingsstürme Wut, so denkt man an die arme, gleichfalls noch im Wahnsinn schöne Ophelia bei Mörikes gerade damals über alles geliebtem Shakespeare. An ihn und die große Wahnsinnszene im „König Lear“ gemahnt auch leicht Mörikes Vision im dritten, später umgearbeiteten Peregrina-Gedicht, wo ihr Bild plötzlich hervortauht aus dem wallenden Vorhang, hinter dem der Heibesturm tobt. Auch an Goethes Mignon könnte man sich erinnert fühlen, und ein „Bildnis mitleidschöner Dual“ gleich Goethes armem, irrem Gretchen im Kerker handelt Peregrina, wenn sie sich von dem Geliebten abwendet, ihn küssend „zwischen Lieben, zwischen Hassen“.

So sind die verschiedensten Motive in Maria-Peregrina unlöslich verquickt.

Auf den Dichter war dies tiefe Erlebnis von größter Wirkung. Nur sehr schwer trug er Marias Verlust. Die schöne Porträtzzeichnung, die einer seiner Freunde, F. G. Schreiner, von dem Zweiundzwanzigjährigen anfertigte, zeigt einen fremden Tropfen in Mörikes Blut. Das kindlich heitere Gesicht ist hohlwangig geworden, ein leiser melancholischer Zug wohnt in Mund und Augen, ernstes Sinnen auf der Stirn. Er vergaß nicht leicht. Der Dichter macht sich Gedanken und Vorwürfe, ob er der Geliebten nicht unrecht gethan. Er malt sich ihre Wiederkehr aus und fragt, als ihr Bild vor ihm erscheint: „Sollt' ich die Hand ihr nicht geben in ihre liebe Hand?“ Mit tausend Thränen gedenkt er ihrer und „kann gar nicht zufrieden sein und will die Brust in alle Ferne dehnen.“ „Wie? solche Schönheit konntest du verlassen?“ fragt er sich und bricht in lautes Schluchzen aus, nicht wissend, ob es Schmerz oder Reue ist, was ihm die Thränen entlockt. Und wie seine Gedanken oft noch weilten bei dem schönen Fremdling aus der andern Welt, so ließ er nicht ab, an seiner Peregrina-Dichtung immer von neuem zu feilen und zu

bessern in jahrelanger Arbeit. Ihm gab ein Gott zu sagen, wie er leide, und wenn ihm die Helena auch entchwand, so ließ sie ihm doch die Hülle zurück.

Mörke krankte lange an dieser Liebe, mit krankhafter Aengstlichkeit zog er sich in der Folge zurück in eine Welt der Phantasie, und daß diese Phantasie zunächst auch etwas Krankhaftes an sich hat, ist nur natürlich. Er bedurfte der Ruhe und der Einsamkeit, um seine Wunden auszuhelen. Er war für echte weltchmerzliche Stimmungen nun erst empfänglich geworden. Das Leben war ihm wertlos, das Tagestreiben schal geworden; so resignierte er und hielt es mit Schiller:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Nur Ludwig Bauer, mit dem der Herzensbund immer enger geworden war, teilte des Dichters Neigungen. Gern trafen sie sich in einem hochgewölbten Brunnenstübchen, unter dem der Quell rauschte, vom flackernden Licht an der Felswand geheimnisvoll beglänzt: hier versenkten sie sich in Homer, Shakespeare und Goethe. Hier saßen sie, schwelgend in Wibern phantasievollster Erfindung und fühlten und lebten sich mit so intensiver Veranschaulichung hinein in die wunderbaren Gebilde ihrer Schöpfung, daß ihnen die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit oft ineinander liefen. Wie erschauerten sie in romantischer Seligkeit, wenn sie, wie es in einem Bauerschen Briefe heißt, die rostigen Schlüssel ihrer erträumten Feenburg drehten und nun eindringen in ihre modrige Verlassenheit. Sie bauten im Walde eine Hütte aus Zweigen und kamen sich vor wie Städtegründer. Sie erschufen sich ein eigenes Land für ihre Träume und gaben ihm Einrichtungen und Gesetze, eine Mythologie und eine Geschichte. Zahlreiche Briefe der Freunde verbreiten sich über diesen Gedanken mit poetischer Glut, und im „Maler Nolten“ wiederum, diesem Schlüssel Mörkeschen Jugendlebens, läßt der Dichter den Schauspieler Larzens ausführlich über diese Ideen als selbstgehegte berichten: „Ich hatte in der Zeit, da ich noch auf der Schule studierte, einen Freund, dessen Denkart und ästhe-

tisches Bestreben mit dem meinigen Hand in Hand ging; wir trieben in den Freistunden unser Wesen miteinander, wir bildeten uns bald eine eigene Sphäre von Poesie, und noch jetzt kann ich nur mit Rührung daran zurückdenken. Was man auch zu dem Nachfolgenden sagen mag, ich bekenne gern, damals die schönste Zeit meines Lebens genossen zu haben. Lebendig, ernst und wahrhaft stehen sie noch alle vor meinem Geiste, die Gestalten unserer Einbildung, und wem ich nur einen Strahl der dichterischen Sonne, die uns damals erwärmte, so recht gülde, wie sie war, in die Seele spielen könnte, der würde mir wenigstens ein heiteres Wohlgefallen nicht versagen, er würde selbst dem reiferen Manne es verzeihen, wenn er noch einen müßigen Spaziergang in die dufelige Landschaft jener Poesie machte und sogar ein Stückchen alten Gesteins von der geliebten Ruine mitbrachte. Doch zur Sache. Wir erfanden für unsere Dichtung einen außerhalb der bekannten Welt gelegenen Boden, eine abgeschlossene Insel, worauf ein kräftiges Heldevolk, doch in verschiedene Stämme, Grenzen und Charakterabstufungen geteilt, aber mit so ziemlich gleichförmiger Religion, gewohnt haben soll. Die Insel hieß Orplid, und ihre Lage dachte man sich in dem Stillen Ozean zwischen Neuzeeland und Südamerika. Orplid hieß vorzugsweise die Stadt des bedeutendsten Königreichs: sie soll von göttlicher Gründung gewesen sein und die Göttin Weyla, von welcher auch der Hauptfluß des Eilands den Namen hatte, war ihre besondere Beschützerin. Stückweise und nach den wichtigsten Zeiträumen erzählten wir uns die Geschichte dieser Völker. An merkwürdigen Kriegen und Abenteuern fehlte es nicht. Unsere Götterlehre streifte hie und da an die griechische, behielt aber im ganzen ihr Eigentümliches; auch die untergeordnete Welt von Elfen, Feen und Kobolden war nicht ausgeschlossen." Mörike spann sich in sein Orplid ein, wie Clemens Brentano in sein Baduz. Er entwarf eine Karte des eingebildeten Eilands, das er schon in seinen Knabenerzählungen geahnt hatte, und das nun weiter und weiter ausgestaltet und bevölkert wurde. Da erstanden Tempel und Götter, Ulmon der Fürst und seine hallenreiche Burg

mit dem hohen Turm; Palmenhaine, in denen Weyla sich versteckt, und der Niwrissee, darin die Gazellen baden, die von der Felsenglocke geweckt werden. Mörike erfand eine eigene Sprache, wie er es überhaupt liebte, Freunde und Orte in poetischem Rotwelsch zu benennen, allen Dingen fremd klingende, auch parodierende Namen zu geben.

„Wir erfannen wohl Märchen genug und Geschichten“, heißt es im umgearbeiteten „Nolten“, „insonderheit war nach und nach ein halbes Duzend hochkomischer Figuren aufgekomen und ordentlich zu Fleisch und Blut geworden, so daß sie gleichsam einen Teil unseres täglichen Umgangs ausmachten. Dies alles aber diente nur dem gegenwärtigen Genuß, an einen künftigen Gebrauch, an kunstmäßige Form, an eine Autorschaft dachte keiner von beiden.“ Dazu kam es erst nach der Trennung der Freunde. Im Jahre 1826 verfaßte Bauer den „Heimlichen Maluff“ und „Orplids letzte Tage“, Mörike etwa gleichzeitig den „Letzten König von Orplid“.

In Tübingen nahm Mörike die stärksten litterarischen Anregungen in sich auf. Von Homer, den Waiblinger fast auswendig kannte, ging er aus, um bald, gleich dem Goetheschen Werther, zu Ossian überzugehen, der zusammen mit Fouqué das Wunderkind Orplid aus der Taufe hob. Dann war es besonders Shakespeare, in dem die Freunde lebten, neben ihm Calderon. Matthiesson und Salis wirkten mehr auf Waiblinger als auf Mörike. Mit inniger Nührung lasen sie Jung Stilling, mit gehobenen Gefühlen die Romanzen vom Sid. Anfangs zogen sie die ältere Litteratur unbedingt der neueren vor, die ihnen schlaff, süßlich, selbstsüchtig erschien. Auch Schiller that ihnen eigentlich nur im „Wallenstein“ genug, und auch dabei bedauerten sie, daß er nicht lieber die Hohenstaufen verherrlicht habe. Goethe erschloß sich ihnen vollkommen erst verhältnismäßig spät. Bersteigt sich doch Waiblinger in seinem Tagebuch zu der ungeheuerlichen Behauptung, Goethe habe die Litteratur verhungzt! Dann gerieten sie völlig ins Fahrwasser der Romantik. Der Dichter des „Hyperion“, dessen Lyrik im Jahre 1826 Uhland und Schwab

sammelten, wurde zeitweilig ihr Vorbild. Weiterhin wurde Tieck ihr Abgott; während der Vakanz betrieb Mörike einmal eifrig den Plan, auf Bruder Adolfs Puppentheater den „Zerbino“ oder das „Rotkäppchen“ zur Aufführung zu bringen. Daß Jean Paul und E. T. A. Hoffmann die Freunde ungemein fesselte, ist wohl verständlich; auch teilten sie beider Vorliebe für Lichtenberg, dessen Menschenkenntnis zu preisen sie nicht müde wurden. Vorübergehend erwärmten sie sich auch gewaltig für Heine, dessen „Gedichte“ 1822 erschienen waren; Mörike schrieb um diese Zeit seinem Bruder Adolf Verse aus dem „Lyrischen Intermezzo“ in die Brieftasche und las mit Lohbauer zusammen die „Reisebilder“. Daß man Uhland und Kerner nicht übersah, bedarf kaum der Erwähnung.

Wie Waiblinger und Lohbauer als leidenschaftliche Zeichner den Dichter zur bildenden Kunst zogen, so waren es Bauer und Hartlaub besonders, mit denen er in der Musik schwelgte. Beide waren sie sehr begabte, wenn auch nicht produktive Musiker, an deren verständnisvoller Anempfindung an die großen Meister Mörike viel besaß und lernte. Mozart, vor dessen Holzschnittporträt Bauer in Thränen ausbrechen konnte, war es vor allem, der Mörike in solcher Gesellschaft nah und näher trat; in ihm lernte er den ihm wahlverwandtesten Meister lieben. Er war ihm der größte überhaupt, er war der größte jedenfalls, der mit seinem Einfluß tief in des Dichters Kunst eingegriffen hat, die der seinen gleicht in der goldenen Klarheit und spielenden Heiterkeit, der unvergleichlichen Formenanmut und der Fülle reinen Wohlklangs. Besonders liebte Mörike von früh an den Don Juan, den er gar zu gern heranzieht, und an dem seine Kunst in ihrer letzten und vielleicht reinsten Blüte sich emporranken sollte. Auf dem hellerleuchteten Zimmer des befreundeten Stiftlers und Ludwigsburger Landsmannes Käferle, der als geschätzter Violoncellist zu Mörikes Kreise in nähere Berührung trat, wurde einmal zur Feier von Eduards Geburtstag der ganze Don Juan vorgetragen, den sich der Dichter im Laufe seines Lebens immer von neuem anhörte.

Auch Gluck war ein Liebling Mörikes, und wenn dieser einen anderen Freund, den Ludwigsburger Ernst Friedrich Rauffmann, der damals in Tübingen Mathematik studierte und sich später als Meisterkomponist Mörikescher Gedichte einen Namen gemacht hat, auf seinem Zimmer besuchte, so mußte dieser flugs die Algebra Algebra sein lassen, um etwa die Iphigenien-Ouvertüre zum besten zu geben. Auch der andere schwäbische Hauptkomponist Mörikescher Lieder, der im Jahre 1806 geborene Louis Hetsch, schloß im Stift mit dem Dichter eine Freundschaft fürs Leben. Höchste Befriedigung bereitete den Freunden ferner der gute alte zopfige Handl, den ihre Schwärmerei nicht hoch genug einschätzen konnte. Ebenso ergriff sie stark Handels Messias, während Beethovens alle überragende Größe ihnen damals noch nicht ganz verständlich wurde. Auch Mährlen war musikalisch, und sein Klavier hätte Mörike gar zu gern einmal Nachts hinausgetragen, um unter freiem Himmel daran zu musizieren wie die Orgelspielerin auf dem Hügel seines Molten.

Mit fast allen Angehörigen seiner Promotion stand Mörike aufs beste. Mit Louis Buttersack teilte er eine Zeitlang, in der Stadt wohnend, eine Stube. Da hausten sie nach echter Junggesellenart selbster. Die lange Pfeife spielte eine große Rolle dabei, und Thee, Schokolade und Kaffee brauten sie sich auf derselben Maschine, die mit den veralteten Spuren sämtlicher drei Bestimmungen auf dem Ofen stand. Die Namen anderer Genossen waren Nast, Bruckmann, Brucher, Hocheisen, Blumhardt, der stumpfe Berse verbrach, und dem wir später noch begegnen werden. Da war Rudolf Flad, ein stiller frommer Jüngling von der Art Jung Stillings, der Mörike schwärmerisch ergeben war und ihn mit leiser Leitung immer wieder zur Theologie zurückführte, wenn des Freundes Neigung für sie abnahm, der treue Adolf Schöll, der sich nachmals als ebenso tüchtiger wie feinsinniger Gelehrter verdient machen sollte. Im Herbst 1825 langten mit der später so berühmt gewordenen Blaubeurer Promotion die Ludwigsburger David Friedrich Strauß und Friedrich Vischer sowie Wilhelm Zimmermann im Stift an. Zu ihnen allen

pflegte Mörike das Verhältnis Zeit seines Lebens mit treuer Anhänglichkeit in zahlreichen Briefwechseln. Wilhelm Hauff hatte das Stift bereits verlassen, als Mörike es bezog; die beiden Dichter sind sich nicht näher getreten.

Mörike durchlebte in Tübingen die äußerlich und innerlich ereignisreichsten Jahre seines Lebens. Hier entfaltete sich seine Persönlichkeit zu ihrer vollen Eigenart, hier gingen alle in ihm liegenden poetischen Reime auf, hier wurzelt im Grunde seine gesamte Dichtung. In Tübingen erwarb er das ganze Kapital, mit dessen Zinsen der Dichter sein Lebenswerk bestritt. Freilich nicht im fieberhaften, übersprudelnden Produktionstrieb entdeckte sich der Poet; nur langsam und allmählich erwuchsen die Blumen, die in einem mehr denn siebenzigjährigen Leben zu einem nur kleinen Strauße sich zusammenfanden, und „spät erklingt“ oft erst, „was früh erklang“. Die Masse des schon in Tübingen Ausgeführten ist verhältnismäßig gering. Mörike begnügte sich hier im wesentlichen damit, die Welt im Spiegel seiner Seele aufzufangen; ein geistiger Epikureer, latente Poesie für sich allein auszukosten. Etwa Waiblinger gleich und nach der Art der meisten jungen Poeten ein Werk um das andere auf den Markt zu schleudern, war ihm nicht gegeben. Er hat kaum etwas geschrieben, dessen er sich später hätte schämen müssen. Wohl mag er manches als unreif verworfen haben, dennoch trägt wohl der Eindruck nicht, daß seine reingestimmte Natur, wenn sie mit bewußter Kunst schuf, nur in vollwichtigen Dichtungen sich kundgeben konnte. Die Sehnsucht nach der Druckerschwärze um jeden Preis kannte er nicht, und Jahre vergingen noch, ehe sein Name der Öffentlichkeit bekannt wurde.

Nur siebenzehn Gedichte seiner ersten Sammlung sind während der vier Tübinger Jahre entstanden. Das älteste unter ihnen ist die „Erinnerung“ an Klärchen Neuffer aus dem Jahre 1822. In diesem Gedicht, das im Jahre 1865 noch einer Ueberarbeitung unterzogen wurde, ist die geniale Einfachheit und leichte Sicherheit der Diktion bei dem erst achtzehnjährigen Dichter um so mehr zu bewundern, als so große Jugend sonst in der Regel gar zu gern dem Schwulst

und dem leeren Wortgepränge verfällt. Es ist der erste glückliche Wurf eines tastenden Poeten, dem doch auch minder Gelungenes noch mitunterläuft. Dieses Bewußtsein spricht der in das folgende Jahr fallende „Junge Dichter“ aus, der sich oft noch als „unmünd'gen Sohn Apollens“ fühlt, dem zuweilen „das tief Empfundne nicht alsbald so rein und völlig, wie es in der Seele lebte, in des Dichters zweite Seele, den Gesang, hinüberspielte“, und der, „mit stumpfem Finger ungelent die Saiten rührend“, mutlos oft verzagt, daß er stets ein Schüler bleibe. In dasselbe Jahr gehören ferner der dunkle, unausgereifte, abstrakte Dithyrambus „Die Elemente“ und das auf Anpassung an orientalische Anschauungen beruhende allegorisierende Gedicht „Tag und Nacht“. Das Jahr 1824 bietet nur zwei lyrische Dichtungen, die aber gleich einen außerordentlichen Fortschritt zeigen, ja, zum Allerbesten gehören, was Mörike je geschaffen hat, den „Feuerreiter“ und den Peregrina-Cyklus. 1825 entstanden die nicht minder bedeutenden, das tiefste Naturgefühl atmenden Gedichte „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang“ und „Gesang zu Zweien in der Nacht“. Eine eingehendere Würdigung dieser und anderer lyrischer Schöpfungen sei für eine zusammenfassende Betrachtung aufgespart. Neben diesen vollendeten Gebilden glänzten damals schon manche, nur noch des letzten Pinselstrichs gewärtig, in des Künstlers Werkstatt. Der „Sichere Mann“ zum Beispiel, der auch im „Letzten König von Orplid“ eine Rolle spielt, war dem Freundeskreise schon im Jahre 1824 eine ganz vertraute und viel citierte Figur, aber erst vierzehn Jahre später dichtete Mörike seine große Hexametererzählung. Und die Kapellenglocke, von der in der „Idylle am Bodensee“ Fischer Märte dem diebischen Schneider erzählt, fand Mörike damals in Tübingens Umgebung, ließ sie indessen zwei Jahrzehnte ihrer poetischen Stunde harren.

Neben den mit künstlerischen Ansprüchen auftretenden Dichtungen schuf Mörike damals wie während seines ganzen Lebens allerlei Gelegenheits- und Gesellschaftspoesie, die nichts wollte, als einen kleinen Kreis Vertrauter ergözen. So berichtet ein Brief Mörikes vom Jahre 1830 von Bauer: „Er schickt

mir ein komisch=ernsthafteß Produkt von etwa acht Bogen, das ich vor fünf Jahren eigens für ihn geschrieben hatte, und worin unser phantastisches Orplider Leben, seine nächtlichen Eruptionen aus dem Stift u. s. w. verherrlicht werden sollten." Möglicherweise liegt ein Teil dieser Arbeit in einem ungedruckten kleinen Dramolett vor, das eine Lage flüchtig beschriebener Blätter in des Dichters Nachlaß umfaßt. Das in der Hauptsache monodramatische, gewiß nicht zur Veröffentlichung bestimmte Stück ist undatiert und unbetitelt; nach seiner Hauptperson sei es „Spillner“ getauft. Es fällt in Mörikes Studentenzeit, spielt im Tübinger Karzer und war wohlbekannt im Kreise der Freunde, von denen einige Modell gestanden zu haben scheinen. Die im Jahre 1826 ermogene Aufhebung des Stifts giebt ein Motiv darin ab, indem die Furcht der Bürger, mit den Studenten eine Quelle des Wohlstandes zu verlieren, ergötzlich, wenn auch etwas karikaturenmäßig geschildert wird. Das an allerlei persönlichen Anspielungen reiche Opusculum giebt sich als anspruchslöse, nicht eben witzige Studentenhumoreske. Nur der erste der drei Auftritte ist dichterisch ernst zu nehmen. Er gehört mit seiner schönen Bildlichkeit und seiner psychologisch feinen Traumanalyse durchaus dem Lyriker Mörike und gipfelt denn auch in einer ersten Fassung des Gedichts „Gefang zu Zweien in der Nacht“, das auch in den „Lezten König von Orplib“ einging. Das übrige nähert sich in seiner grotesk-burlesken Art und mit seinen barocken Szenen den dramatisierten Szenen zwischen dem Buchdrucker und dem Barbier im „Lezten König von Orplib“, wovon später zu reden ist.

Mörikes tief ursprüngliche Hinneigung zum Ahnungsvollen, Ueberfinnlichen fand im Kreise seiner Freunde reiche Nahrung. Waiblinger und Bauer vor allen hielten auf Träume und geheime sympathetische Beziehungen zu einem Zwischenreich des Seelenlebens, wodurch der Schleier der Zukunft wohl zuweilen gelüftet werden könne. Auch Professor Eschenmayers philosophische Richtung mag nicht ohne Einfluß geblieben sein. Schrieb selbst der schlichte Uhland seltsame Träume nieder, so war Mörike geradezu ein Virtuos des

Träumens und der Traumerzählung, wie sie in zahlreichen Briefen vorliegt. In die Tübinger Zeit fällt die Vision von einer altdeutschen Frau in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, die Mörke eines Nachts an sein Bett treten sah. Noch im Alter gesteht er, nie etwas Holderes und Lieberes in seinem Leben geschaut zu haben. Er sprach sich über die Erscheinung, in der er so etwas wie seine Muse sah, und an deren Realität er nicht den mindesten Zweifel hatte, nur gegen seine intimsten Freunde aus. Zeit lebens liebte es der Dichter, Orakelfragen an das Schicksal zu stellen; und wie etwa Goethe einst im gleichen Sinne sein Taschenmesser in die Lahn warf, so griff Mörke zum Beispiel gern däumelnd in die Bibel. Einmal saß er spät abends mit dem befreundeten Stiffter Rheinwald auf seiner Stube (die den Namen Jerusalem führte) bei einem Gespräch über seine Zukunft, als er plötzlich vom Bücherbrett den nächsten besten Band Shakespeare herunternahm und blindlings mit dem Daumen hineinfuhr. Nicht wenig frappierte es ihn, daß die Stelle, auf die er stieß, und die ihm eine bejahende Antwort zu geben schien, selbst das Wort Orakel enthielt. Nach vielen Jahren, als er das Citat gänzlich vergessen hatte, fand er es zufällig im vierten Akt von „Troilus und Cressida“ wieder und suchte nun in einer schriftlichen Ausführung sich über den damaligen Vorfall Rechenschaft zu geben. Das noch erhaltene interessante Blatt, das als ein Beispiel für viele herangezogen sei, führt das vermeintliche psychologische Problem auf Mörkes Lieblingshypothese von einer doppelten Seelenthätigkeit zurück. Der Dichter räsonniert da ganz Kernerisch-romantisch: „Die Seele strahlt und wirkt von ihrer Nacht- oder Traumseite aus in das wache Bewußtsein herüber, indem sie innerhalb der dunklen Region die Anschauung von Dingen hat, die ihr sonst völlig unbekannt blieben. Ihre Vorstellungen in der Tag- und Nachtsphäre wechseln in unendlich kleinen, gedrängten Zeitmomenten mit äußerster Schnelligkeit ab, so daß die Stetigkeit des wachen Bewußtseins nicht unterbrochen scheint.“ Mörke kommt demzufolge auf den Schluß, sich in jener Nacht zu Tübingen „partiell somnambül“ verhalten zu haben.

Die Ferien verbrachte Mörike bei der Mutter, die seit 1825 mit den Geschwistern in Nürtingen lebte, wohin er zuweilen auch einen und den anderen der Freunde, nächst Bauer und Hartlaub „das Nästle“ und „das Blumhärdtle“ mitnahm. Reizend gestaltete sich dann in der ungewohnten Freiheit der Verkehr, zumal mit den jungen Geschwistern. Ab und zu empfing er auch in Tübingen einen Besuch von Hause. Echt mütterliche Briefe, die in ihrer gelinde aus der Ferne erziehenden Sorge um den jungen Sohn, in ihrer Teilnahme für alle seine kleinen Tagesangelegenheiten und in der Klugheit und liebevollen Feinheit der Beratung der Schreiberin das beste Zeugnis ausstellen, gingen häufig im Stift ein. Dort wurden sie auch von anderen gelesen, und Eduard war ganz stolz auf die Briefkunst seiner Mutter, der er einmal das Kompliment macht, sie schreibe (im Gegensatz zu mancher anderen Stiftermutter) auch in der größten Eile wie ein Professor. Nicht selten mußte sie mit einem Extratäschengeld aushelfen. Bruder Karl hatte sich bereits einen eigenen Herd gegründet und lebte mit Dorchchen, seiner jungen Frau, als fürstlich Thurn und Taxischer Amtmann zu Scheer an der Donau. Die anderen Geschwister fand Mörike noch sämtlich bei der Mutter. Mit Klärle konnte der junge Kinderfreund aufs Liebenswertigste spielen. Er unterhielt sie mit hundert Narrheiten und Possen, auch wohl mit Geistergeschichten, die der geängstigten Kleinen gellende Hilferufe entlockten. Entzückt erzählt er selbst in einem Brief an Waiblinger ihr Spiel mit einer Spinne, der sie Verschen singt und Mücken fängt. Einen tiefen, lang nachzitternden Schmerz bereitete dem Dichter der Tod seines hoffnungsvollen jüngeren Bruders August, der im Jahre 1824 plötzlich von einem Gehirnsschlage dahingerafft wurde. Mörike citierte damals in einem Brief an Hartlaub die Worte Wallensteins nach dem Tode Max Piccolominis: wohl werde er diesen Schlag verschmerzen, aber die Blume sei doch weg aus seinem Leben. Ersetzen konnte ihm diesen Verlust einzig Schwester Luise, zu der das Verhältnis immer tiefer und schöner sich gestaltete. In den zartesten Angelegenheiten der Seele und des Herzens

stand sie dem Bruder sogar näher als die schlichter angelegte Mutter. Ununterbrochen wechselten die Geschwister Briefe: auf seiner Seite fast schwärmerische Hingebung und unerschütterliches Vertrauen, auf der ihren wärmste Zärtlichkeit ohne Sentimentalität, sorgliches Eingehen auf alles ohne Zimperlichkeit, treues Ratgeben ohne das Gouvernantenhafte älterer Schwestern. Anfang 1824 schreibt der Dichter an sie: „Sagt' ich nicht schon vor langer Zeit zu L. Bauer (einem seltenen, unendlich reichen Geist und Gemüt), der auch eine Schwester hat, wie ich: mir käm' es oft vor, als hätte die meinige mit schwesterlich-tiefem Zauber in der Ferne und ohne daß sie mir's sage, meine Lebensfäden, die ich spinne oder die meine Natur spinnt, ruhig vorsehend in der Hand?“ Luise nahm den ehrlichsten und lebhaftesten Anteil an den Studien und Erlebnissen des Bruders; er schickte ihr Bücher wie den von ihm „über alles geliebten Homer“ oder Jean Pauls „Titan“, für den sie, selbst eine Art Jean Paulsches „schönes Herz“, begeistert dankt. Er teilt ihr seine poetischen Pläne mit, auf die sie mit feiner Anempfindung eingeht. Ueberall sucht sie der gute Genius des zärtlich geliebten Bruders zu sein, indem sie ihn vor gefährlichen Freunden warnt und auf sein edles Selbst verweist.

Im Herbst 1825 verließ Ludwig Bauer die Universität und erhielt, nachdem er mit Bruker eine Reise nach Graubünden und Tirol unternommen hatte, noch im Dezember desselben Jahres die Nomination zu einer Pfarre, die er, bis zur Ablegung der Dienstprüfung, zunächst als Verweser zu besorgen hatte. Mörike, der noch ein Jahr an das Stift gebannt war, fühlte sich um so einsamer ohne den Freund, als ihm sein Studium je weniger lieb wurde, je mehr er mit Rücksicht auf das Examen sich ihm zu widmen hatte. In immer nähere Aussicht trat ihm sein künftiger Beruf, und immer mehr schreckte er vor ihm zurück, weil er seinen Lebensinhalt in der Poesie erkannt hatte. An Freundschaft hat es Mörike nie gefehlt, und so ward denn der Verlust Bauers bald dadurch ersetzt, daß ihm Hartlaub desto näher trat. In einem sehr ausführlichen Brief aus der Vakanz enthüllt Mörike dem Freunde sein Seelenleben mit dem seit seiner Geburt „sonder-

bar und mit einem wie durch unsichtbare Geister wieder sanft aufgelösten Widerspruch", der ihn selbst befremde. Der Dichter wägt sein Verhältnis zu den einzelnen Freunden ab und kennzeichnet das zu Hartlaub folgendermaßen: „Es thut mir wohl, obgleich mit einer Anwandlung eines ängstlich-süßen Gefühls, Dich meinen Schutzgeist zu nennen, der, ohne es selbst recht zu wissen, den verborgenen Knoten meines Lebens hält und mir leise zuflüstert . . . Du sitzt mit ruhiger Gebärde, in Dich selbst verloren, am Steuer, wenn die anderen nur die Winde rufen in das Segel meines gedankenlos hintreibenden Schiffes.“

Sein Schiff hatte das erste Ziel erreicht. Des Dichters Lehrjahre gingen zu Ende; er sollte jetzt aus der engen Klause hinaustreten ins feindliche Leben.



Drittes Kapitel.

Wanderjahre des Pfarrvikars. 1826—1834.

Alles, nur kein Geistlicher.

Mörke an Mähren im Februar 1828.

Im Herbst 1826 beschloß Mörke mit Hartlaub zugleich seine Studien im Stift. Nur mit halbem Grauen dachte der nunmehrige Vikar an seinen Eintritt in den praktischen Kirchendienst. Denn es hieß dem schönen gedankenlosen und gedankenvollen Studententreiben Valet sagen, ablassen von dem hohen Schwung bunter Träume und als recht untergeordnetes Glied sich einfügen in das Triebwerk eines ländlichen Berufes. Mörke liebte seinen Beruf nicht. Mit vielen anderen Dichtern theilte er dieses Schicksal, namentlich mit seinen vaterländischen: gingen doch Hölderlin und Uhland ohne Neigung in ihren Stand, hatten doch Schiller und Kerner nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, ehe sie sich an ihrem Plaze fühlten.

Bauer war den Freunden vorangegangen. Er war schon seit einem Jahre Pfarrverweser: ein Name, der einem, wie er anfangs schreibt, insam weh thue in den Ohren, und der allein einen schon versauern lassen könne. Aber Bauers glückliche Natur hatte sich leicht den Verhältnissen angepasst, die sich ihm zudem sehr günstig gestalteten. Unmittelbar nach seinem Abgange vom Stift erhielt er die unter dem Patronat des Fürsten von Hohenlohe-Dehringen stehende Pfarrei Ernsthach zugesagt und konnte schon im folgenden Jahre seine Jugendgeliebte heimführen. Mit Mörke meinte es das Geschick weniger gut. Für ihn begann nach dem Verlassen der Hochschule ein wahres Martyrium leiblicher und seelischer Bedrängnis, wenn es auch an friedlichen Dasein in der Dede dieser Jahre nicht fehlt. Fast acht Jahre vergingen bis zu seinem Eintritt in Cleversulzbach; sie sind die bewegtesten, unruh-

vollsten seines Lebens, es sind seine Wanderjahre, wenn sie ihn auch über die Grenzen der engen Heimat nur wenig hinausführten. Während er all die Zeit vergeblich hinausstrebt aus seinem Berufe, wurde er in ihm allenthalben herumgetrieben, um bald hier bald dort als Vikar auszuweichen. Unsteter noch und wechselvoller bis zur Verzweiflung war indes sein Gemütsleben in dieser Zeit, die er selbst als seine Brausejahre, als seine Sturm- und Drangperiode bezeichnete. Wie für jeden Menschen, so waren für Mörike diese seine bis ins dreißigste Lebensjahr reichenden Lehrjahre der Männlichkeit von entscheidender Bedeutung; sowohl für den Menschen wie für den Dichter. Sie waren schwer, aber sie waren notwendig, und sie waren fruchtbar. War es ihm bisher vergönnt gewesen, vorwiegend in einem sorglosen Traumleben die ideale Richtung seiner Natur auszugestalten, so griff ihn jetzt die reale Wirklichkeit hart an, und wenn sie ihn auch nicht zum starken Lebenskämpfer zu erziehen vermochte, so machte sie ihn doch widerstandsfähiger und weltkundiger. Konnte er auch nicht völlig frei sich entwickeln, mußte er auch dem Zwange der Verhältnisse manches Opfer bringen, so rettete er doch seine Persönlichkeit glücklich aus allen Wirren und Fährden, und es ist am Ende ein reifer, fertiger Mann, der im Jahre 1834 das kleine unterländische Dorf bezieht, das er für alle Zeit berühmt gemacht hat. Er lernte zahlreiche Menschen und Lebenslagen kennen, und das künstlerische Ergebnis dieser Zeit wurde nach den früheren Märchenphantasien ein Roman der Gegenwart: der „Maler Nolten“, den Mörike als Vikar schrieb und ausgeben ließ.

Des Dichters Familie war mit dem erreichten Ziele wohl zufrieden, und die gute Mutter zumal fühlte den ganzen Stolz der Schwäbin, einen Vikar zum Sohne zu haben. Bei ihr in Nürtingen wartete der junge Würdenträger durchaus nicht freudigen Sinnes, daß die Behörde über ihn verfüge. Im Dezember 1826 wurde Mörike zunächst nach dem nahen Oberboihingen geschickt, um noch vor Weihnachten dem Pfarrer Gmelin zu Möhringen auf den Fildern (oberhalb Stuttgart) zugewiesen zu werden. Er traf es sehr gut in dieser

mohlhabenden Pfarrei, wo er wenig zu predigen und eigentlich nur den Sohn des Pastors zu unterrichten hatte, was ihm rechte Freude machte. Neben seinem großen freundlichen Zimmer verfügte er über ein Kämmerlein für seine Vogelmenagerie. Denn der Dichter war ein großer Tierfreund; schon in Tübingen hatte er sich Vögel gehalten und ein niedliches Käzchen. Hier in Möhringen ließ er drei Wachteln auf dem Boden herumlaufen und einen Star, der ihm auf Schritt und Tritt folgte. Auch legte er sich im Garten auf den Finkensfang.

Während er so auf dem besten Wege war, sein widerstrebendes Gemüt im behaglichen Stillleben zu beschwichtigen, versetzte ihn der schmerzlichste Verlust, den er überhaupt erleiden konnte, in namenlose Trauer. Am letzten Märztag des Jahres 1827 folgte nach langdauernder Krankheit seine geliebte Schwester Luise ihrem Bruder August im Tode nach. Eduard weilte während der letzten Tage an ihrem Lager, ihm diktierte sie eine Art Testament in die Feder, in seiner Gegenwart starb sie nach Empfang des Abendmahls unter den frömmsten Gebeten. Eine ihrer letzten Fragen an ihn war, ob er auch einen Glauben an den Heiland habe: er konnte nach seinem eigenen Geständnis nicht frischweg darauf antworten. Der Dichter war durch den Verlust dieser Herzensfreundin völlig benommen und fühlte sich in einen „unbegreiflichen Zustand der Leerheit“ versetzt. Wohl linderte seinen Schmerz der Trost der treuen Freunde, aber Mörke trug doch noch lange schwer an seiner alles andere beherrschenden Trauer, als er mit jenen äußerlich schon wieder fröhlich verkehrte. Um sein Gleichgewicht zu behaupten, mied er aufs ängstlichste jede „Selbster schöpfung“. Er zog sich in solchen Fällen tief in sich selbst zurück und gestattete Niemandem, den alten Schmerz aufzustören aus seinem nur allzu leicht bedeckten Grabe. Aus demselben Grunde umging er auch gern das Abschiednehmen bei Trennungen.

Oft fand Mörke Gelegenheit zu Besuchen bei den Verwandten, im nahen Stuttgart besonders, wo der Oheim Georgii es inzwischen zum Präsidenten und zur Excellenz gebracht hatte.

Der Prälat Süskind, der einflußreiche Direktor des Studienrates, lud ihn gleichfalls freundlich in sein Haus. Oheim Neuffer sprach bei dem Dichter in Möhringen vor; mit Freund Buttersack (genannt Buschaf), der im nahen Degerloch eine Stelle angenommen hatte, wurde die Umgebung durchstreift, mit Bauer mancher Besuch gewechselt.

Mit Mährlen stand Mörike gerade in diesen Jahren im regsten Briefwechsel. Auch Mährlen seufzte unter dem geistlichen Amt und strebte mit allen Kräften hinaus. Da er seine Sache viel energischer betrieb als Mörike, auch besserer Beziehungen sich erfreute, so gelang es ihm bald genug. Sehnsüchtig folgte der Dichter seinen Versuchen und Plänen und fühlte sich „wie eine angebundene Ziege“.

Als der Möhringer Pfarrerssohn dem Unterrichte Mörikes entwuchs, nahm der Dichter ungern von dieser Stelle Abschied und verlegte im Mai 1827 seinen Aufenthalt zum Pfarrer Renz nach Rönngen im Oberamt Eßlingen, wo er bis zum Dezember desselben Jahres verblieb. Das hoch gelegene Pfarrhaus gewährte eine herrliche Aussicht auf die Gegend um Nürtingen; auf den Neckar besonders und die steinerne Brücke, von der Herzog Ulrich einst in die Fluten gesprungen war, um seinen Verfolgern zu entgehen: eine Sage, die Hauffs „Lichtenstein“ soeben zu vollem Leben erweckt hatte. Ein durch einen hohen Baum bezeichneter Hügel zwischen Nürtingen und Mezingen, der Geigersbühl benannt, sollte im „Molten“ zur Verwendung kommen; im Anschluß an den Namen erfand Mörike frischweg die reizvolle Sage von Jung Volker, dem edlen Räuber und lustigen Spielmann. Den Hintergrund der Röngener Landschaft bildete die Alb mit dem massigen Hohen-Neuffen in der Mitte. Der Pfarrer Renz, dessen väterliches Wesen der Dichter mit dankbarer Verehrung anerkannte, war ein wackerer und hochgebildeter Mann; sein treffliches Klavierspiel riß den jungen Dichter oftmals hin. Auch hier fehlte es Mörike nicht an vielen freien Stunden, während deren er sich gern mit einem weißzottigen Pudel vergnügte. Drei Jahre vor Mörike hatte in seinem Stübchen der nunmehrige Gatte Klärchen Neuffers als Vikar gehaust.

Der Dichter schläft in seinem Bett und schreibt an seinem Tisch, und wenn er es auch nicht zugeben will, ein bißchen Herzweh packt ihn doch bei den aufsteigenden Erinnerungen. Er findet, daß das gute und einst verblendete Klärchen eine Reue vor sich selbst verberge; er gedenkt in einem Brief an Hartlaub einer Scene, wo er die Geliebte, die Luizens Tod aufs Krankenlager geworfen hatte, im Bett gesehen und stumm bewegten Abschied genommen habe: „Ich hatte sie in diesem Augenblick unbeschreiblich lieb und wandte mich, eh' mir der Mut verloren gehen wollte, hinweg.“ Er wich auch späterhin einem Wiedersehen mit ihr gern aus.

Inzwischen empfand Mörike die „lähmenden Gesangbucheinflüsse“ bitter genug und fürchtete einer „Schwindsucht seiner besten Kräfte“ entgegensehen zu müssen. Mit Mährlen zusammen werden allerlei Pläne geschmiebet; ein Almanach wird bedacht, nach einer Hofmeisterstelle in München ausgeschaut. Da die Sehnsucht und der Amtsüberdruß ihm gar keine Ruhe mehr ließen, unternahm er eine kurze Reise nach dem teuren Tübingen. Als er über die Brücke fuhr und die Häuserfront der Stadt am Neckar hinauf und dann sich selbst ansah, da falteten sich unwillkürlich seine Hände, und er jauchzte, fast schauernd, wie er mit einem Lieblingsausdruck sagt, in sich hinein. Nach ein paar Tagen mußte er wieder zurück in die „alte Pein“. Er hatte zunächst ein ernstes Gespräch mit seinem Vorgesetzten, der, über Mörikes Absichten, seinen Stand zu ändern, von fremder Seite unterrichtet, sich über Mangel an Vertrauen und Offenheit beklagte. Aber der verständige Mann war so frei von Zelotismus, daß er nach Mörikes thränenvoller Erklärung diesen „mit erstaunlicher Liberalität“ rechtfertigte, ja in seinen Absichten förderte. Auch Bruder Karl zeigte sich solchen Wünschen geneigt. Die Mutter beruhigte Eduard immer noch mit der Versicherung, daß er das geplante Hofmeisterleben nur als eine Zwischenstufe betrachte, und daß seinem Gefühl das geistliche Fach teuer bleibe; doch verhehlte er ihr auch nicht, daß der Sonntag immer schon am Mittwoch wie ein Gespenst vor ihm stehe. Wenn er sich nicht selbst hintergehen wolle, so müsse er fürs erste aus

dem Amte heraus, das seine beste Zeit verbräuche: „Wie wollt' ich meine Tage brauchen, meine Stunden küssen, wenn ich mich in meinem Element wüßte!“ Auf Seiten der Mutter standen natürlich die Oheime. Der Gedanke, mit Georgiis Hilfe Bibliothekar zu werden, fiel alsbald wieder; auch der Almanach wurde dem Dichter ziemlich gleichgültig.

Indessen mußte er „alles Freundschaftsgefühl den Hals hinaufzwingen“, um Mährlen zu gratulieren, dem sich ein Ausweg geöffnet hatte. Cotta hatte ihm nämlich angeboten, gegen einen Jahresgehalt von 600 Gulden in Augsburg die Korrektur Herderscher und anderer Schriften zu lesen; zugleich zeigte sich Aussicht auf eine vorteilhafte Hofmeisterstelle. Mörike kann des Freundes Glück nicht genug preisen, hinter dessen carrière brillante er herwünsche wie ein miserabler Hund. Er atmete auf, als es ihm gelang, aus Gesundheitsrücksichten eine zeitweilige Dispensation von aller „Bisariatsknechtschaft“ zu erhalten. Das ärztliche Attest spricht von Griefßbeschwerden und einer eigentümlichen, als Folge von Störungen im Pfortadersystem zu betrachtenden Aengstlichkeit des Gemüths, welche ihm die Versetzung seines Amtes, namentlich das Predigen, äußerst erschwere. Schlimmer als die örtlichen Krankheitserscheinungen war bei Mörike jederzeit seine Hypochondrie, sein subjektives Krankheitsbewußtsein, dem seine übergroße Besorgtheit und Verweichlichung nur immer neue Nahrung geben mußte.

Es war im November 1827, als er einen zweimonatigen, auf sein Ansuchen mehrfach verlängerten Urlaub erhielt. Nach einem kurzen Besuch bei der Mutter hielt er sich erst in Oberschwaben bei einem Vetter, dem Amtmann Heinrich Mörike zu Buchau am Federsee, dann bei Karl in Scheer auf. Von hier aus streckte er die Fühlhörner nach allen Seiten aus, aber ohne Erfolg; denn er war seinen persönlichen Beziehungen, die er auch nicht voll zu verwerten verstand, zu fern. Die geistloseste Sekretärstelle, ja ein Kanzlistenpult hätte er dankbar begrüßt, wenn nur ein paar Tagesstunden zu privater Beschäftigung übrig blieben. Er wollte für das Morgenblatt thätig sein, in dem Bauer

damals einige treffliche Abhandlungen veröffentlichte, und gleichfalls von Gotta einen Auftrag zu erlangen suchen. Aber trotz guter Fürsprecher wie des ihm günstigen Gustav Schwab wurde er von dem allmächtigen Verleger abschlägig bechieden.

Mährlen war inzwischen auf den Gedanken gekommen, in Bayern ein ästhetisches Blatt zu gründen. Wie ein Stößvogel fällt Mörike sogleich auf die „Barbara Bavaria. Ein Zeitungsblatt“ her und drückt immer wieder das sehnliche Verlangen aus, mit dem Freunde zusammen zu arbeiten. Wäre er nur aus der Sticlust heraus, so wolle er Tinte aus allen Poren spritzen. „Ich lasse mir,“ schreibt er ihm, „wirklich [jetzt] ein Paar scharlachrote Pluderhosen machen, nur um meinen Entschluß, vom Konsistorium abzuhalten, stets vor Augen zu haben.“ Er gab dem Freunde, der noch allerlei weitere Pläne zu einem gemeinsamen Fortkommen in Augsburg geschmiedet hatte, Vollmacht, jede Unterhandlung in seinem Namen und für ihn mit Gotta oder dem Teufel selber einzuleiten: „Alter, schau! dies sag' ich Dir weder im Rausche noch in der Laune eines Renommisten, sondern im Gefühl eines Kerls, dem der Steiß brennt, sich auf eine größere Bahn zu stürzen, und der, ohne eben sublimi vertice an die höchsten Sterne prallen zu wollen, doch weiß, was er sich etwa zu trauen darf.“ Gegen eine Uebersetzerthätigkeit zu Unterhaltungszwecken, wozu auch seine französischen Sprachkenntnisse nicht ausgereicht hätten, verwahrte er sich indessen, auch Novellen für den Buchhandel zu schreiben lehnte er anfangs ab, kam vielmehr immer von neuem auf seine Einbildung zurück, als Dramatiker etwas zu leisten. Mährlens Vorschlag, mit Hilfe eines Anlehens gemeinsam in Augsburg als Privatleute zu schriftstellern, erschien ihm doch zu gewagt; er hoffte dauernd auf eine „zweispännige Redaktionsstelle“.

Mörike lebte in dieser Zeit gänzlich von der Freigebigkeit seines Bruders Karl, mit dem er sich sehr gut vertrug. Er begleitete ihn auf seinen Amtsfreisen über Land und focht manchen hitzigen Disput mit ihm aus, was bei der Verschiedenheit ihrer Naturen wohl verständlich ist. Nach Scheer fällt

auch eine für Mörike recht bezeichnende Episode, sein Auftreten als Schauspieler. Ein starkes mimisches Talent, wie es auch Tieck besaß, war ja von Kindheit an bei ihm offenbar geworden. Im Jahre 1827 wollte Buttersack vom Pfarrer in Möhringen gehört haben, Mörike beabsichtige Schauspieler zu werden. Es ist nicht unbedingt ausgeschlossen, daß der Dichter bei seinen Versuchen, dem Pfarrjoch zu entgehen, einen Augenblick auch an diesen Ausweg gedacht hat. Jedenfalls nahm er von Scheer aus lebhaften Anteil an einer wandernden Schauspielergesellschaft, die sich in Mengen aufhielt; und jedenfalls spielte er am 4. Februar 1829 mit großem Erfolg in „Kabale und Liebe“ den Hofmarschall Kalb, während sein Bruder Louis den Kammerdiener des Fürsten gab. Der erhaltene Theaterzettel bemerkt, daß diese Rollen aus Gefälligkeit von einigen Herren Theaterliebhabern übernommen worden seien. Mit einer gewissen Hartnäckigkeit ist mehrfach das Gerücht aufgetaucht, Mörike sei mit dieser Truppe eine Zeit lang herumgezogen; einige der überlebenden Verwandten haben dagegen scharfen Protest erhoben, andere halten es nicht für unglaublich.

Uhland und Schwab, mit denen der Dichter inzwischen bekannt geworden war, nahmen sich seiner mit Rat und That an. Beide waren, wie auch Bauer, ganz und gar dagegen, daß er „dem Gotta die Blattläuse fange“, wenn Mörike selbst auch solche „Stallararbeit“ für nur vorübergehend hielt. In Scheer war indessen für den Dichter nichts zu machen, es war verlorene Zeit für ihn, und so veranlaßte ihn der Obertribunalprofurator Möricke, nach Stuttgart überzusiedeln und sich dort auf eine andere Art nützlich zu machen. Zunächst begleitete Eduard seinen Oheim auf einer kleinen Reise nach Bayern, wobei er München kennen lernte, ohne viel von den Sehenswürdigkeiten mitnehmen zu können; dagegen entging es ihm nicht, daß sich dort journalistisch Erfolg erzielen ließe. Ein Brief an Mährlen zeigt am Schluß eine Zeichnung „Ein Münchner Zeitung'schreiber in der Kneip“. Mit Gotta wurde es auch von Stuttgart aus und trotz der Unterstützung des Profurators nichts. Mörike aber gab die Hoff-

nung „lebenslänglicher Dispensation vom theologischen Leben“ nicht auf.

Im übrigen genoß er mit vollen Zügen den lang entbehrten Verkehr mit alten Freunden. Im Lohbauerschen Hause zu Ludwigsburg verlebte er im August schöne Stunden. Die blendende Liebenswürdigkeit des reich begabten Freundes bezwang den Dichter von neuem. In der Musik, in ihrer Mozartschwärmerei besonders, fanden sie sich. Mörike widmete damals dem von Lohbauer, seinen beiden Schwestern und Rauffmann, dem jungen Gatten der einen, gebildeten kleinen Kreise als der „Luftigste aus der Gesellschaft“ sein Sonett „Seltsamer Traum. Als Nachbild eines glücklichen Theaterabends bei und nach Aufführung von Mozarts Figaro“. Im Frühjahr hatte Lohbauer fünfzehn Federzeichnungen zum Don Juan in Steindruck erscheinen lassen. Eine Glanzleistung der in jenem Sonett gemeinten „zwei edlen bärtigen Gestalten“ war auch das Komische Duett aus Cimarosas „Heimlicher Ehe“, wovon Mörike im „Maler Nolten“ Gebrauch machte. Ueberhaupt gehört Lohbauer zu den Modellen dieses Werkes. Auch für die bildende Kunst reich begabt, deckt er sich, worauf Wilhelm Lang hingewiesen hat, gerade in seiner zeichnerischen Technik und in der Wahl seiner Stoffe vielfach mit Nolten. Auch er besaß „jenen unwiderstehlichen Trieb zur Produktion, der sich schon mit dem einfachsten Umriss genug thut, immer nur auf Neues und Neues ausgeht und dem Künstler die nötige Ruhe, Geduld und Anhaltbarkeit, um sich erst eine heiklige Technik schrittweise zu erwerben, nicht erlaubt“; auch er gefiel sich in seinen oft bis zur Frage verzerrten, übrigens feurigen und geistvollen Entwürfen im Phantastischen und Dämonischen, im Wildhumoristischen und Gespenstischen. Aber mehr als dem Maler hat er, gleich Waiblinger, dem Schauspieler Larkens Züge seines genialen, aber weltchmerzlich zerrissenen, zum tragischen Humor neigenden Wesens gegeben. Im Jahre 1830 spricht Mörike von seiner „halbverschütteten Freundschaft“ mit Lohbauer, der, ohne den rechten Ernst für seinen Beruf zu haben, sich einem ungebundenen Litteratenleben mit Schauspielern und Künstlern überließ, in dem er zeitweilig zu

versumpfen drohte. Mörike ließ ihn niemals fallen und hätte im geraden Hinblick auf Lohbauer sagen können, was er Nolten einmal über Larkens äußern läßt: „Der tiefverborgene edle Demant seines Wesens ward nicht vom Schlamme berührt, worein der Arme sich verlor.“

Endlich zeigte sich für Mörike bei seinen Bemühungen, in einen gewünschten Beruf hinein zu kommen, in Stuttgart Land.

Der junge Verlag der Brüder Franch, der auch Bauers „Alexander“ in seine Obhut nahm, ließ es sich angelegen sein, Mörike zu gewinnen. Dieser sollte regelmäßige Beiträge in den unterhaltenden und kritischen Teil ihrer von Karl Spindler redigierten Damenzeitung liefern. Dafür erreichte der Dichter, der sich in Geldaffären (wenn es nicht just auf Durchbringen des Vorhandenen ankomme) blöhdumm nennt, beraten von seinen Verwandten und Bekannten, die Zusicherung eines Monatsgehaltes von fünfzig Gulden. Wer war glücklicher als er! Wolfgang Menzel zwar, der einflußreiche Herausgeber des Cottaschen Litteraturblattes, mit dem er in Berührung gekommen und für den er anfangs sehr eingenommen war, beschwor ihn, dem geistlichen Stande treu zu bleiben, und nicht weniger dringend that das der treubeforgte Bauer. Aber Mörike glaubte nun einmal zum Journalisten geboren zu sein; er sollte sehr bald durch Schaden klug werden.

Am 1. November 1828 bezog er zwei artig tapezierte Zimmerchen in der Sophienstraße zu Stuttgart und ging mit frohem Mut an die Arbeit. Aber es war ihm zum Glück nicht gegeben, sein Talent in vorgeschriebenen Dosen auszunutzen. Er war nicht der Mann, ein künstlerisch anspruchloses Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen. Er konnte nur aus der Tiefe schöpfen, nur im Höchsten sich Genüge thun, und Massenproduktion war ihm vollends versagt. Die einzige Novelle, die er in Angriff nahm, war „ein Stück aus dem Leben eines (imaginierten) Malers“ — sie war nichts Geringeres als die Urzelle des „Maler Nolten“. Das Werk dem wartenden Korrektor in die Hand zu schreiben, daran war gar nicht zu denken; das erkannte der Dichter bald genug

und beeilte sich denn auch, die eingegangenen Verpflichtungen zu lösen. Schon die Präliminarien hatte er halb und halb mit Wangen gemacht, „wie die Kaze, die im Regen ihre Pfoten nicht naß machen will“. Er gestand jetzt seinen Irrtum offen ein und schrieb im Dezember an Bauer: „Ich sah — oder vielmehr der Kerl in mir, der sich auf den E. Mörike besser versteht, als ich selber, sah voraus, ich würde von dem Erzählungschreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je vom Predigtmachen. Das ließ ich aber dem guten Kerl nicht gelten, oder vielmehr ich hörte ihn gar nicht an und wies ihm — die fünfzig Gulden monatliche Vorausbezahlung, die mir der Buchhändler ungesordert gab, eh' er fast einen Buchstaben von mir hatte; die erste Wurst aber, so ich von dem Geld aß, schmeckte mir schon nicht recht, und eh' vierzehn Tage vergingen, hatt' ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe.“ Auch der besorgten Mutter trug er offen den „ganzen Krangel“ vor. Er könne seine dichterischen Gaben nicht tagelöhnermäßig zu Kauf bringen; das Bewußtsein, für eine Zeitung zu schreiben, benehme ihm allen Schwung; auf das Drama stelle er seine Sache. Er sei bei dem Engagement „vor Ekel fast krepirt“, seine Poesie hätte sich dabei die Schwindsucht geholt. Dem freudig überraschten Oheim Neuffer eröffnete er gleichfalls alsbald seine Absicht, wieder Vikar zu werden. Er fand den geistlichen Hauch in Bernhausen „ganz agréable“, porträtierte sich selbst als Pfarrer und schrieb als ein zum Paulus gewordener Saulus dem Bruder Mährlen: „Waren wir nicht Narren, Herr Kollege, uns so an der lieben Mutter Kirche zu ärgern? . . . Wie Schuppen fiel's mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein ganzes Herz erfüllen, auf keinem Fleck der Welt, (wie nun eben die Welt ist) sicherer und lustiger verfolgen kann als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses. Mich soll gleich der Teufel holen, wenn das mein Ernst nicht ist.“ Mit einem „Vivat Vicariat!“ schließt der Weihnachtsbrief des Jahres 1828 an den Freund.

Nach Ablauf seines Urlaubs, im Februar 1829, bewarb sich Mörike von neuem um eine Stelle und sprach, als die erbetene

des Pfarramtsverwesers zu Pflummern bei Nieslingen an der Donau ihm zufiel, der Mutter gegenüber von einer kaum verdienten Gunst des Schicksals. Mit dem besten Willen ging er wiederum ins Amt. „Wie ich zum ersten Male den Registraturkasten aufschloß,“ schreibt er der Mutter, „sagte ich leise vor mich hin: Nun, Musen und Grazien, fliehet weit weg! In der That bleibt jede Spur von Poeterei wenigstens für das erste Vierteljahr verbannt, obwohl ich die Notwendigkeit, gerade dieses Fach einigermaßen zu einem ökonomischen Nebenzweig zu machen, allzudeutlich einsehe und diesfalls auch bereits meinen Plan überdacht habe. Aber wie gesagt, vorderhand nichts als Pastoralia. Ich getraue mir kaum auf die lieblich besonnten Berge und Wälder hinüberzuschauen, die, in ziemlicher Nähe, schon von Frühling und Nachtigall träumen. Noch bin ich ein ängstlicher Fremdling in allen diesen entsetzlichen Kirchenbüchern, Konvents geschichten, Kassenrechnungen u. s. w.“ Aber es gelang dem Dichter nicht sich zurecht zu finden. Was er der besorgten Mutter verschwie, eröffnete er rückhaltlos seinem Freunde Mährlen: „Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau’ ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage Dir, der allein begehrt die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient.“ Solche Ausbrüche waren freilich nur vorübergehend; danach pflegte Mörike stiller und resignierter zu sein und lebte der Hoffnung, daß eine Anstellung als ordentlicher Pfarrer manches in ihm ausgleichen werde.

Mörike hatte den Wiedereintritt in ein Vikariat darum so eifrig betrieben, weil er dann auf die Muße rechnen durfte, seine nächsten poetischen Pläne ins Werk zu setzen; er hoffte dann sogleich „im Sturmschritt auf die Hohenstaufen los“ gehen zu können, die die ganze Revolution bei ihm angeschürt hätten. Die Hohenstaufen waren von der Romantik geradezu von neuem entdeckt worden; sie waren der große Stoff, an dem so leicht kein Dichter vorüberging. In den Jahren 1823 bis 1825 erschien Raumers echt romantisches Werk, die Geschichte der Hohenstaufen; sie war berufen, in der Geschichte der deutschen Litteratur förmlich Epoche zu machen, wenn die

Wirkung auch mehr in die Breite als in die Tiefe ging und kein einziges Dichtwerk großen Stils ihm die Anregung verdankte. Zu spät erwachte in den begeisterten deutschen Poeten der „Zweifel gegen das legitim-dramatische Blut der Hohenstaufen“, der Immermann schließlich ergriff. Daß die schwäbischen Dichter ganz besonders zu dem schwäbischen Herrschergeschlechte sich hingezogen fühlten, liegt auf der Hand. Mörikes Kreis im Tübinger Stift verschlang den Raumer mit Entzücken und verstieg sich zu den weitgehendsten dramatischen Plänen; daran nahm regen Anteil auch der Stiffter Sfrörer, der später in Freiburg katholisch gewordene Kirchenhistoriker. Im Frühjahr 1826 faßte Waiblinger den Plan, nach dem Vorbild von Shakespeares Heinrich eine Reihe von Hohenstaufen-Dramen zu dichten. Er hatte das Glück, in Cotta einen Gönner zu finden, der ihn auf seine Kosten nach Italien und Sizilien reisen lassen wollte; dort sollte Waiblinger an Ort und Stelle seine Absichten verwirklichen. Diese Nachricht traf Bauer wie ein Donnererschlag. Er hatte bereits auf der Klosterschule zu Blaubeuren ein solches Unternehmen im stillen sich zur Lebensaufgabe gesetzt. Er tröstete sich dann damit, Waiblinger werde mehr das Italienische in den Begebenheiten darstellen, während er selbst das wahrhaft Deutsche des Stoffes zu erfassen suchen wolle. Im Sommer desselben Jahres heißt es in einem seiner Briefe an Hocheisen: „Ich schreibe an den Mörike: ob der Waiblinger bei diesem Plane bleibe, sei ungewiß; wir wollen gemeinschaftlich unserem Leben eine höchste Aufgabe setzen; wir üben uns indessen an willkürlichen Versuchen; das Eigentliche, was wir hervorbringen, sei dem Vaterlande geweiht. Darauf lese ich zitternd seine herrliche Antwort, daß solch ein Plan schon lange in ihm Wurzel gefaßt habe, und daß er jetzt erst sich glücklich schätze, geboren zu sein.“ Mörike entwarf voll warmen Eifers einen „König Enzo“, der aber bald ins Stocken geriet. Im Sommer 1828 schreibt er an Gustav Schwab, daß er sich von diesem begonnenen Trauerspiel viel verspreche, dagegen von Pflummern aus an Mährlen, es sei vielleicht kein Unglück, daß er seit einem Jahre nichts mehr am „Enzio“ angerührt habe, wiewohl er

glaube, in den bereits geschriebenen Szenen den individuellen Charakter der Zeit sicher herausgefühlt zu haben. In einem Briefe vom Januar 1829 fordert Bauer den Dichter auf, (außer der Karte und dem Bild von Orplid) die Trümmer seines Trauerspiels mitzubringen, was wohl auf den „Enzio“ zu beziehen ist. Erhalten hat sich von dem Fragment gar nichts.

Befangen in dem Irrtum so mancher Lyriker, im Drama das Höchste zu erreichen, griff Mörike immer wieder zu dieser ihm innerlich fremden Form. Schon im Jahre 1824 sprach er Bauer gegenüber von einem Trauerspiel, das er vollendet, aber beim ersten Durchlesen verbrannt habe, da er die ganze Höhe seiner Idee nicht erreicht zu haben glaube. Bauer war von dieser Kunde äußerst betroffen und mußte die ganze Nacht weinen. Als ihm dann Mörike kurz darauf die erhaltenen Reste vorlas, erklärte Bauer, sie gehörten zum Herrlichsten, was die Dichtkunst je geschaffen habe, und forderte seine Braut auf, mit ihm den Verlust eines Meisterwerks zu betauern. Natürlich sind so überschwängliche Worte nicht für bare Münze zu nehmen. Vorhanden ist von Mörikes dramatischen Stücken aus dieser Zeit — abgesehen vom „Spillner“ — einzig der „Letzte König von Orplid“ im „Maler Nolten“.

Mörike wurde von seiner unglücklichen Liebe zum Drama so bald noch nicht geheilt; besonders ihretwegen strebte er immer wieder aus dem ländlichen Pfarrdienste heraus, denn er mußte es Mährlein zugeben, daß sich dramatische Momente nicht hinter einer Dorfhecke jagen lassen. Daß das historische Fach ihm nicht am nächsten liege, das wenigstens erkannte der Dichter nach seinen verunglückten Versuchen. Zu Ende des Jahres 1828 schrieb er an Bauer, ihm schwebte mit heller Deutlichkeit eine Gattung von tragischen und komischen Schauspielen phantastischer Natur vor, die aber anderer Art seien als der „Letzte König von Orplid“; er wolle auf reinereim und verständlicherem Wege sein Wesen aussprechen, er wolle der Grillenhaftigkeit und Hypochondrie jener subjektiven Poesie eine allgemeine und reizend gemischte Wahrheit abscheiden.

Es blieb wohl auch diesmal bei dem Plane. Die Freunde nährten seine dramatischen Neigungen und legten ihm Stoffe vor; so empfahl ihm Bauer 1827 dringend den Don Juan d'Austria zur Bearbeitung. Die Schwaben wollten es nun einmal nicht einsehen, daß unter ihnen Schiller, dem sie nicht einmal nachstrebten, das einzige Genie auf dem Gebiete des Dramas war, für das sie sonst insgesamt nur sehr wenig Talent besaßen. Im Jahre 1829 rieten Mährlen und Bruder Karl dem Dichter, zu einem der Stadt Augsburg bevorstehenden Besuche König Ludwigs I. von Bayern, von dem wie so viele auch Mörike etwas erhoffte, ein Festspiel zu verfassen; auch Bauer empfahl aus praktischen Gründen ein Schauspiel aus der wittelsbachischen Geschichte. Aber Mörike lehnte es ab, ein zugespitztes Gelegenheitsstück zu verfassen; da ihm Bayern fremd sei, so fehle es ihm an der geringsten patriotischen Wärme.

Auch im Libretto versuchte sich Mörike gern und oft. Im Jahre 1824 bittet ihn Hetsch, binnen acht Tagen (indem ihm ja etwas dieser Art durchaus nicht schwer werde), ihm den Text zu einem Singspiel zu liefern; es sollte ein Einakter von etwa acht Stücken sein, in ländlichen Kreisen sich abspielen und nur drei bis vier Personen aufbieten. Und drei Jahre später ist im Briefwechsel der beiden Freunde wieder von einem Libretto die Rede; diesmal von einer tragikomischen Oper, im Stil des Figaro. Es handelt sich darin um die durch einen Eremiten herbeigeführte Heilung eines blinden Mädchens, das dann einen Grafen heiratet. Den Bizarrien dieses Grafen sollte weiter Spielraum gewährt werden; dabei fehlte es nicht an einem „kabbalistischen Auftritt“. Mörike verfaßte von diesem Singspiel „Das blinde Mädchen“ mit den Hauptpersonen Robert und Elisa eine Reihe von Textnummern, die Hetsch in Musik setzte, ohne trotz allen Drängens das vollständige Libretto von Mörike erhalten zu können. Aus einer anderen, gleichfalls unvollendeten Oper stammt der im Jahre 1827 entstandene „Chor jüdischer Mädchen“ in den Gedichten.

Besonders günstig waren die Jahre 1828 und 1829

der Lyrik. Seit Hauffs Tode redigierte Schwab das Morgenblatt und führte Mörike dort in die Oeffentlichkeit ein. Der Jahrgang 1828 brachte dreizehn, der folgende sieben Mörikesche Gedichte; einige andere erschienen auch in der Damenzeitung.

Neue Nahrung sog des Dichters Lyrik aus der neuen Liebe, die in dieser Zeit über ihn kam. Mörike machte keine Ausnahme von der schwäbischen Regel, wonach der Vikar sich in die Pfarrerstochter verliebt.

Im Mai 1829 kam Mörike als Pfarrverweser nach Plattenhardt auf den Jildern. Hier war der Pfarrer Rau soeben gestorben, doch hatte man seinen Hinterbliebenen Besoldung und Wohnung noch auf einige Zeit belassen. In diesem Kreise verlebte Mörike glückliche Stunden, die er vor allem der Tochter Luise dankte. Bald nannte er sie Braut. Dem Freunde Hartlaub schildert der Dichter im Juli 1830 die Geliebte mit wünschenswertester Genauigkeit: „Mein Kind mußt Du früher oder später doch sehen. Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen, das, weil andere es verkannten, lange im unklaren über seinen eigenen tief verborgenen Wert war; seitdem ich sie kenne, erhob sich ihr Gefühl und Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affekt sogar überbrausend, zumal wenn's einem edlen Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat. Gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte. Ihr Aeußeres ist zart und leicht. Wer ihr Gesichtchen beurteilt, sagte noch jedesmal, daß es mit längerem Anschauen nicht bloß gefällig sei, sondern ihre ganze Seele treu abspiegele. Mir ist sie so ergeben, als es nur ein Mensch dem andern sein kann.“

Die fünf Monate in Plattenhardt nannte Mörike die be-

deutungsvollsten seines Lebens, die Quvertüre zu einer neuen Zeit. Luise ersetzte ihm bis auf das Zufällige des Namens die verstorbene Schwester, und auch die Mutter war mit des Sohnes Wahl freudig einverstanden. Mörike war in Luisens Gegenwart ganz harmlos heiter und glücklich, sei es, daß er sie am Herde in der Küche oder beim Bügelbrett im Deyrn fand, „wo denn trotz Rauch und Dampf ein paar rote Lippen sich jederzeit gefällig zeigten“, oder daß er und Friedrich Vischer, der gleichfalls von Luise angezogen öfters zu Besuch kam, ihr und den Schwestern beim Mosten der Äpfel halfen. Besonders gern sah ihr der Bräutigam bei der Handarbeit zu, oder wenn sie sich das Haar machte, wovon das zierliche Gedicht „Scherz“ Zeugnis ablegt. Auch ihr Klavierspiel und Gesang erfreute ihn außerordentlich; immer wieder mußte sie ihm Goethes Mignonlieder vorsingen. Im Herbst siedelten Rau's nach dem nahen Grözingen über, während Mörike noch bis zum Dezember des Jahres in Plattenhardt verblieb. Der Trennung danken wir eine große Zahl der schönsten Dichterliebesbriefe, die das Verhältnis zwischen den Verlobten treulich widerspiegeln.

Mörike war der zärtlichste und aufmerksamste Liebhaber. Er trieb süßen Fetischdienst mit Luisens Locken, schnitt verschlungene Namenszüge in eine Erle und sandte unablässig Briefe, Blumen, Noten und Lektüre nach Grözingen, wo er natürlich, so oft es anging, persönlich vorsprach. Dafür empfing er häufig den Gegenbesuch Luisens und der Ihrigen. Mörike liebte sie mit dem tiefsten, echtesten Gefühl; jedes Wort von ihr entzückte ihn durch die einfache, wahre Innigkeit. Sein Höchstes glaubte er in ihr gefunden zu haben, die er die stete Unruhe, den ewigen Frieden seines Herzens nannte. Sein schöner Zug, geliebte Menschen zu überschätzen, trat niemals ausgeprägter zu Tage. Nach seinen Briefen war Luise das Ideal einer Dichterin, voll feinen Gefühls und tiefen Verständnisses. Das war sie in Wahrheit sicherlich nicht. Vischer nennt sie eine weiche Taube, die im weißen Kleidchen mit den blonden Locken den jungen Leuten sehr hübsch vorgekommen, leider aber „gar zu einfältig“ gewesen sei. Mörike schien davon

nichts zu spüren. Er las mit ihr Goethe, sogar den Faust, und suchte sie auch an seiner eigenen Produktion teilnehmen zu lassen. Er bittet sie einmal, sich von einer alten Frau ein bestimmtes Volkslied für ihn in die Feder diktieren zu lassen. Vielleicht gerade mit der Figur der Agnes im „Maler Nolten“ beschäftigt, schickte er ihr eine Tuschezeichnung von seiner Hand, die wahn sinnige Ophelia darstellend, und später auch Aushängebogen seines Werkes. Luise war gewiß nicht fähig, seinem Fluge zu folgen, und je weniger er das zu bemerken schien, um so mehr bedrückte sie dies Bewußtsein. Sie wurde scheu und zurückhaltend und mochte sich, wenn sie miteinander „Dichtung und Wahrheit“ lasen, als Goethes Friederike fühlen, obwohl ihr Mörike, etwa im Hinblick auf das Märchen von der „Neuen Melusine“, das Goethe in der Esenheimer Laube erzählt haben will, versicherte, er erwarte von ihrer Ehe nicht eine Verengerung, sondern eine Erweiterung seines Horizonts. Diese Verschiedenheit ihrer Naturen führte schon früh zu allerlei kleinen Mißverhältnissen und Mißverständnissen, wobei von einer Schuld auf keiner Seite zu reden ist.

Für Mörike hieß es: „Neue Liebe, neues Leben.“ Hell auf sprudelte vor allem der Born der Lyrik. Luise gelten besonders seine Sonette, von denen fünf samt der „Karwoche“ unter der Ueberschrift „An L.“ in den „Maler Nolten“ übergingen, wo sie von Agnes sich zugeeignet werden. Sie atmen innige, sehnende Liebe, in der des Dichters kühnster Wunsch „himmlische Genüge“ findet:

Wenn ich, von deinem Anschau tief gestillt,
 Mich stumm an deinem heil'gen Wert vergnüge,
 Da hör' ich oft die leisen Atemzüge
 Des Engels, welcher sich in dir verhüllt.

Die Sprache dieser Gedichte hat wunderbare Fülle und herrlichen Schmelz des Wohllauts. Mörikes plastische Kunst feiert hier wahre Triumphe in anmutigen wie großartigen Bildern. Das Friedensfelige wie das Leidenschaftliche seiner Natur kommt gleichermaßen zum Wort. An ein hohes Weib voll Adel und Glut und Schönheit scheinen diese Gedichte gerichtet und gelten doch dem schlichten Töubchen nur:

Der Adler strebt hinan ins Grenzenlose,
 Sein Auge trinkt sich voll von sprüh'ndem Golde,
 Er ist der Thor nicht, daß er fragen wollte,
 Ob er das Haupt nicht an die Wölbung stoße.

„Und unsre Liebe muß dem Adler gleichen“, heißt es in demselben Sonett; Luise fand, wie die Weisheit in Goethes „Adler und Taube“, das wahre Glück in schlichter, irdischer Genügsamkeit.

Auch die Gedichte „Sehnsucht“ und „Rat einer Alten“ sind an die Braut gerichtet oder im Hinblick auf sie damals entstanden. Andere in dieser Periode geschaffene wie „Das verlassene Mägdlein“ und „Agnes“ scheinen den Bruch prophetisch zu verkündigen. Zahlreiche weitere Gedichte hat Mörike selbst nicht veröffentlicht: Gelegenheitsgedichte zu Luisens Geburtstag und zu Weihnachten; auch eines in schwäbischem Dialekt fällt in diese Zeit, das der Dichter erst ein viertel Jahrhundert später in Frommanns „Deutschen Mundarten“ drucken ließ. Jetzt tritt auch der Einfluß Goethes deutlich zu Tage, den Mörike unablässig las; Goethesche Citate, namentlich aus den Gedichten und dem Faust, begegnen vielfach in den Briefen. Die gerade erscheinenden Bruchstücke aus dem zweiten Teil der Goetheschen Tragödie las Mörike mit großem Interesse, ohne freilich den vollen Wert der „Helenä“ klar zu erfassen. Durch Mährlen, der ihn hauptsächlich mit Lektüre versorgte, lernte Mörike auch den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller kennen, den er voll hoher Begeisterung binnen anderthalb Jahren nicht weniger als fünfmal hintereinander las. „Statt mich niederzuschlagen,“ schreibt er dem Freunde, „hatte der Geist dieser beiden Männer eher die andere Wirkung auf mich. Gar manche Idee — das darf ich Dir wohl gestehen — erkannte ich als mein selbst erworbenes Eigentum wieder, und ich schauderte oft vor Freuden über seiner Begrüßung.“

Im Dezember des Jahres 1829 vertauschte Mörike Plattenhardt mit Owen. Der Ort ist sehr anmutig an der Lauter gelegen; unweit erheben sich der Neuffen, die Leß und der Reußenstein. Der edle Bau der alten Kirche mit einer

schönen Kreuzabnahme auf Goldgrund erfreute den Dichter ebenso wie das schloßähnliche Pfarrhaus, ein ehemaliger Edelsitz. Der Stadtpfarrer Brotbek, ein stattlicher Herr mit litterarischen Interessen, war von väterlichem Wohlwollen für Mörike erfüllt, der sich in dem geordneten, sauberen Hauswesen wie ein Sohn fühlte. Er konnte damals seiner Braut schreiben, der Kirchenrock und er seien auf dem Punkte die besten Freunde zu werden, verhehlte ihr aber auch in hypochondrischen Stunden nicht seine Unlust ob des verdrießlichen Zusammenlebens einer Predigt. Als er nach verhältnismäßig langem Aufenthalt zum Mai 1831 Owen wieder verließ, gab ihm sein guter Pfarrer, dessen er später noch wie des Pfarrers Renz mit besonderer Anhänglichkeit gedachte, das Zeugnis, daß seine Kenntnisse sehr gut seien, daß er ein guter Prediger und in der Gemeinde „als ein Freund geachtet“ sei.

Muße hatte der Dichter auch hier genug: der „Maler Nolten“ entstand zum guten Teil in Owen, und im übrigen trieb Mörike allerlei idyllische Beschäftigungen, wie den Fischfang in der Lauter.

Mit seinen Angehörigen verband ihn nach wie vor das herzlichste Verhältnis. Oft stattete er der guten Mutter in Nürtingen Besuche ab, die zuweilen auch erwidert wurden, und inzwischen mußte ein lebhafter Briefwechsel Ersatz schaffen. In allen Lebenslagen begleitete und beriet den Sohn die treue Sorge der Mutter, der er dafür mit kindlicher Anhänglichkeit und Offenheit lohnte, nur daß er ihr seine inneren und äußeren Zwischenfälle stets möglichst schonend beibrachte und alles in einem guten Lichte darstellte, von dem er selbst in Wahrheit oft genug nichts sah. Auch für seine geistliche Laufbahn konnte ihm die Mutter wohl von Nutzen sein, wenigstens schrieb er ihrer Miene einen Zauber beim Konsistorium zu und behauptete, sie führe stets etwas Konsistorialwind mit sich. Leider kränkelte sie viel und machte ihm dadurch gerade in der Owener Zeit bange Sorgen. Zum Glück war indessen Alärchen zu einem frischen und flinken jungen Mädchen herangewachsen, das der Mutter eine rechte Stütze bot. Bruder Louis entwickelte sich zu einem immer heiteren, treuen, wenn

auch geistig nicht gerade hervorragenden Jüngling, der, den Beruf des Landwirts erwählend, die Akademie zu Hohenheim bezog. Adolf, der Jüngste, erlernte das Schreinerhandwerk. Er fing bald an, leichtsinnige Streiche zu machen und wurde dauernd zum Sorgenkinde der Familie. Eduard, der seinen ewigen Geldansprüchen gewiß nicht genügen konnte, mußte sich endlich in den dreißiger Jahren gänzlich von dem mißratenen Bruder lössagen, der mit den Behörden mannigfach in Konflikt kam, sich kümmerlich genug durchs Leben schlug und am Ende im Dunkel unterging. In des Dichters Vikarszeit, um die Wende der zwanziger Jahre, war es Karl, der die Familie in die sorgenvollste Lage versetzte. Ihm waren die Ideen, die die Julirevolution gezeitigt hatte, zu Kopfe gestiegen. Seinem Bruder Eduard sagten die hohlen Freiheitsphrasen dagegen sehr wenig zu, und als ihm Mährlen einmal von den Folgen des großen Ereignisses für das eigene Vaterland vorschwärmte, schrieb ihm der Dichter zurück: „Was jezt dergleichen in Deutschland geschehen könnte, perhorresziere ich im voraus als Eitelkeit — und wenn ich hierin zu weit gehe, so hat's das schwarz-rot-goldene Band verschuldet, das dann aber doch meinen Patriotismus nicht ganz und gar strangulieren konnte.“ Karl Morike hatte sich inzwischen an revolutionären Bewegungen im Oberlande, gegen die die Regierung besonders scharf vorging, beteiligt und war, wegen Ausstreuung aufrührerischer Plakate, verhaftet worden. Auch auf Eduard fiel Verdacht, da er einen belastenden Brief seines Bruders zur Post gegeben hatte, ohne indessen von dem Inhalt des Schreibens etwas zu wissen oder überhaupt in irgend einer Weise, auch als Mitwisser nicht, an der bösen Sache beteiligt zu sein. Immerhin verwickelte ihn das Konsistorium in eine Untersuchung und legte seine Briefe unter Siegel. Er ging gereinigt aus dem Verfahren hervor, da seine Behörde nur Gutes über ihn in Erfahrung brachte, und da er auch als Student, wie festgestellt wurde, von burschenschaftlichen oder landsmannschaftlichen Bewegungen sich ferngehalten hatte. Schrecklich war es ihm, daß er, durch seinen Eid gezwungen, Karl vor

Gericht nicht schonen konnte. Dieser wurde unter Verwendung des Geheimen Rats v. Kerner, des Bruders des Dichters, nicht wegen Hochverrats, sondern nur „wegen grober Täuschung der Staatsregierung zu ehrföchtigen Zwecken“ zu Amtsentsetzung, einjähriger Festungshaft und den Kosten verurteilt. Die mitangeklagten Brüder Eduard und Louis wurden freigesprochen. Karl beruhigte sich bei dem Urteil nicht, sondern ging noch jahrelang mit Rekurschriften und Drohungen maßlos gegen die Regierung vor. Die ganze Familie litt darunter, namentlich war Eduard damals von Grimm und Empörung gegen Karl erfüllt; mußte er doch darauf gefaßt sein, daß die Angelegenheit auch seine Laufbahn in Frage stellen könne, da der König höchst erbittert war. Solche Befürchtungen ließen ihn immer von neuem nach einem anderen Beruf ausschauen.

Trost und Verständnis in allem Widrigen fand Mörike jederzeit bei seinen Freunden. Namentlich als Dichter war er im Grunde auf sie allein angewiesen, denn daß Luise für die Geheimnisse des poetischen Schaffens, für das langsame Heranreifen eines Kunstwerkes doch nicht den rechten Blick besaß, konnte er sich auf die Dauer nicht verhehlen. Machte sie ihm doch schließlich Vorwürfe, daß er in seinen Briefen an sie gar zu viel von seinen poetischen Plänen spreche: das Weib wurde eifersüchtig auf die Muse! So gab er denn seiner Sehnsucht nach den Freunden unablässig Ausdruck. Solange der Dunstkreis eines lebenswürdigen Mädchens das einzige Element für seine poetischen Saugorgane bleibe, schreibt er an Mährlen, komme kein Effekt zu stande, da Energisches und Asthenisches ihn in gleichem Maße betäubten. Er versichert, daß er der Mitteilung und gelegentlichen Reibung dringend bedürfe, um nicht ins Stocken zu geraten.

Unter den Freunden nahm in dieser Periode Mährlen die erste Stelle ein; neben ihm behauptete Bauer seine alten Rechte, der nicht nur seinen zweiten Vornamen, sondern sein ganzes lebenswürdig heiteres Weisen dem Pfarrer Amandus im „Maler Nolten“ lieh. In zweiter Linie traten besonders Hartlaub und Rauffmann hervor. Möglichst oft kam man zu-

sammen. Ein besonderes Fest war ihnen ein gemeinsamer Besuch des alten lieben Tübingen. Da wurden alle die vertrauten Plätze, der Oesterberg und Preßels chinesisches Gartenhaus zumal, wieder aufgesucht und in all den bunten Erinnerungen recht nach Herzenslust geschwelgt. Daneben mußte ein Briefwechsel aushelfen, wie er in solchem Umfange heut undenkbar ist. Die Freunde betrieben das Brieffschreiben noch als eine Kunst. Namentlich Mörike entzückt oft durch die Schilderung von Naturstimmungen, die voll von lyrischen Reimen sind, und von fein charakterisierten Seelenzuständen, die als unmittelbare Vorstudien zum „Nolten“ anzusprechen sind. Anfangs tritt noch ein studentenhaft flotter Krafftstil zu Tage, der den Dichter Freund Mährlen als „lieb alt Luder“ anreden läßt. Von unverkennbarem Einfluß auf die Metaphersprache dieser Briefe ist auch der Stil Shakespeares auf der einen, Jean Pauls auf der anderen Seite.

Ein wirklicher Brieffkünstler war auch Bauer. Seine Liebe und Treue erfuhr niemals die geringste Unterbrechung. Ueber Mörikes Absicht, ein freies Schriftstellerleben zu beginnen, war er tief bekümmert, da er fühlte, wie wenig der Freund dazu geschaffen war. Waiblinger erfreute den Dichter durch einen so ausführlichen wie liebevollen Reisebrief aus Rom, den Mörike indessen nicht beantwortete; ihn reute diese Unterlassungssünde nicht wenig, als Waiblinger schon im Jahre 1830 „allzufrüh und fern der Heimat“ im Elend starb; trotz allem Vorangegangenen konnte er dem Unglücklichen eine herzliche Thräne nicht versagen. Die Klagen über Mörikes Lässigkeit im Brieffschreiben beginnen, wie bei Uhland, schon früh; wie dieser von Kerner, mußte jener namentlich von Bauer oft den Vorwurf hören, daß er ihre Freundschaft schnöde vernachlässige. Böse gemeint war es von Mörike gewiß nicht; was ihm oft die Lippen verschloß, war wohl die Scham dessen, der im Leben nicht recht fortkommt.

Mährlen war es besonders, der an der Entstehung des „Nolten“ Anteil hatte; neben ihm auch Wischer. Die Berechtigung eines Wischerischen Bedenkens einsehend, schob der Dichter „eine ursprünglich erst hinten eingeflochtene Partie, wodurch die Verirrung des Malers eigentlich motiviert wird,“

(wohl „Ein Tag aus Moltens Jugendleben“) an früherer Stelle in den Roman hinein.

Das Werk machte in Owen bedeutende Fortschritte; noch ist der gußeiserne Leuchter vorhanden, bei dem es nahezu vollendet wurde. Mancher kleine Zug aus dem Erlebnis und der Umgebung mag in die Dichtung übergegangen sein, etwa der Besuch einer Ruine gelegentlich eines angenehmen Gesellschaftsausfluges mit Picknick oder ein Gespräch über Napoleon im Pfarrhause zu Owen, das sich ganz ähnlich im Försterhause von Neuburg abwickelt. Vor allem aber gab Luise Rau der Agnes der Dichtung viele Züge. Mörikes Briefe an sie weisen zum Teil fortlaufende Parallelen und Kommentare auf zu dem Liebesverhältnis zwischen Theobald Moltens und Agnes. Mehrfach zeichnen sie ganz bestimmte Situationen, die in die Dichtung übernommen werden. So ist besonders wertvoll Mörikes Brief an Luise vom 19. Mai 1830, dem Jahrestag ihres ersten Zusammentreffens. Der Dichter ist da ganz Moltens, wenn er schreibt: „Welche Tage des zufriedenen, anspruchslosen Zueinanderlebens! Du gingst neben mir hin und fülltest die Luft mit angenehmem Wesen, ich war dieses Eindrucks kaum bewußt, aber er fehlte mir, wenn Du irgend abwesend warst. Ich verstand Dich nach und nach besser, besonders wenn am Klavier Du den Tag zur Ruhe sangst.“ Auch für das Pathologische seiner Agnes konnte der Dichter sich an die Braut halten, die zuweilen an bösen Nerven zu fällen litt, deren „herzerreißendes Bild“ den Verlobten tief erschreckte. Der erwähnte Brief zeichnet auch in seiner Fortsetzung kleine Eigenheiten und Szenen, die bei Agnes wieder begegnen: „Eine seltsame Empfindung muß ich Dir doch entdecken (wenn ich's anders nicht schon gethan habe), in der Du mich jedoch schwerlich ganz begreifen wirst. Deine ganze Erscheinung, Dein stilles, verschlossenes, häufig mißverstandenes Wesen, Deine heimlichen Besuche auf dem Kirchhof, jener gedankenvolle, starre Blick, mit dem Du öfters, die laute Gesellschaft überhörend, unbeweglich dasehest — dies alles gab Dir in meinen Augen etwas Feierliches, Mysteriöses, ja zuweilen etwas Geisterhaftes, das mir heilig und unantastbar war.“ Ein

solcher Kirchhofbesuch Luisens ward zu einer Glanzstelle des Romans benutzt. Eine andere Situation, die sich dem Dichter besonders tief einprägte: „Du standest am Thürpfoften der Kammer und blicktest ernst zu uns herüber“, wird auch der irren Agnes zugewiesen, die den Geliebten heimlich beobachtet.

Anfang September 1830 war die Dichtung so gut wie fertig. Mörike schrieb damals an Möhrlen, der kurz zuvor einige Wochen bei ihm zugebracht und die Arbeit genauer kennen gelernt hatte: „Meine Novelle hat nun in einer ziemlich gedrängten Abschrift von Provisorhand“ — Provisor hieß der Schulgehilfe — „fünfundzwanzig Bogen, und wohl zwölf kommen noch dazu“; in der That ergaben sich deren vierzig im Druck.

Mörike beabsichtigte anfangs, seine Novelle, wie er den „Maler Nolten“ bezeichnete, in einem zu gründenden Taschenbuch erscheinen zu lassen, wofür er den Berliner Buchhändler Reimer, den Verleger Waiblingers und des Chamisso-Schwabschen Musenalmanachs, zu gewinnen suchte. Als Mitherausgeber nahm er zunächst Lohbauer in Aussicht, „hauptsächlich, um ihn zu einer edleren Thätigkeit zu bestimmen“. Dieser sollte sowohl Texte wie Zeichnungen beitragen; doch rechnete Mörike von vornherein und nicht ohne Berechtigung mit des Freundes Indolenz. Er wandte sich deshalb Möhrlen zu, der für das geplante „Taschenbuch ohne Jahresschild“ die Vorrede schreiben sollte. Als Mitarbeiter warb er in erster Linie Bauer und Wischer, mit dem er damals erst eigentlich Freundschaft schloß, mit dem er poetische Manuskripte austauschte, und der in erster Linie die Prosa bestreiten sollte. Weiterhin gab er sich Mühe, Uhland, Kerner, Schwab und womöglich auch Tieck für Beiträge zu gewinnen. Doch war er nicht bange, falls er etwa die ganze Last des Unternehmens allein auf seine Schultern nehmen mußte. Der Hauptinhalt sollte ja doch der „Nolten“ werden; diese Dichtung unterzubringen, war der eigentliche Zweck des geplanten Taschenbuchs. Denn das Werk als selbständiges Buch in die Welt gehen zu lassen, dazu hatte Mörike nicht den Mut. Er hegte nicht die ungemessenen Erwartungen, die so manche Dichter auf ihre

Erstlinge setzen; er war eben kein Anfänger mehr und stellte an sich selbst die höchsten Ansprüche. An Mährlen schrieb er: „Ich möchte das Ding nur so gelegentlich in die Welt schlüpfen lassen ohne alle Prätensionen als erstes Debüt. In der leichtfertigen Almanachsgestalt wird es weniger geeignet sein, ein Vorurteil, einen Maßstab für etwa künftige Versuche, für mein Talent überhaupt abzugeben. Man thut immer gut anfangs leise und quasi versteckt aufzutreten. Diese Novelle, in ihrer Gattung betrachtet, gehört wohl nicht unter die übeln Arbeiten, aber alles ist nur an seinem Platze gut.“

Indessen mußte Mörike des äußeren Umfangs der Novelle wegen sich am Ende doch entschließen, das Werk in Buchform herauszugeben. Mährlen nahm sich des geschäftsunkundigen Freundes hilfreich an und brachte einen Vertrag mit dem Stuttgarter Verleger Schweizerbart zu stande, der für den „Molten“ „bedingungsweise auf den ungewissen Absatz“ vorerst nur den Spottpreis von 150 Gulden zahlte. „Der Spekulationsgeist sämtlicher Buchhändler ist jämmerlich mit Politik und Cholera angesteckt“, schrieb der Dichter an Vischer, erwartete aber von Schweizerbart, dessen Billigkeit er rühmte, die Nachzahlung einer zweiten gleich großen Rate. Im Sommer 1831 wurde mit dem Druck begonnen. Der Plan des Taschenbuchs trat damit in den Hintergrund, zumal Reimer sich läumig zeigte, so daß Mörike daran dachte, sich von ihm weg an Cotta oder Brockhaus zu wenden.

Inzwischen hatte er Owen bereits verlassen. Den Mai 1831 verbrachte er in Stuttgart und wohnte dort im Gartenhause Mährlens, der ebenso wie W. Zimmermann für den neugegründeten „Hochwächter“ thätig war, den Lohbauer in sehr radikalem Sinne leitete. Mörike hielt sich von diesem Fortschrittsorgan, das bald der Aufhebung verfallen sollte, aus guten Gründen fern. Er gebrauchte hier seines körperlich leidenden Zustandes wegen eine Brunnenkur mit Mollen, fühlte sich im allgemeinen aber ganz behaglich. Stundenlang lag er mit der geliebten langen Pfeife, die ihn sogar ins Bett begleitete, müßig im offenen Fenster, und freute sich des lang entbehrten Umganges mit geistvollen Männern. Mit

alten Freunden wie Strauß und Hetsch kam er viel zusammen; auch machte er neue wertvolle Bekanntschaften, so in dem ausgezeichneten Psychiater Albert Zeller, der im Jahre 1832 zum Direktor der Landesirrenanstalt Winnenthal berufen wurde. Es freute den Dichter nicht wenig, daß Zeller, dem er den „Nolten“ mitteilte, ihm versicherte, er habe das gestörte Seelenleben seiner Figuren durchaus zutreffend geschildert. Mörike schenkte ihm damals mit einem hübschen archaisierenden Begleitgedicht eine alte Ausgabe von Hans Sachs. Auch sonst fand er für den „Maler Nolten“ Beifall und Gewinn. Hetsch unternahm es, einige der eingelegten Lieder in Musik zu setzen. Der Maler Eberhard Wächter, einer der ersten Sterne am damaligen Stuttgarter Kunsthimmel, der Mörike mehr und mehr anzog und begeisterte, zeichnete eine Skizze für das Werk, die der Dichter als sehr geistreich bezeichnete, die aber nicht, wie geplant, dem Buche beigegeben wurde. Es entspann sich aus diesem Beisammensein auch eine kleine Korrespondenz, und Mörike erklärte, ihm sei jeder Buchstabe von diesem Manne heilig, dem er schon im Jahre 1828 ein Sonett gewidmet hatte, und dem nach seinem Tode ja auch Strauß eine warme Würdigung zu teil werden ließ. Damit war der anregende Verkehr zwischen Mörike und anderen Künstlern nicht erschöpft; in einem Brief an die Braut heißt es: „Als ich vor einiger Zeit in Mack's Atelier war, wollten mir ein paarmal die hellen Freudenthränen ins Auge treten über der Herrlichkeit des griechischen Geistes. Es ist sehr gut, daß mir dergleichen Anschauungen nur selten werden, sie würden mich mit ihrer Banne, mit ihrem Sehnsuchtlockenden in ein heiteres freies Kunstleben nur unglücklich machen.“ Auch den berühmten Schauspieler Seydelmann konnte er damals in Stuttgart sehen.

Von Stuttgart aus wurde Bernhausen auf kurze Zeit besucht, und sodann mit dem Oheim Prokurator, der damals in den übelsten Eheverhältnissen lebte und in Thurn und Taxis'sche Dienste übergetreten war, sowie mit Mährlen eine Reise an die Donau, nach Ulm besonders, unternommen. Wie Goethe in Straßburg, so bewunderte Mörike hier das Münster

mit tiefem Verständnis. Stets den Tubus zur Hand, beobachtete er alles Erreichbare; so sah er zum Beispiel die silbernen Hauben der Frauen beim Kirchgang, deren er sich bei der Abfassung des „Fugelmännlein“ noch erinnerte. Ein Marionettentheater, das er hier in Augenschein nahm, befriedigte ihn wenig. Der Braut schrieb er aus Ulm: „Übermals war man mit Schauspielern unter einem Dache. Ich könnte noch zum Wilhelm Meister werden, aber gottlob, daß mir meine Natalie gefunden ist.“

Im August 1831 trat Mörike seine neue Stelle als Pfarramtsverweser zu Eltingen bei Leonberg an. Hier spann er sich wieder in die gemütlichste Pfarridylle ein. Ein artiger Spitzhund Namens Joli, der später nach Cleversulzbach mitgenommen wurde, beschäftigte ihn viel, eine Lerche lief frei in seiner Stube herum und ebenso wieder ein Star, mit dem er sich als dem Virtuosen Tartini (den der Dichter wohl aus G. L. A. Hoffmann kannte) lang und breit über den Vorzug der deutschen vor der italienischen Musik unterhielt, und dessen Entgegnungen er in „Starennotenschrift“ fixierte; er hatte darin einen Vorgänger in dem Kantor der Kernerischen „Reiseschatten“. Da er meist allein im Hause war, hatte er, des Nachts zumal, nicht selten Furcht, wie er sich zu solcher Schwäche auch später noch bekennt. Der alte Dorfnachtwächter, der ihn durch die affektierte Art seines Stundenrufs zu belustigen pflegte, fand schnell noch Eingang in den „Nolten“. Besonders viel streifte der Dichter in der schönen Umgegend umher. Bei seiner Gemeinde fand er großen Beifall, namentlich als Prediger, wiewohl er selten memorierte.

Der Druck des „Nolten“ wurde langsam gefördert. Der Dichter seufzte nicht wenig bei der Durchsicht der Korrektur- und Aushängbogen. Dabei stellte sich die Notwendigkeit heraus, das Werk in zwei Bände zu teilen. Es war umfangreicher geworden, als der Dichter geglaubt hatte, doch versicherte er, er hätte im Verlaufe der Erzählung auch nicht um eine Linie gedrängter sein können, ohne dem Ganzen zu schaden. Es war Mörike ganz lieb, daß das Buch in zwei Teile zerfiel und mehr nach etwas aussah. Er hatte seine Dichtung inzwischen selbst höher

einschätzen gelernt und hoffte, daß Mährlen, wenn er sie im Zusammenhang lese, „sowohl in Bezug auf Komposition als auf Ausführung“ dem Werklein noch zuletzt mehr Gunst zuwenden werde, als er eine Zeit lang geneigt schien.

Mit Rücksicht auf seinen „weißen Kandidatenrock“ wollte Mörike das Buch gern anonym oder, da hierauf der Verleger nicht einzugehen geneigt war, pseudonym erscheinen lassen und erwog mit Mährlen allerlei Decknamen wie Anton Valentin, Eduard Moere oder Myrioth, um es schließlich doch unter eigener Flagge in die Welt segeln zu lassen.

Im Januar 1832 — im selben Jahre, als Mährlen durch die Berufung in eine Lehrstelle an der Stuttgarter Gewerbeschule aus allen Nöten kam — wurde Mörike in das Albdorf Ochsenwang versetzt. Der prächtige Kontrast zwischen dem Lieblichen in der Tiefe und dem Schaurig-Großen in der Umgebung machte auf den Dichter starken Eindruck. „Ein wildes Paradies“ nennt er den an einer der höchsten Alptrausen gelegenen Ort, „den mir die Muse selbst (und ich habe eine sehr subjektive und eigensinnige)“, schreibt er an Wischer, „nicht besser hätte auswählen können.“ Doch erhebt er Klage über mangelnde Produktivität, eine Klage, die er „aus einer gewissen Indolenz und Liebe zur Bequemlichkeit“ bisher nur selten geführt habe. Er vermißt auf dem Felsen irgendwo ein Kräutlein, assiduitas in laborando, vermitteltß dessen er ein gesegneter Schriftsteller werden könne. Der ungeheure Begriff von der atmosphärischen Höhe, schreibt er seiner Braut, gebe ihm ein besonders stärkendes Gefühl: „Es fehlte wenig, so könnt' ich mir einbilden, ich sitze auf dem Hospitium von St. Bernhard in einer warm geheizten Zelle oder im Knopf eines Münsters, nur daß ich nicht über die Plattform hinaussehe.“ Dem Reiter gleich fühlte er sich in seiner Erhabenheit: hoch über dem stillen Dörfchen der Braut. Seine Stube war klein wie das Kirchlein, das ihm wie von Kinderhänden aufgebaut vorkam, und dessen Turm mit dem hölzernen Schutzgerüst gegen Wind und Wetter ihn lustig an das Tübinger Gartenhäuschen erinnerte. Er war auch hier Verweser des Pfarramts, wofür er vierhundert Gulden Gehalt bezog. Die Menschen kamen ihm

treuherzig und voll Zutrauen entgegen, so daß er seine kleine Gemeinde bald sehr lieb gewann. Er war fleißig im Amt und brachte die Kirchenregistratur in beste Ordnung. Besondere Freude gewährte ihm die Kinderlehre. Er verfaßte auch zwei Lieder, die die Kinder am Sylvesterabend und am Neujahrs-morgen in der Kirche sangen, und die in den „Maler Nollen“ eingefügt wurden. Bei einer Katechisation sah ihn zum erstenmal der den Dichter bewundernde Hermann Kurz, getraute sich aber nicht ihn anzureden, da jener ob der unliebsamen Störung durch den Fremden „ein grimmiges Cherubsgesicht“ aufsetzte. Der Dichter erschien Kurz damals als ein bräunlicher Mann mit gespanntem Gesicht und von einer leisen Ähnlichkeit mit Goethe.

Den Ochsenwanger Aufenthalt teilte mit Mörke seine Mutter, die auf seine herzlichen Bitten ganz zu ihm zog, während Klärchen nach Bernhausen ging, um sich in der Wirtschaft zu vervollkommen. Auch hier hinauf wagte sich mannigfacher Besuch; außer den nächsten Angehörigen des Dichters kam auch einmal seine Braut, außer den nächsten Freunden auch Schwab und Notter. Weitere Ausflüge in die schöne Umgebung, deren Mittelpunkt die Tect abgab, wurden öfters unternommen; auch ging es das eine Mal über Ludwigsburg nach Hohenasperg, ein anderes Mal zu Bauer, der nach Stetten übergesiedelt war. Dabei sah Mörke zur Fastnacht auch die Maulker, die er später im „Huzelmännlein“ einführte.

In Ochsenwang wurde das letzte am „Nollen“ gethan. Besonderen Anteil an dem Werke nahm damals Bruder Karl, gegen den Mörkes Groll sich gelegt hatte. Karl saß sein Jahr auf dem Hohenasperg ab, wo er manche Freiheiten genoß und Muße genug hatte, die Korrekturbogen durchzusehen, die Eduard ihm regelmäßig übersandte. Doch drohte ihm der Dichter, damit inne zu halten, wenn jener fortfahre, dem Buche den entschiedensten Beifall zu spenden, ohne sein Urteil irgendwie zu begründen; ein motivierter Tadel, erklärte Eduard, habe mehr Wert für ihn als ein allgemein gehaltenes Lob. Seltsam genug fügte es sich, daß das Buch ein auffallendes Gegenstück enthielt zu des Bruders Gefangensehung infolge

demagogischer Umtriebe. Mörike hatte dies Motiv für Nolten und Larkens gerade zu eben der Zeit erfunden, als Karl sich in sein gewagtes Spiel einließ, wovon jener aber nach seiner Versicherung damals noch keine Ahnung hatte. Immerhin meinte er, daß nur Dummheit, Pedanterie oder Aengstlichkeit hier Aehnlichkeiten entdecken könne, die zwar nicht gehässig ausgelegt, aber doch unangenehm empfunden werden könnten. In Wahrheit dürfte Mörike mehr die revolutionären Tendenzen der Burschenschaft im Auge gehabt haben, die er besonders an seinem Freunde Lohbauer kennen gelernt hatte, der sich später immer tiefer in sie verstrickte und, am Ende staatlich verfolgt, nur im selbstgewählten Exil seine Rettung fand. Jedenfalls fühlte sich Mörike nicht ganz sicher, ob der Geheimrat v. Kerner die ihm zuge dachte Widmung des Buches nicht mit Rücksicht auf die bezüglichen, vielleicht als Anspielungen zu betrachtenden Partien ablehnen möchte. Um sich diese Kränkung und ein damit verbundenes ungünstiges Vorurtheil zu ersparen, dachte der Dichter daran, den Freiherrn durch dessen Bruder Justinus sondieren zu lassen, der Mörike aufrichtig schätzte, und dem dieser zunächst die bereits erschienenen Aushänggebogen zuschicken wollte. Früher hatte Mörike geplant, sein Werk Umland oder Tiefland zuzueignen, war aber davon abgekommen. Maßgebend waren ihm dabei vorwiegend praktische Gesichtspunkte, und gerade Karl Friedrich Kerners Einfluß beim König und Ansehen beim Publikum schienen ihm, falls jener die Widmung annähme, gute Aussichten zu verbürgen. Den flüchtigen Gedanken an den König selbst, die Königin oder die Fürstin von Targis gab er sehr bald wieder auf, nicht aber den der Dedikation überhaupt; vielmehr bat er Karl, ihm nebenher noch ein halbes Duzend hoher Personen zu diesem Zwecke vorzuschlagen. So sehr er im allgemeinen dergleichen Schmeicheleien hasste, so seien sie doch, meinte er, unter gewissen Umständen nicht verächtlich, wie er denn Kerner in der That zu wärmstem Danke sich verpflichtet fühle. Am Ende erschien das Buch ohne Widmung und Vorrede.

Auch in anderer Beziehung wurde Karl Mörike zu einem

bescheidenen Mitarbeiter am Werke seines Bruders. Dem „Maler Nolten“ wurden die Noten zu sechs der darin enthaltenen Lieder beigegeben, wie das die romantischen Dichter, zum Beispiel Arnim in der „Gräfin Dolores“, gern thaten. Vier von diesen Liedern hatte Hetsch komponiert, die zwei anderen aber Karl, der schon früher viel in Musik gesetzt und eine Sammlung seiner Lieder — allerdings vergeblich — Cotta zum Verlage angeboten hatte. Eduard traute dem Bruder wie auch sich selbst etwas zu: „Die Poeten und Musiker müssen die Herzen umwenden können wie Handschuhe in einem Nu. Und Gott sei Dank! wir haben von jenen beiden Especen einige glückliche Fäden in unserer Natur.“ Der Brief vom 22. Februar 1832, in dem diese Worte stehen, gewährt auch sonst manchen interessanten Einblick in Mörikes Persönlichkeit. Der Dichter dachte nicht gering von sich, sondern kannte seine Kraft und seinen Wert. Von einem Liede Walther's von der Vogelweide bemerkt er: „Kein Mensch als Ludwig Uhland und seinesgleichen und ich — denn das schlüpft nicht in ‚seinesgleichen‘ hinein, dafür ist es aber meinesgleichen — kennt es.“ Auch Mörikes eigene musikalische Begabung wird hier in ihrer Art bezeichnet. Er hatte für seine und für fremde Lieder vollständige Melodien im Kopfe und täglich im Munde, nur fehlte es ihm leider an technischen Kenntnissen, um sie festzuhalten: er konnte nur selbsterfundene Starennoten schreiben. Das Lied, das er Karl zur Komposition dringend anempfiehlt, ist seine Uebersetzung der „Crux fidelis“ aus der Passionshymne des Bischofs Fortunatus von Poitiers, die er einmal in der Kneipe eines Dorfes zwischen Nürtingen und Tübingen in einem alten Gebetbuche gefunden hatte. Der unnachahmlich große und in seiner Einfachheit rührende Ausdruck von religiösem Schmerz in diesen „nicht mit Gold aufzuwiegenden Zeilen“ sowie das „Bezaubernde der fremden, katholisierenden Sprache“ entzückten ihn so sehr, daß er den Bruder beschwor, die heiligsten Seiten seiner Seele fassend, mit der tiefen Glut, mit der Mozart sich zu seinem Requiem niederlegte, die Musik dazu zu erfinden.

So erschien denn endlich der „Maler Nolten“ im August

des Jahres 1832, im Geburtsmonat Goethes, der im selben Jahre gestorben war. „Ja wohl hat unseres alten Dichtervaters Tod auch mich erschüttert, auch mich in langes Nachdenken versenkt“, hatte Mörike damals geschrieben, wohl ohne zu ahnen, wie nahe sein viel kleineres und engeres Talent dem des größten deutschen Dichters verwandt war. In Goethes Todesjahr trat Eduard Mörike zuerst vor die Welt und mit einem Werke, das Goetheschen Geistes voll ist wie wenige.

Auch weiterhin widmete Mörike dem „Mörlin“ die eifrigsten Bemühungen. Er versandte nach Mörikes Angaben die Freieemplare, die u. a. Schwab, Grüneisen, Hardegg, Lohbauer zungen, und trug für baldige Besprechung in angesehenen Blättern Sorge.

Mörike trieb in Ochsenwang eifrig Lektüre. Mehr als je zum Lesen aufgelegt und durch die Einsamkeit darauf hingewiesen, hatte er sich in einer Bibliothek abonniert. Tieck, Jean Paul, G. T. A. Hoffmann waren seine Lieblingschriftsteller. Als er wieder einmal Hölderlins „Hyperion“ las, der ihn in Tübingen so sehr begeistert hatte, erschien er ihm bei aller Herrlichkeit nur noch als ein rührendes Zerrbild: Mörike hatte inzwischen an Goethes konzentrierter, zielsicherer Kunst außerordentlich viel gelernt. Er war von weltentrücktem Impressionismus zur bewußten Kunst objektiven Gestaltens vorgedrungen. Dieses Bewußtsein drückt doch wohl jener Brief an Mörlin aus, in dem Mörike von seiner poetischen Sturm- und Drangperiode spricht: er habe in einer verzweifelten Krisis und Revolution gar manches und Liebes abstreifen gelernt, was ihn bisher in die Gefahr gesetzt habe, niemals etwas allgemein Ansprechendes zur Welt bringen zu können. In Rückerts Poesie störte den Dichter oft der spitzfindige Witz, der ihm „unendlich widerwärtig“ war, während er Kernersche Gedichte „köstlich“ fand und Platen gegen zu strenge Beurteilung in Schutz nahm. Dagegen faßte er großen Ekel gegen Heines „politisches Wischwaschl“. Auch für die Weltschmerzgedichtung hatte er kein Verständnis mehr, sondern versicherte Wischer, er sehne sich der Kränklichkeit und Schmerzensmalerei der jetzigen Poesie gegenüber herzlich nach

einem gesunden, idealen Stoffe, der sich eine antike Form assimiliere. Inzwischen verschlang er in bunter Abwechselung Kokebue und Grabbe, Rousseau, Goldsmith und den Wandsbeker Boten. Er las sich auch in die ältere Litteratur hinein, in Hans Sachs, Logau, den ihm „über alles werten Dichtenberg“ vornehmlich; selbst „Oweni Epigrammata“, die ihm sehr zusagten, pflügte er durch. Andererseits vertiefte er sich in philosophische Studien. Damals las er systematisch Spinoza, den Philosophen Goethes, durch den Hölderlin dem geistlichen Stande vollends entfremdet worden war. Als Gegengewicht diente Lavater; auch Albert Knapps geistliche Lyrik gefiel Mörike ungemein. Mit Schelling, der ihn seit langem angezogen hatte und anziehen mußte, beschäftigte er sich von neuem und philosophierte etwa in Briefen an Mährlen: „Unsere Gedanken, indem sie den Schellingschen Urgrund bekommen wollen, sind gleich zweien Bohren, die nach entgegengesetzten Seiten ein Brett durchbohren und im Dunkeln zusammentreffen. Sie ziehen sich hernach langsam zurück und erzählen einander bei Tag, was für Ungeheuer ihnen unterwegs begegnet.“ Ein sehr bezeichnender Satz, für den Menschen sowohl, der geheimnisvollen Dingen nachzugehen liebt, wie für den Dichter, dem auch das Abstrakteste zum künstlerischen Bilde sich gestaltet.

Ein Lied wecke das andere, meinte von Uhland seine Gattin. Und es ist ja eine ganz allgemeine Erscheinung, daß niemals mehr neue Pläne in einem Dichter sich regen, als wenn er eben ein Werk vollendet hat. Mörike macht keine Ausnahme von dieser Regel. Raum war der „Nolten“ fertig, da bebrütete des Dichters Phantasie schon so viele alte und neue Stoffe gleichzeitig, wie niemals wieder in seinem Leben. Daß das allerwenigste davon wirklich zu stande kam, lag in der Natur der Sache und des Dichters. Für seine Eigenart und die damalige Richtung seiner Phantasie ist das Entworfenen indessen so wichtig wie das Ausgeführte. Meist freilich gediehen die Pläne über briefliche Auseinandersetzungen nicht hinaus; auch sind sie meist so allgemein gehalten, daß das Stoffliche stark im Schatten bleibt, da alles Licht auf das Gattungsmäßig-Prinzipielle fällt; Mörike glaubte noch immer

nicht die ihm eigentümliche Form gefunden zu haben. Das Bewußtsein, mit solchen Entwürfen nur in seiner Phantasie zu spielen, fehlte ihm nicht. Daß sein Talent nicht sehr produktiv war, wußte niemand besser als er, und daß er es nicht ausbeutete, ist ein Beweis seines echten und hohen Künstlertums, den man ihm nicht genug danken kann. Noch immer war es das Drama, in dem er das Höchste zu erreichen hoffte. An Wischer schrieb Mörike im Jahre 1832: „In meinem Kalender von 1827 steht der Plan zu einem Lustspiel, nur mit kurzen Fingerzeigen, der eigentliche Verstand der Sache, auch der poetische Ton ist mir teils im Inneren noch gegenwärtig, teils nekt und lockt er mich aus jenem Aperçu wie Wetterleuchten näher und ferner an. Wenn ich den Schalk einmal recht fassen könnte, hätte ich wohl Lust, so was zu machen. Leider aber bin ich in dergleichen weitergreifenden Vorhaben einer von den ärgsten Prokrastinaturen.“ Besonders wichtig sind folgende Ausführungen eines Briefes, den er, vom „Nolten“ Abschied nehmend, am 21. Mai 1832 an Mörike richtete: „Mein Augenmerk geht nun aber, nachdem ich diese Sphäre insoweit hinter mir und mein wahres Feld immer bestimmter kennen gelernt habe, auf einen bedeutenderen Stoff, der (wie auch bisher) nicht sowohl den Menschen im großen Welt- und Völkerleben, sondern, was mir nicht minder wichtig scheint, den Menschen in seinen innersten, geistigsten Kreisen zwischen Ernst und Scherz darstellt; nur aber, was mir zuverlässig größeren Vorteil hinsichtlich des schlagenden Effekts bringen wird, auf dem raschen, dramatischen Weg. Immer werde ich mich wohl, ich mag vornehmen, was ich will, auf eigene Erfindung des Stoffs zurückgewiesen sehen, da von dem Vorhandenen selten etwas in meinen Kram taugt und mir bei der willkürlichen Verarbeitung des Historischen von jeher ein diffiziles Gewissen im Weg war — dummerweise, wie ich gerne zugebe. Schon in Tübingen hat mir eine tragikomische Fabel vorgefächelt, die recht ins Gesicht zu fassen, mich stets eine Art Feigheit vor der Entwicklung des in ihr liegenden philosophischen und moralischen Sauerteigs abhielt, wiewohl die Fabel selbst eigentlich aus einem instinktartigen philosophi-

schen Bedürfnis in mir geboren ward. Noch weiß ich nicht, wie das werden soll und kann. Gilt mir aber auch nicht damit. Würdest Du mir wohl raten, vorderhand auf ein reines Lustspiel zu denken? (Daß ein solches immer auch einzelne Charakterfäden haben könne und müsse, die die Grenzen der Tragödie berühren, brauch' ich Dir nicht zu sagen: deswegen erläutere ich den Begriff von reinem Lustspiel, dessen Eindruck stets ein poetisch heiterer sein muß, nicht weiter.) Ob ich, selbst komische Anlagen vorausgesetzt, mich hier in meinem Element befände, zweifl' ich bald, bald glaub' ich's fest." Im Juli desselben Jahres schilderte Mörike der Braut seine Ungeduld, mit der er nach einer tüchtigen Arbeit, gleichviel ob wissenschaftlicher oder poetischer Art, in Gedanken umherfuche. Im September teilte er Mährlen mit, er habe nun einen „neuen, rein poetischen Gegenstand in Versen auf dem Korn“, an dem er mit ganzer Seele hänge, von dem der Freund aber — ein Zug, den auch Goethe Schiller gegenüber an den Tag legt — vor einem halben Jahre nichts erfahren solle. Alle diese Pläne scheinen in den ersten Anfängen stecken geblieben zu sein; nichts Ausgeführtes ist vorhanden. Weiter gebiehn ist dagegen der Entwurf einer neuen poetischen Erzählung, die, wie der Dichter am 5. Juni 1832 an Mährlen schreibt, sich „sonder Wollen und Suchen“ in ihm angezettelt habe, und sich vielleicht für das Morgenblatt in einige Bogen zusammenziehen ließe. Er arbeitete denn auch fort an der Novelle, die er indes, wohl mit Rücksicht auf ein früheres Preisausschreiben, für Brockhaus, den Verleger des Taschenbuchs „Urania“, bestimmte. Der Plan erlitt im Laufe der Zeit allerlei Modifikationen. In einem Brief an Mährlen vom 8. Mai 1833 findet sich darüber folgendes: „Anlangend mein jetziges Thun und Tendieren, so bin ich zuletzt völlig darüber eins mit mir geworden, daß die für die Urania unternommene Novelle, in Betracht der Hauptidee und einer Menge versteckter Motive, die Bearbeitung zu einem größeren selbständigen Roman notwendig fordert und auch wohl verdient. Vielleicht arbeit' ich das Ganze, das schon sehr vorgerückt ist, den Sommer noch aus. Es ist, wie ich Dir schon gesagt,

ein religiöses Thema." Der Romanplan gedieh über Fragmente nicht hinaus, dagegen sandte Mörike „eine skizzenhafte Zwischenerzählung, die auch zur Not für sich bestehen kann“, gleichsam als Probe an Brockhaus; sie habe mit der Hauptgeschichte eigentlich wenig zu thun und bilde bloß einen Uebergang. Es handelt sich um die Novelle „Miß Jenny Harrower“, die in der „Urania“ für das Jahr 1834 erschien. Mit Rücksicht auf den Romanplan lehnte Mörike auch die ihm von Brockhaus angebotene Mitarbeiterschaft am folgenden Jahrgange der „Urania“ dankend ab, behielt sich aber vor, ihm jene größere Arbeit nach ihrer Beendigung zur Einsicht vorzulegen. Noch bis zum Jahre 1836 mahnte der Verleger den Dichter an diese Zusage, indessen der Plan kam nicht zur Reife.

Mit einer Sammlung seiner Lyrik hielt der Dichter um so eher zurück, als er das Beste von ihr bereits dem „Nolten“ einverleibt hatte. Luise bat ihren Verlobten, seine Gedichte doch weiterhin im Morgenblatt einzeln zu veröffentlichen; das geschah aber vorerst nicht. Dagegen fertigte Mörike stets zahlreiche Reinschriften an, die er an Nahestehende verschenkte; auch sammelte er sie in handschriftlichen Bändchen: so verzehrte er ein Quartheft mit einundzwanzig Nummern seiner Schwägerin Dörchen. Trotzdem, meinte er in einem Brief an Luise, sei ihm ein kleiner Teil seiner ungedruckten Gedichte verloren gegangen. Mehr denn fünfzig Stücke der Gedichtsammlung gehören in die Vikarjahre.

In dem Verhältnis der Verlobten waren die Störungen inzwischen immer häufiger geworden. Immer deutlicher empfand es Luises Instinkt, daß sie dem Dichter nach verflorenem Liebesrausch nicht mehr genügen könne; es ist dieselbe Furcht, die Agnes von Nolten trennt. Luise verstand Mörikes Dichtersprache nicht. Ihre schlichte Einfachheit und kindliche Unschuld ging bis zur Pedanterie und Zimperlichkeit, so daß sie manche von schöner sinnlicher Glut getragene Stellen in des Dichters Briefen wohl mehr erschreckten als erfreuten. Dagegen vermißte sie in ihnen die altmodischen Beteuerungen der Sehnsucht und der Zärtlichkeit. Sie setzte sich daher aller-

hand Grillen in den Kopf, mit denen sie ihren Verlobten quälte, wie mit einer völlig unbegründeten Eifersucht. Auch machte sie ihm kleinliche Vorwürfe über sein häufiges „Außensein“, wovon allerlei Klatfch zu ihr gedrungen war. Mörike bewies dem gegenüber eine Geduld und Gefügigkeit, die nur der wahren Liebe eigen ist.

Es hat für den, dem des Dichters Zukunft am Herzen liegt, etwas Angstliches und Peinliches, dies Verhältnis sich hinziehen zu sehen; man atmet auf in dem Augenblick, wo es zu Ende geht. Mörike bedurfte zum Leben keiner hochbedeutenden Frau, nur einer verständnisvollen, wie es Schwester Klärchen immer mehr wurde. Luise aber verstand ihn nicht. Auch ihre Mutter war der Brauttschaft ziemlich abhold. Ihr, der Pfarrersfrau, war der Gedanke unsäglich und schrecklich, ihre Tochter einem Manne zu geben, der dem Pfarrberuf, wozu allerdings Anzeichen genug vorlagen, am Ende doch noch untreu werden möchte. Das konnte dem Dichter, der noch nichts im Leben vorstellte, nicht entgehen. Schon im Frühjahr 1831 bedachte er sich ernstlich, ob er die Geliebte an seine aussichtslose Existenz knüpfen dürfe, und legte ihr sein Bedenken als eine Frage vor, ihr hoch und heilig versichernd, daß kein Falsch hinter seinen Worten lauere, die er ehrlich und offen an die Geliebte richte, nachdem er vor Gott sein Herz im Gebet ausgeschüttet habe. Solche Krisen gingen wohl vorüber, doch der Stachel blieb. Luise begann des Dichters Redlichkeit und Treue anzuzweifeln, ihm Lieblosigkeit vorzuwerfen. Dieser erwiderte, er sei ruhiger geworden, weil er sich sicherer in sich selbst fühle, aber sein Herz fange an zu zittern und zu bluten bei dem Gedanken, sie sei durch seine stillere Art zuweilen irre an ihm geworden. Im Januar 1833 antwortete er ihr auf einen abermals kränkenden Brief: „Du hast mir bitteres Unrecht gethan. Ich sage das mit reinem ruhigem Herzen im männlichsten Bewußtsein, obgleich nicht ohne tiefe Wehmut, da ich in jenem Briefe nicht etwa nur ein flüchtiges Mißverständnis erblicke, sondern beinahe die schöne und feste Wurzel unseres Verhältnisses durch das unbilligste Mißtrauen von Deiner Seite bedroht und angegriffen

glauben muß.“ Sie war in der That nicht nur bedroht, sondern schwer verletzt, die Beziehungen waren unhaltbar geworden. Im Laufe des Jahres wurde die Verlobung friedlich aber nicht schmerzlos gelöst. Ihre Briefe gaben sie sich zurück; leider liegen Luise's Blätter, die Mörike ihrem Gehalte nach wohl weit überschätzte, nicht vor und von denen des Dichters nach seiner eigenen Angabe nur etwa die Hälfte; viele und darunter die aufschlußreichsten hat sie dem Schreiber nicht wieder ausgeliefert. Immerhin besitzen wir einige sechzig umfängliche Briefe Mörikes. Als er sie nach Jahren auf Hartlaubs Bitte diesem zur Einsicht schickte, bemerkt er dazu: „Sie sind ihrer Natur nach ziemlich eintönig. Nur wirst Du daraus sehen, daß ich das Mädchen unsäglich liebte. Es ist diesfalls auch nicht ein falscher Hauch darin, sonst wären sie lange ins Feuer geworfen. Es schwindelt mir, wenn ich hineinblicke und denke, wir sind auseinander.“

Luise heiratete später einen Pfarrer Namens Schall, den sie sehr glücklich machte. Ein Altersbild von ihr zeigt ein feines und klares Greisenantlitz mit schönen hellen Augen. —

Im Herbst 1833 verließ Mörike das ihm liebgewordene Ochsenwang, dessen rauhe Luft ihm nicht bekam. Rasch hintereinander folgten kurze Stationen in Weilheim, abermals in Owen und in Dethlingen, wo er wiederum Pfarramtsverweser war. Ueber sieben Jahre war der Dichter nun schon Vikar; die Freunde, wie Bauer, Hartlaub, Möhrle saßen längst in sicheren Stellen, zum Theil mit Frau und Kind, nur ihm schien nichts glücken zu wollen. Immer wieder bewarb er sich um freie Stellen, aber immer vergeblich. Zwar hätte das Konfistorium Grund gehabt, an seinem ernstesten Wunsche nach einer Pfarre zu zweifeln, aber daran lag es nicht. Seine Personalakten, von den ihm wohlgefinnten Konfistorialräten Süßkind, Flatt und Grüneisen bearbeitet, lauten durchweg sehr günstig, und auch seine nächsten Vorgesetzten entließen ihn stets mit den besten Zeugnissen und empfahlen ihn bei jeder Gelegenheit. Mörike, der zudem noch seine Mutter bei sich hatte, wurde von den schwersten Existenzsorgen bedrückt, so daß er oftmals verzweifeln wollte. Wieder und wieder begab er sich nach

Stuttgart, um persönlich in aller Demut um Verwendung zu bitten; er mußte sich von den Küchenmägden der Konsistorialräte herablassend behandeln lassen, ohne doch am Ende mehr als halbe Versprechungen mitzunehmen. Nicht als ob man Bedenken getragen hätte, gerade ihm ein Pfarramt zu geben: man war sogar unbefangen genug, den Dichter dem Geistlichen gut zu schreiben; der Minister Weizhaar und Grüneisen hatten mit großem Interesse vom „Nolten“ Kenntnis genommen. Aber Mörike war ein kränklicher Mann, der nicht in jede Stelle paßte; er mußte sehr auf das Klima Rücksicht nehmen, weshalb er auch im Unterland eine Stelle suchte; und eine größere Pfarre zu versehen, traute er sich selbst nicht zu.

Bitterkeit und Stumpfheit bemächtigten sich seiner. Er fühlte sich als ein gehegtes Wild, unstet und heimatlos. Mit den Füßen möchte er sein Schicksal zertreten. Immer von neuem taucht der Gedanke an eine andere Laufbahn auf; Mährlen erbot sich, von den Stunden, die er selbst am dramatischen Institut des Intendanten Leutrum in Stuttgart gab, ihm einige abzutreten. Doch wäre das nicht einträglich genug gewesen, denn auf keinen Fall wollte Mörike seine Mutter, die recht leidend war, wieder von sich lassen.

Fast mechanisch und ziemlich hoffnungslos um alle fre werdenden Plätze sich bewerbend, bat er im April 1834 um die erledigte Pfarrei von Cleversulzbach, einem Dorfe im Neuenstadter Dekanat, das er bis dahin nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Auch diesmal empfahlen seine Vorgesetzten den „wirklich alles Mitleidens werten Bittsteller“, der seiner alten Mutter jeden Kreuzer zuwende, den er sich abkarge, als einen „Mann von seltener Treue“ auf das wärmste, und wirklich, am 14. Mai traf die Ernennung ein, die den dreißigjährigen Dichter endlich zum Pfarrer machte.

Viertes Kapitel.

Der Dichter des „Maler Nolten“.

„Ich habe es bisher für unmöglich gehalten, sich so ganz in einem Produkte abzuprägen, wie Du dieses Werk zu einem Abbilde Deines Geistes gemacht hast.“

Ludwig Bauer an Mörike, 10. November 1832.

Nichts entspringt, als was schon angekündigt ist." Im vollsten Sinne paßt dies Wort Goethes auf Eduard Mörike und seine Werke, vor allem auf den „Maler Nolten“.

Die litterarische Vorgeschichte des Romans ist in ihrem weitaus wichtigsten Teil in Mörikes Lebensgeschichte enthalten, die gezwungen war, auf Schritt und Tritt das Werk heran zu ziehen. Kein Zug kann als fremd und unvorbereitet überraschen. Der „Maler Nolten“ ist ein durch und durch organisches Ganzes von höchster Individualität; er ist nicht ein Werk unter den vielen eines schnellfertigen Schriftstellers, in dessen Schaffen es eine kleine Etappe darstellt, sondern es ist das Haupt- und Lebenswerk eines Dichters von quantitativ sehr bescheidener Produktion. Der Roman ist ein Kompendium von Mörikes ganzer Jugend, ein Bild seiner gesamten Entwicklung. Er ist in langsamem Wachstum mit ihm und in ihm herangereift. Bis in seine letzten Lebens-tage hat Mörike daran gefeilt. Der ganze Dichter ist darin enthalten, nicht nur ein Teil, eine Seite von ihm; und wie Mörike auf Grund seiner Anlage und Entwicklung gerade ein solches Werk schreiben mußte, so konnte niemand ein ähnliches schreiben, der unter anderen inneren und äußeren Verhältnissen erwachsen war.

Die verschiedenen Stadien in Mörikes Innenleben, die Ereignisse, die ihn am tiefsten berührten, finden wir hier wieder. Die Orte, an denen der Dichter gelebt hat, die Menschen, mit denen er vorzugsweise in Berührung gekommen ist, haben im „Maler Nolten“ mehr oder minder deutliche Spuren hinterlassen. Wir sahen, wie neben Mörike selbst seine Schwester Luise, Maria Meyer, Luise Rau, Waib-

linger, Lohbauer, Ludwig Bauer den Figuren der Dichtung als menschliche Vorbilder gebient haben; und zu manchen anderen wie zu vielen kleinen Einzelmotiven, die man geneigt ist als selbsterlebt anzusehen, fehlen nur die sicher beglaubigten äußeren Belege. Verfehlt wäre es freilich, die biographischen Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten zu pressen, die Anklänge zu überschätzen. Mörke ist nicht Nolten, Maria nicht Elisabeth, Luise Rau nicht Agnes; sie haben der Dichtung nur von ihrem Blute geborgt. Es ist ähnlich wie mit den „Wahlverwandtschaften“, von denen Goethe sagte, daß darin kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Larkens übernimmt einen Zug des Dichters, wenn ihm das Bedürfnis zugeschrieben wird, „alles, was ihn auf längere oder kürzere Zeit interessierte, die Eigentümlichkeiten seines nächsten Umgangs, das ganze Leben mancher Freunde, durch Zuthat seiner Einbildung mit einem magischen Firniß aufzuheben, sich näher zu bringen und so alles auf zwiefache Art zu genießen.“ Freilich, heißt es, habe er diesen idealischen Unterschleif nicht leicht in solchem Maße getrieben, daß ihm dadurch die natürliche Ansicht von Dingen und Personen verrückt oder unschmackhaft geworden wäre.

Zunächst sei in wenigen Hauptlinien die Handlung des Romans skizziert, der ja noch immer wenig bekannt und zumal in seiner ersten Gestalt beinahe unzugänglich geworden ist.

In einer kleinen Residenz wird plötzlich der junge Maler Theobald Nolten als neues Talent entdeckt und begünstigt. Er kommt in die ersten Kreise und verliebt sich bald in die bezaubernde Gräfin Constanze, die seine Neigung erwidert. Eigentlich aber ist er nicht mehr frei. In einem traulichen Försterhause lebt ein gutes einfaches Kind Agnes, mit dem er verlobt ist. Durch allerlei Zufälle ist aber auf sie der Schein der verletzten Treue gefallen, weshalb Nolten sich schweren Herzens von ihr losgesagt hat. In Wahrheit steht Agnes unter dem Bann einer geistesgestörten Zigeunerin Elisabeth, die, wie ein verderbliches Irrlicht durch den ganzen Roman huschend, den Maler als vom Schicksal für sich selbst bestimmt ansieht. Sie bestärkt Agnes in ihren quälenden

Zweifeln, ob sie dem hochstrebenden Verlobten genügen könne, und ruft in ihr eine flüchtige und trügerische Neigung für einen Better wach. Nolten durchschaut der Braut wahres Wesen nicht, wohl aber sein Freund, der Schauspieler Larkens, der, um Nolten den Rückweg offen zu halten und die beiden guten, für einander geschaffenen Menschen endlich doch noch zusammen zu bringen, den von seiten des Malers abgebrochenen Briefwechsel mit Agnes unter der Maske des Freundes fortführt. Als er die rechte Zeit gekommen glaubt, trennt er ~~er~~ ^{den Brief} Nolten von der Gräfin, indem er ihr den gefälschten Briefwechsel in die Hände spielt. Dann zieht er sich aus krankhafter Hypochondrie in ein ängstlich gehütetes Dunkel zurück und beichtet dem Maler schriftlich seine ebenso eigenmächtige wie wohlgemeinte Handlungsweise. Nolten ist nach der ersten leidenschaftlichen Verwirrung innig gerührt ob der Treue des Freundes und der unverminderten Liebe seiner verkannten Braut, die er in ihre alten Rechte wieder einsetzt. Als er dann durch Zufall auf die Spur des Schauspielers gerät, begeht dieser, der von dem Erfolg seiner Intrigue nichts weiß und sein Leben überhaupt für verfehlt ansieht, einen Selbstmord. Erschüttert durch diese That, offenbart Nolten der Geliebten das Geheimnis, doch ist diese nicht im stande, die Wahrheit zu ertragen. Sie verfällt in Irzinn, der sie in den Tod führt. Und der gramgebeugte Bräutigam stirbt gleich darauf an einem gespenstischen Wiedersehen mit der ihn auf Schritt und Tritt verfolgenden Zigeunerin.

So sehr Mörike der Dichter ist, der in seinem Schaffen nur der inneren Stimme gehorcht, nur Selbsterlebtes in poetischer Spiegelung darbietet, und nicht ein Schriftsteller schlecht hin, der mit Rücksicht auf Zeitstimmungen und Leseranforderungen ein Buch schreibt, so sind doch auch für ihn, der zudem in ausgedehnter Lektüre sich zum guten Kenner der Poesie seiner Zeit gebildet hatte, und besonders für sein Erstlingswerk, litterarische Vorbilder fast selbstverständlich. Indessen tritt die äußere Anlehnung an fremde Muster hinter dem inneren Gehalt seiner Dichtung so stark zurück, daß deren Originalität dadurch nicht beeinträchtigt wird.

Mörikes Muster liegen deutlich am Tage. Wie seine ganze poetische Eigenart auf einem Rain zwischen Klassizismus und Romantik erwachsen zu sein scheint, so auch der „Maler Nolten“. Zunächst fühlt man sich bei Mörike immer wieder an Goethe erinnert. In einem Lohbauerschen Briefe heißt es: „Mörike ist, als wäre er ein Sohn Goethes, geistig, aus geheimnisvoller wilder Ehe.“ Und Goethe, der eigentliche Schöpfer des modernen deutschen Romans, hat auch beim „Nolten“ Pate gestanden. Vor allem ist auch Mörike, gleich beinahe sämtlichen deutschen Romanschriftstellern, durch den „Wilhelm Meister“, besonders natürlich durch die „Lehrjahre“ beeinflusst worden. Am 10. Dezember 1831 schreibt er, der damals die letzte Feile anlegte, seiner Braut aus Eltingen: „Vor Einschlafen las ich gegenwärtig Wilhelm Meister wieder. Das Buch ist in der That unerschöpflich und was künstliche Komposition betrifft, unendlich lehrreich. So oft ich eben eine Seite lese, wird es heller Sonnenschein vor meinem Geiste, und ich fühle mich zu allem Schönen aufgelegt. Es setzt mich wunderbar in Harmonie mit der Welt, mit mir selbst, mit allem. Das, dünkt mich, ist das wahrste Kriterium eines Kunstwerkes überhaupt. Das thut Homer auch und jede antike Statue.“ Wie der „Wilhelm Meister“ gehört auch der „Maler Nolten“ zu den „inkalkulabelsten Produktionen“. Entsprechend der Goetheschen, auf dem englischen Roman des achtzehnten Jahrhunderts beruhenden Theorie, wonach der Romanheld im Gegensatz zum Helden des Dramas passiv ist, bilden weder Meister noch Nolten die einzigen Brennpunkte der Handlung. Sie sind gute Durchschnittsnaturen, die selbst einen gewissen philiströsen Zug nicht verleugnen können. Sie sind auch insofern nicht ganz selbständige Thäter ihrer Thaten, als sie beide von einer geheimnisvollen Gewalt beobachtet, geleitet und bestimmt werden. Der ungezwungene Verkehr zwischen Adel und Bürgertum und namentlich die soziale Höhe, die dem Schauspielerstande zugewiesen wird, sind von Goethe vorgebildet. Ueberhaupt nimmt die Schauspielkunst hier wie dort einen breiten Raum ein, und gleich Wilhelm wird Larfens wohl der „theatralische Freund“ genannt. In beiden

Romanen spielt der Wahnsinn und der „Halbwahnsinn“, wie ihn Goethes *Aurelie* zeigt, eine Rolle, und Mörikes *Sigeunerin* gehört litterarisch der langen *Mignon-Reihe* an, die sich dann, namentlich von Scott und seinen Nachahmern begünstigt, im Flämmchen der *Immermannschen „Epigonen“* und in Spielhagens „*Problematischen Naturen*“ fortsetzt. In viel geringerem Grade als der „*Meister*“ ist der „*Nolten*“ ein sogenannter Bildungsroman. Die Entwicklung des Malers von romantisch verschwommener Phantastik zu klassisch maßvoller Klarheit, sein Uebergang von der Linie zur Farbe, dient, weit entfernt Achse und Ziel des Ganzen zu sein, lediglich seiner persönlichen Charakteristik; Noltens Leben bricht mitten in der Entwicklung ab. Ueberhaupt ist der „*Nolten*“ nichts weniger als eine Nachahmung des „*Meister*“. Denn während hier ein breit angelegtes und durchdachtes Zeitbild von typischen Charakteren belebt wird, steigt Mörike mehr in die Tiefen einer individuellen Psychologie und beschränkt sich auf Kosten einer allgemein erklärenden Darstellung der sozialen Verhältnisse auf das rein Menschliche und unmittelbar Poetische.

Schiller, der allerdings im Romanschriftsteller nur einen Halbbruder des Dichters sah, fand „offenbar zu viel von der Tragödie im *Meister*; ich meine“, schreibt er an Goethe, „das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjektiv Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muß und in diesem auch so vorzüglich herrscht.“ Er hätte diese Bemerkung in erhöhtem Grade wie bei den „*Wahlverwandtschaften*“ so beim „*Nolten*“ gemacht. Und die „*Wahlverwandtschaften*“ sind für den „*Maler Nolten*“ von noch weit größerem Einfluß gewesen als der „*Wilhelm Meister*“. Braucht doch Mörike selbst das Wort *Wahlverwandtschaften* in seinem Roman, der das starke fatalistische Element mit dem Goetheschen teilt. Hier wie dort ist es ein „*ahnungsvolles Geschick*“, das über den Menschen waltet, eine „*magische Anziehungskraft*“, die sie zu einander zwingt. Auch bei Mörike herrscht ein Aberglaube an gewisse sinnliche Symbole; dem Glase mit dem verschlungenen Namenszug entspricht bei Mörike

das Bleistiftzeichen, das Nolten in der Kirche „gleichsam als eine Frage an das Schicksal“ einst hingekritzelt. Die Menschen bei Mörike spielen wie die der „Wahlverwandtschaften“ „mit Voraussetzungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend“, was der realistische Mittler schilt.

Die Rolle dieses Mittler übernimmt bei Mörike Larkens, nur daß er gerade hilfspendend, als Vorsehung, eingreift, während jener alle positive Beeinflussung ablehnt und erst dann die Reihe an sich gekommen glaubt, wenn das Unglück geschehen ist. Wie Larkens die Schrift Noltens bewußt nachahmt, so hatte sich schon Ottilie unbewußt unter der Suggestion ihrer Liebe eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Schriftzügen Eduards angeeignet. Das „reine und unbefangene Verhältnis“ Ottiliens zu dem jungen Architekten, das so beruhigend auf das schwer bedrückte Mädchen wirkt, findet ein Gegenstück in dem zwischen Agnes und dem Gärtnerknaben Henni; beide Male ist es die Kunst und zwar die religiöse Kunst, die heilsam ablenkt. Der Architekt mit Ottilie malend und Henni mit Agnes musizierend sind Bilder von auffallender Ähnlichkeit; auch in den „Wahlverwandtschaften“ sucht man ja durch Musik das Vertrauen eines seelenkranken Mädchens zu gewinnen. Goethe unterhält seine Gesellschaft gern durch lebende Bilder mit Musikbegleitung: Luciane stellt pantomimisch die trauernde Artemisia dar, während der Architekt das Grabmal des Mausolus auf eine Tafel zeichnet und ein Kavalier am Flügel dazu phantasiert. Dergleichen lieben auch die Romantiker, E. T. A. Hoffmann zum Beispiel, und eine ganz ähnliche Verschwisterung der Künste zeigt das Gesellschaftsspiel im Hause des Grafen Jarlin; Nolten, Constanze und Tillen bringen unter Tanzbewegungen ein Bild auf die Tafel, indes Larkens dem Gange der Pantomime auf der Violine verständnisvoll folgt. Mörikes Jung Volker spielt gern mit bunten Bällen, die er, mit flachen Händen schlagend, nach der Musik harmonisch in der Luft auf und nieder steigen läßt; dem Dichter gefiel dieses Bild so sehr, daß er es noch im „Mozart auf der Reise nach Prag“ in breiter

Ausführung verwandte. Mörike hat sich in seinen Goethe derart eingelesen, daß er ihm, unbewußt wohl, selbst in kleinen stilistischen Zügen folgt. Die Vorliebe für Reimwörter wie bedeutend, heiter, anständig und besonders für das charakteristische „gelassen“, das sich im „Nolten“ über ein Duzendmal findet, Ausdrücke wie „ein höchst unschuldiges Mädchen“, „der angenehme Mann“ sind auch Goethe eigen. Natürlich beweisen solche große und kleine Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten durchaus nicht immer eine Abhängigkeit, oft aber, wenn nicht äußere Anlehnung, doch innere Verwandtschaft.

Das, was Goethe in dem Aufsatz „Ueber epische und dramatische Kunst“ die dritte Welt nennt, „die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale“, übertreibt Mörike im „Maler Nolten“ in einer Weise, die ihn unbedingt der romantischen Richtung beigesellt. Erklärt er doch die wunderbare Verschwisterung des Mystizismus mit dem Aberglauben als „Grenznachbar alles Tiefpoetischen“. Mörike berührt sich darin aufs engste mit Tieck und Jean Paul, mit der Schicksalstragödie und mit Justinus Kerner. Namentlich der Einfluß Tiecks, von dem er die Kunst der Konversation gelernt hat, ist unverkennbar. Deutlich läßt Mörike sein inneres Verhältnis zu Tieck und sein Verständnis für dessen Capriccios an der Stelle seines Romans erkennen, wo er die Aufführung der „Verkehrten Welt“ und alle die tollen Szenen, die sich im Zuschauerraume dabei abspielen, mit behaglichster Ausgelassenheit zum besten giebt. Tieckisch ist die Vorliebe für das Echo und für die zahlreichen lyrischen Einlagen, die sich, von E. T. A. Hoffmann verurteilt, sonst bei fast allen Romantikern, vor allen bei Eichendorff, als „melodische Obertöne zum Text der Handlung“ finden. Tieckisch ist auch Mörikes Lust an der ausführlichen Beschreibung von Gemälden. Doch gehört der „Maler Nolten“ nicht zu den gerade in Schwaben (auf Grund des dort durch Männer wie Dannecker und Zumbsteeg erhöhten Kunstlebens) so beliebten Künstlerromanen. Tiecks „Sternbald“ ist sehr viel mehr Maler als Nolten, dessen Beruf ebensowenig aus einem innerlichen Zwange heraus motiviert ist wie der Uebergang des Schau-

spielers gerade zum Tischlerhandwerk. Der Titel des Mörike'schen Romans ist darum irreführend.

Tieck's Eigenart, das Seltsamste und das Gewöhnlichste (um einen Ausdruck in seinem „Runenberg“ anzuführen) unlöslich zu vermischen, wird auch die Mörikes, wie sie, zugleich von E. T. A. Hoffmann stark beeinflusst, namentlich seine Novellistik erkennen läßt. Somnambulismus, Hallucinationen, Doppelgängertum und alles, was sich unter der Schwelle des Bewußtseins ahnend regt, geben auch Mörike zahlreiche Motive. Besonders hat er von Tieck's Talent, pathologische Gemütsstimmungen zu schildern, gelernt. Allen Hauptpersonen seines Romans haftet etwas Pathologisches an, „es lagern gewisse schwere Stoffe auf dem Grunde ihrer Gemüter“, wie es einmal von Nolten und Agnes heißt, und hätte Goethe den „Maler Nolten“ erlebt, er würde sein schroffes Wort, das Romantische sei das Kranke, gewiß nicht zurückgenommen haben.

Nolten selbst ist erblich belastet. Sein Vater wird als ein Mann von den widersprechendsten Launen, als ein menschenscheuer Hypochonder geschildert. „Unter dem Einfluß eines märchenreichen, fast abergläubischen Dorfes und in einer merkwürdigen Gegend“ wächst das Kind, hinter seinen Jahren zurückbleibend, in einsamen Winkeln sich sonderbar phantastischen Beschäftigungen hingebend, überaus langsam heran. Der Knabe zeigt manches Uebertriebene, Unnatürliche. Der Vater tadelt seine Grillen und Bizarrerien, die ihn an herenhaften Karikaturen Freude finden lassen. Theobald neigt zu Verzückungen, zu religiöser Schwärmerei. Dazu kommt das geheimnisvolle Erbteil seines Oheims, der selbst davor schaudert, in dem Sohne seines Bruders sein zweites Ich wieder zu finden, zu sehen, wie des Neffen Geschick von dem „Unglücksstamme“ seines eigenen Daseins“ ausgeht. Eine Vision seiner fieberhaft überreizten Sinne tötet den Maler.

Auch Agnes zeigt schon als Kind seltsam unnative Capricen, eine befremdende Altklugheit. Als das Verhältnis der Verlobten noch in vollster Blüte steht, bringt eine heftige Nervenkrankheit, die nun einmal zum unentbehrlichen Apparat der

Romandichter gehört, sie dem Tode nahe. Eine große Reizbarkeit bleibt zurück und eine kleist'sche Gefühlsverwirrung: sie strebt „gegen den Strom ihres Gefühls zu schwimmen“. Sie findet gleich bei der ersten Begegnung Sinn in den dunklen Reden der Zigeunerin. Stille Schwermut und krankhafte Ausgelassenheit wechseln rasch bei ihr und lassen ahnen, daß ihr Verstand das Gleichgewicht verloren habe. Der Arzt stellt denn auch „stillen Wahnsinn“ fest. Sie hat Anfälle, „in denen ihre Augen, ohne zu thränen, plötzlich schwimmend werden und sich mächtig weit öffnen, wie man etwa bei Somnambülen dies bemerkt“. In einem verrufenen Brunnen findet sie ihr Ende.

Elisabeth, die Zigeunerin, ist, wie sie selbst weiß, schon geistesgestört, als sie mit dem Knaben den mystischen Seelenbund schließt. Dabei ist es für den jungen Nolten bezeichnend, daß er es der Schwester verweist, sie eine Wahnsinnige zu nennen: „Du warst doch sonst keine von denen, die für das Seltene, was sie nicht begreifen, gleich einen verpönnenden Namen wissen.“ Elisabeth hat die fixe Idee, durch das Gescheh mit Nolten verkettet zu sein, dem sie darum gleich seinem Schatten folgt, und den sie endlich holt wie ein Gespenst das ihm verfallene Opfer. Sie verfügt auch über eine magnetische Kraft und erweckt den ohnmächtigen Knaben durch Bestreichung.

Larkens wird ein Mann genannt, dessen „heitere Geistesflamme sich vielleicht vom besten Del des innerlichen Menschen schmerzhaft nährte“. Durch die quälende Erinnerung an eine Periode der Ausschweifung und durch die fixe Idee, seine Gesundheit sei dadurch untergraben, wird er zum Selbstquäler und Misanthropen. Freunde behaupten, seine humoristische Stimmung sei jederzeit nur die günstige Krise eines bewegten und gedrückten Gemüths; zum Komiker geschaffen, will er durchaus tragische Rollen spielen. So versinkt er am Ende „in die Finsternis seines eigenen Selbst“, er wird die „freiwillige Beute eines feindseligen Geistes“, ein trübsinniger Hypochonder, der schließlich zur Giftflasche greift.

Der blinde Henni hat etwas Hellseherisches gleich den

Blinden des modernen Symbolisten Maeterlinck, der da meint, man täusche sich doch zu oft, solange man die Augen offen habe. Henni ist der einzige, der bei Moltens Tode die Vision von dessen Doppelgänger hat, doch der Präsident sowohl wie der alte Gärtner stehen seiner Erzählung nicht allzu skeptisch gegenüber. Auch die Tochter des Kerkermeisters in ihrer tiefen Schwermut hat einen Stich ins Krankhafte: „sie war von Kindheit auf ein närrisches Ding, nicht auch lustig und rasch wie die andere Jugend“.

Hier treten mannigfach Jean Paulsche Einwirkungen zu Tage. Die problematische Natur des Schauspielers besonders mit ihrer inneren Zerrissenheit ist einem Jean Paulschen Typus nahe verwandt. Larkens ist ein gealterter und darum sehr gemäßigter Roquairol, gehört aber zugleich in die Reihe der melancholischen Humoristen bei Jean Paul. Er gleicht in manchem dem Vult der „Flegeljahre“, noch mehr dem Schoppe-Leibgeber im „Titan“. Die Art, wie Mörike seinen Larkens verwendet, hat hier ein Seitenstück. Auch Schoppe ist ein Mann von echter Freundestreue. Auch er greift lenkend in das Schicksal Albanos ein, dessen Rolle er spielt, auch Schoppe ahmt zu solchem Zweck des Freundes Handschrift nach, und Jean Paul motiviert in diesem Punkte nicht weniger oberflächlich als Mörike, indem auch er auf der verstellten Handschrift die ganze Intrigue aufbaut. Auch Schoppe verliert am Ende den Verstand. Und ebenfalls im „Titan“, in dem, wie überhaupt bei Jean Paul, Wahnsinn und Blindheit eine so große Rolle spielen, bietet die zeitweilig erblindende, gestörte Diane mit ihrer Liebe zur Wasserharmonika ein Gegenbild sowohl zu Agnes wie ganz besonders zu der stark Jean Paul nachgebildeten Figur Hennis.

Etwas übersinnlich Suggestives spricht auch in Einzelheiten bei Mörike mit. Nicht nur Agnes hat bestimmende Ahnungen in der Art eines zweiten Gesichts, sondern auch ihr Vater, die gesündeste Natur von allen, ferner Leopold und die Gräfin. Oft werden telepathische Wirkungen vorgeführt, wie das auch die Neuromantik unserer Tage wieder liebt. Wenn der blinde Henni in einem eigentümlichen Instinkt aus

dem Geruch von Blumen und dem Klang ihres Namens auf ihre Farbe schließt, so beruht das auf einer Anpassung der verschiedenen Sinnesindrücke, die ein spezifisch romantisches Problem darstellt. Desgleichen läßt Mörike oft eine überfeinerte, zuweilen ans Perverse streifende Psychologie erkennen, die an Heinrich v. Kleist gemahnt. Wir beobachten an Nolten das Umschlagen einer Stimmung in die entgegengesetzte, „wobei ein pikanter Reiz unwiderstehlich war“; er empfindet eine schmerzhafteste Betäubung seiner Seele als lieblich und reimt in seiner erotischen Phantasie wie Penthesilea Küsse und Bisse. Ein Motiv aus dem „Räthchen“ ist es, wenn Nolten Elisabeth bereits vor ihrem leiblichen Anblick im Traume gesehen haben will. Direkte Einwirkung der Mystik Hardenbergs und Zacharias Werners spürt man weniger deutlich als die der tollen Phantastik E. T. A. Hoffmanns. Auch im „Nolten“ giebt es ein Spukhaus; eine Gespenstergeschichte wird erzählt, in der es zur „Manifestation eines Abgeschiedenen“ kommt, und selbst ein Weltmann wie der Präsident findet es durchaus nicht wider die Natur, daß manche Verstorbene sich auf verschiedene sinnliche Weise den Lebenden zu erkennen geben. Noltens Gemälde sind ebenso „in Callots Manier“ gehalten wie Hoffmanns Erzählungen; auch er zeigt eine Vorliebe für Hogarth.

In seinem Glauben an das Eingreifen übernatürlicher Mächte ins menschliche Leben steht Mörike niemandem näher als Justinus Kerner. Ihm und seiner Vorliebe für die ombres chinoises, die in den „Reiseshatten“ einen ungebührlich breiten Raum einnehmen, dankt er auch die Anregung zur Aufführung des „Letzten Königs von Orplid“, der wie Kerners Schattenpiel „König Eginhart“ halb in Versen, halb in Prosa geschrieben ist. Und wenn Kerner das tragische Trampeltier, wie er sich ausdrückt, nicht ohne das possierliche Aeffchen auf dem Rücken passieren läßt, so entspricht dem völlig Mörikes naive Freude an grotesken Intermezzi. Auch Clemens Brentano ist für den Dichter des „Nolten“ vorbildlich geworden. Die chinesische Prinzessin Caprice, die Heine die personifizierte Muse Brentanos nannte, hat auch in Mörikes

Wiege ein Patengeschenk gelegt. Mörike war sich dieser Verwandtschaft wohl bewußt und bemerkt selbst in einem Briefe des Jahres 1847, Brentanos Phantasie habe nach der Seite der grotesken Erfindung „unstreitig viel Ähnlichkeit“ mit der seinen. Sie gleicht ihr in der sprudelnd bunten Fülle und Unererschöpflichkeit, in ihrem Wechsel zwischen Tollheit und Zartheit. Die Volker-Einlage im „Molten“ zum Beispiel erinnert in ihrem duftig zarten und zugleich treuherzig vollstümlichen Legendenstil nicht wenig an Brentanos liebliche „Chronika eines fahrenden Schülers“, und ihr fein abgetöntes Archaisieren findet sich besonders in der sinnlichen Innigkeit und wunder süßen Zartheit auf Jung Volkers Motivtafel wieder; einen ähnlich altertümelnden Stil zeigt übrigens auch ein Bauerscher Brief des Jahres 1826. Jung Volker ist der Typus des edlen und liebenswürdigen Räubers, der seit dem Räuber Roque bei Cervantes eine Lieblingsfigur der Dichtung ist; doch denkt man bei ihm weniger an Karl Moor als an den durch Walter Scott der Romantik ans Herz gewachsenen Robin Hood, dessen Nachwirkung sich auch in Hermann Kurz' Schillerroman verrät.

So sind auch der romantischen Einflüsse im „Maler Molten“ nicht wenige. Im ganzen ist aber die Kunstform bei Mörike viel straffer und geschlossener als bei den Romantikern; auch ist sein Roman handlungsreicher und schärfer in den Linien als etwa der „Godwi“ und die „Gräfin Dolores“, der „Osterdingen“ und der „Sternbald“, „Ahnung und Gegenwart“ und der „Hyperion“. Mörike ist viel individueller, realistischer, moderner als die Romantiker. Er schwebt doch nicht gar so lustig über die Erde dahin wie Eichendorff und blickt seinen Personen zu Zeiten doch auch in den Geldbeutel. In Anlage und Komposition berührt sich Mörike mit Goethe, in Stoff und Stil mit der Romantik, nichtsdestoweniger ist der „Maler Molten“ in seinem charakteristischen Gehalt des Dichters volles Eigentum.

So wenig wie Goethes „Wahlverwandtschaften“ ist der „Maler Molten“ eine Schicksalsdichtung, trotz den starken fatalistischen Momenten, trotz dem Familienverhängnis, das auf der Handlung lastet, obwohl den Helden „das Schicksal so

ängstlich mit eisernen Händen umklammert“. Herman Grimm hat an dem Goetheschen Roman gezeigt, wie die Personen dort einmal gleich Würfeln von höheren Dämonen auf den Tisch geworfen werden, andererseits aber wiederum als freie, verantwortliche Menschen handeln. Dasselbe gilt durchaus vom „Nolten“ und wird von dem Maler selbst klar ausgesprochen: „Die Macht, welche mich nötigt, steht nicht als eigensinniger Treiber unsichtbar hinter mir, sie schwebt vor mir, in mir ist sie, mir deucht, als hätt' ich von Ewigkeit her mich mit ihr darüber verständigt, wohin wir zusammen gehen wollen, als wäre mir dieser Plan nur durch die endliche Beschränkung meines Daseins weit aus dem Gedächtnis gerückt worden, und nur zuweilen käme mir mit tiefem Staunen die dunkle, wunderbare Erinnerung daran zurück. Der Mensch rollt seinen Wagen, wohin es ihm beliebt, aber unter den Rädern dreht sich unmerklich die Kugel, die er befährt.“ Und von Agnes sagt der Dichter: „Bemerkenswert ist es, daß das treffliche Mädchen, von einem richtigen Takte geleitet, sich mitunter alle Gewalt anthat, ganz unabhängig von jener verdächtigen Prophetenstimme zu denken und zu handeln, sowie sie sich auch leicht beredete, die Verzichtleistung auf den Verlobten sei in Betracht der ersten Gründe doch immer aus ihr selbst hervorgegangen.“

Als Nolten der unglücklichen Agnes seine zeitweilige Untreue und den freundschaftlichen Betrug des Schauspielers entdeckt und damit die Katastrophe heraufführt, bemerkt der Dichter zum Schluß: „Alles ist herausgesagt, nur die Zigeunerin ist er so klug, völlig zu übergehen.“ Die Möglichkeit, diesen Punkt zu verschweigen, erhebt den „Maler Nolten“ zur Höhe des modernen psychologischen Romans. Einen so breiten (und viel zu breiten) Raum die romantisch-mystischen Bestandteile darin einnehmen, unbedingt nötig sind sie nicht; das Beste bliebe doch noch, wenn sie ganz fehlten. So faßt ja auch Tillen die ihm übergebenen Blätter „Ein Tag aus Noltens Jugendleben“ auf; hätte er die Geschichte in einem Journal gelesen, so hätte er sie als Dichtung angesehen und das Wunderbare auf sich beruhen lassen, „ohne deshalb vom

Ganzen weniger angezogen zu werden. Der poetische Glaube wäre bei mir dem wirklichen sicher so nahe gekommen, als ein Novellendichter es bei der Behandlung eines ähnlichen Stoffs von seinen Lesern nur immer wünschen kann.“ So bekommen wir also, was zuerst besonders Bisher aufgezeigt hat, eine doppelte Motivierung, eine fatalistische und eine psychologische. Mörike war sich dessen wohl bewußt und äußerte sich in einem an seinen Rezensenten G. Schwab gerichteten Dankbriefe vom 17. Februar 1833 über diese „Duplicität und höhere Einheit der leitenden Ideen“. Es verhält sich also mit dem Roman ähnlich wie mit Schillers „Wallenstein“ hinsichtlich der Bedeutung der astrologischen Zuthaten. Das Geheimnisvolle, Wunderbare ist bei Mörike keineswegs äußerer romanhafter Aufputz und Apparat, wie selbst im „Wilhelm Meister“ teilweise, und wie namentlich bei Walter Scott und seinen zahllosen Nachahmern; vielmehr ist das supranaturalistisch-transcendentale Element ein Teil von Mörikes innerstem Wesen; er rechnet damit wie mit realen Faktoren und verwebt es organisch in die Handlung hinein.

Durch des Dichters große psychologische Kunst ist sein Werk einer der tiefsten und reichsten deutschen Romane geworden. Mit schöpferischer Kraft und schmiegsamster Einfühlung stellt Mörike die verschiedenartigsten Menschen vor uns hin und giebt ihre Seelenbiographie mit einer inneren Wahrhaftigkeit, der wir selten widerstreben können. Wie umfassend ist der Kreis, den der „Maler Nolten“ einschließt! Wir werden heimisch am Hofe und in den glänzenden Adelskreisen, die der Dichter doch beinahe rein intuitiv erfaßt hat, wie in der Gesellschaft von Künstlern aller Art. Wir treten in den stillen Frieden des idyllischen Försterhauses ein und in die Trinkstube lärmender Handwerker. Dazwischen tauchen Bilder einer „wundervollen Märchenwelt“ auf, und alle Personen, die uns hier wie dort begegnen, sind wirkliche Menschen, streng differenzierte, in sich zusammenhängende, selbständige Persönlichkeiten mit ganz individuellen Neigungen und Idiosynkrasien, die von genauester Beobachtung des Dichters zeugen und sie hoch erheben über das vielfach Marionetten-

hafte der sonstigen romantischen Epik. Eine Fülle geschauter Gestalten schart sich um die Hauptfiguren. In den höchsten Kreisen stehen der intrigante, hochmütige Herzog Adolf mit seiner kalten Sinnlichkeit und die personifizierte Bornehmheit des würdigen und dabei so gemütvollen Präsidenten einander gegenüber, unter den Künstlern der treue Tillsen in seiner bescheidenen Mittelmäßigkeit und der temperamentvolle Brausekopf Raimund. Das beste Bürgertum verkörpern der schalkhaft gemüthliche Pfarrer Amandus und der biedere Förster, während Lörmers treuherzige Verlumptheit und Wispel in seiner spitzbübischen Possenreißerei schon die Gese berühren. Dieser groteske, witzig verschlagene Barbier, der mit der „phantastischen Hasenfüßigkeit“ seines Zunftgenossen Peter Schönseld in Hoffmanns „Eliziren des Teufels“ manches gemein hat, ist eine der Lieblingsgestalten des Dichters. An diesem Wispel tritt Mörikes Kunst, ohne Beschreibung, durch scheinbar unabsichtliche kleine Züge zu charakterisieren, außertrefflichste hervor; so läßt er ihn mit klanglicher Anlehnung an seinen Namen lispeln und giebt ihm eine „süßlich wispernde Sprache“.

Wispel greift auch in das eingelegte „phantasmagorische Zwischenspiel“ oder „Schattenspiel“ (wie es in der zweiten Fassung des Romans genannt wird) hinüber und wahrt damit den Schein einer in Wirklichkeit durchaus nicht vorhandenen Einheit. „Eine dramatische oder vielmehr sehr undramatische Kleinigkeit“ nennt der Dichter selbst den „Letzten König von Orplid“, der doch mit seinem Umfang von sechzig Seiten den Rahmen des Romans sprengt. Die von Larkens ausführlich entwickelte Vorgeschichte des Stückes war schon früher heranzuziehen. Sie enthält auch den Satz: „Bornehmlich war es Shakespeare, der uns auf Weg und Steg begleitete“. Und in der That, dieses Vorbild verleugnet der „Letzte König von Orplid“ keinen Augenblick. Mit ähnlich humoristisch gespreizten Worten wie der Schauspieldirektor im „Hamlet“ oder Peter Squenz im „Sommernachts Traum“ kündigt Larkens das Stück der Gesellschaft an, und namentlich das letztgenannte Shakespearesche Drama, dessen Puck an einer anderen bedeut-

samen Stelle des Romans aufgerufen wird, sowie der gleichfalls romantische „Sturm“ haben stark auf Mörike gewirkt. Der „Letzte König von Orplid“ ist ganz shakespeareisch halb Zaubermärchen, halb Räpelspiel. Ulmon und Thereile sind die Helden der ersten Gattung. Ein Gericht der Götter hat Orplids Ureinwohner längst vertilgt, nur ihr letzter König gehört nach mehr als tausend Jahren noch der Erde an, gebannt durch den Zauber einer Fee, die ihn liebt. Umsonst sehnt er sich, ein anderer Ewiger Jude, nach dem Tode, bis endlich der Zauber gebrochen und er in den Kreis der Götter entrückt wird. Diese Partien sind in den klangvollsten Blankversen, zum Teil auch in leicht beschwingten vierfüßigen gereimten Trochäen gehalten, woraus einige strophische Gedichte, wie „Die Geister am Mummelsee“ und das „Elfenlied“, sich ablösen. Dagegen sind in Prosa geschrieben wie bei Shakespeare die Volks- und die komischen Szenen, in denen es von halb witzigen, halb unsinnigen Quibbles, von tollen Witz, Karikaturen und ziemlich derben Schimpfereien wimmelt. Die Helden dieser wunderbarlich gefärbten Hanswurstiaden, die an die lustigen Intermezzi zwischen Stephano, Trinculo und Caliban im „Sturm“ erinnern, sind eben jener affektierte Barbier und ein tölpelhafter Buchdrucker.

Shakespeareisch ist vor allem die prachtvoll allegorifizierende Bildersprache der elfenhaften Szenen. König Ulmon möchte „den Tod, das faule Scheusal, das die Zeit verschläft, herauf zur Erde zerren ans Geschäft“, seine „heil'ge Seele kräufelt sich, dem Meere gleich, bevor der Sturm erscheint“. Er versinkt in die „stummen Thäler“, die ihm „Erinn'ung grub in sein Gehirn“; der Name seines längst vermoderten Weibes steigt daraus hervor: „die heil'ge Nacht, gebückt auf ihre Harfe, stieß träumend mit dem Finger an die Saiten, da gab es diesen Ton“. Mit ihm will Thereile „in sanfter Wechselrede ruhn, zwei Rähnen gleich, die aneinander gleiten“. Er findet die erhabensten Töne des lebenssatten König Lear, und seine Schilderung des Sonnenaufgangs darf sich den Versen „Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft“ aus dem „Kaufmann von Venedig“ wohl an

die Seite stellen. Solche Shakespearesche Anflänge reichen auch in die Romanhandlung hinüber.

Die wahnsinnige Agnes erinnert ungemein an Ophelia, ohne von der Eigenart ihrer tragischen Liebllichkeit darum etwas einzubüßen. Es steckt auch in ihren Wahnworten ein toller, graziöser Witz, wie man ihn ihrer einfachen Durchschnittsart in gesunden Tagen nicht zugetraut hätte, und wie bei Ophelia tritt auch bei ihr ein Zug stärkerer weiblicher Eitelkeit und Sinnlichkeit erst nach der Verrückung ihres Gemüths hervor. Das Verhältnis Constanzens zu Emilie, ihrem Mädchen, gleicht in kleinen Strichen der Zeichnung dem zwischen Desdemona und ihrer Emilia.

Einnwirkungen Fouqués und der Kerner'schen „Reiseschatten“ treten im „Letzten König von Orplid“, der von fern auch an Zauberstücke Ferdinand Raimunds erinnert, in geringerem Grade hervor. Der Hauptwert des Dramoletts liegt in den lyrischen Partien, und dadurch übertrifft es die beiden Bauerschen, auch von Ulmon und Thereile handelnden Orplid-Dichtungen, die äußerlich dramatischer, dafür aber innerlich leerer, ja geradezu langweilig sind. Es sind nicht wirkliche Gestalten, sondern blutlose Schemen, die, einer blassen Traumphantasie entsprossen, dort vorüber gleiten. Auch ist Bauer viel manirierter in Motiven, Sprache und Namen als Mörike, der doch immerhin Eigenes bietet und rein menschlich ergreift. Diesem freilich gefiel der „Heimliche Maluff“ Bauers, wie er bei Uebersendung des Stückes an Mährlen im März 1828 bemerkt, zum größten Teil sehr wohl; auch mit seiner eigenen Schöpfung war er recht zufrieden und schrieb im Mai 1830 an Wischer, das phantasmagorische Intermezzo freue ihn im „Nolten“ am meisten. Wischer theilte damals diese Ansicht. Auch Schwab wollte das Stück im Roman keinesfalls missen, und Hermann Kurz rühmte den nationalen Gehalt der darin auftretenden komischen Personen, während Strauß es für einen Fehler hielt, daß die Freunde ihre Orplid-Dichtungen drucken ließen. —

Rehren wir zur Haupthandlung zurück. Zuerst erfährt Nolten von dem gefährlichen Spiel, das Larkens getrieben

hat, dann Agnes. Nimmt man noch hinzu, wie die Gräfin in diese Liebe Einblick erhält, so ist nicht genug zu bewundern, wie überzeugend und tief empfunden und wie individuell verschieden in jedem Falle diese drei einander äußerlich so ähnlichen Entdeckungsszenen vom Dichter erfaßt und dargestellt worden sind. Und wie prachtvoll ist Noltens Eintreffen in Neuburg, sein Wiedersehen mit Agnes geschildert, wobei Mörikes Kunst, die Natur in einen geheimen Kontakt mit dem menschlichen Herzen zu bringen, so überaus schön zu Tage tritt. Ein feiner, entschuldigender Zug liegt darin, daß Larkens, der Fälscher, eben Schauspieler ist. Nur selten wird es uns schwer, dem Dichter Schritt für Schritt zu folgen. Daß Noltens jenen durch Zufall an ihn statt an Larkens gelangenden Brief der Agnes, den er den Schauspieler zu beantworten bittet, auch nach der ersten unangenehmen Ueberraschung mit keinem Blick zu sehen verlangt, ist zwar zur Aufrechterhaltung der ganzen Verwicklung unbedingt erforderlich, als Einzelmotiv indessen befremdlich.

Bedenkt man, daß der Dichter des „Noltens“ noch in den zwanziger Jahren stand, so staunt man um so mehr über das klassische Ebenmaß, die abgeklärte Pracht seiner Sprache, seines Stils. Seine Sprache klingt von Wohlklang und Fülle, ohne deshalb nach einseitig romantischer Art den festen Boden der Anschaulichkeit zu verlieren. Die Bildlichkeit seiner malerischen Begabung scheint vielmehr nur eingetaucht in die Musik des tonkundigen Dichters; meist halten diese beiden Elemente poetischer Stilkunst einander das schönste Gleichgewicht. Nur selten wird Mörikes Bilderfülle, die dem Gehalte nach nur mit der Goethes verglichen werden kann (wie bei Gottfried Keller wohl unter dem Einfluß Jean Pauls), auch zu einer Ueberfülle. Seine Bilder sind fast ausnahmslos von großer Prägnanz und eigenartiger Prägung. „Wild wie ein flatternd schwarzes Tuch“ schwingt sich der Gesang der Zigeunerin in die Luft. „Wie eine Reihe verkörperter Gedanken, aus einer trüben Seele hervorgequollen“, hängen die Perlen um Constanzens Hals, und Agnes wünscht sich einen „leichten Tod, recht sanft, nur so wie eines Knaben

Knie sich beugt“. Von besonderer Schönheit ist folgender Vergleich: „Wenn uns ganz unerwartet im ausgelassensten Jammer ein beschämender Vorwurf aus geliebtem Munde trifft, so ist dies immerhin die grausamste Abkühlung, die wir erfahren können. Es wird auf einmal totenstill in dir, du siehst dann deinen eigenen Schmerz, dem Raubvogel gleich, den in der kühnsten Höhe ein Blitz berührt hat, langsam aus der Luft herunterfallen und halbtot zu deinen Füßen zucken.“ Groß ist Mörikes Kunst plastischer Gruppenbildung. Man denke nur an das Erscheinen der irren Agnes vor Nolten, wie sie mit bloßen Füßen und offenen Flechten ihm still gegenüber am Thürpfosten lehnt, oder an die Gruppe vor der Orgel, gegen den Schluß hin: „Der blinde Knabe nämlich saß, gedankenvoll in sich gebückt, vor der offenen Tastatur, Agnes, leicht eingeschlafen, auf dem Boden neben ihm, den Kopf an sein Knie gelehnt, ein Notenblatt auf ihrem Schoße. Die Abendsonne brach durch die bestäubten Fensterscheiben und übergießte die ruhende Gruppe mit goldenem Licht. Das große Kreuzifix sah mitleidsvoll auf sie herab.“ Und wie im hohen Stil, so ist es Mörike auch im Humoristischen gegeben, sinnlich zu veranschaulichen, zum Beispiel wenn er von einer alten abgemagerten Geige spricht, oder den sarkastischen Hofrat eine Antwort „unter den schlaffen Lippen zurecht kauen“ läßt. Denn wie sein Liebling Raimund erlaubt auch er sich gern, „mitunter so zu sprechen, wie die Niederländer malen durften“. Wie hübsch auch vergleicht er die in einer Hand zusammengefaßten roßigen Pfoten eines Rätzchens mit einem Radieschenbündel. Pastorenmäßig ist sein Stil gar nicht. Gern verweilt er bei Sage und Legende, die er mühelos erfindet, wie unter Anlehnung an die Legende vom heiligen Hubertus die Volkerepisode.

Ganze Partien sind, vielleicht nach dem Vorbilde von Gölderlins „Hyperion“, rein musikalisch geschaffen. So fließen die Reden der Zigeunerin ganz von selbst in jambischem Tonfall dahin, und auch sonst kommt uns wohl der Drang an, diese Prosa in Verse aufzulösen. Im übrigen ist die Sprache des Werkes von größter Reinheit und Idealität; sie ist an

Goethe geschult. Sie zeigt nur verschwindend wenig schwäbische Eigentümlichkeiten. Es ist die Sprache eines Werkes hohen Stils, und sie meidet, von Episoden abgesehen, die mundartliche Färbung oder sonstige individuelle Tönung, die sich in des Dichters späterer Novellistik zumeist findet. Sie ist nicht auf einen typisch idealistischen Ton gestimmt, sondern außerordentlich reich und bunt und von wahrhaft Goethescher Sinnlichkeit. Höchstes Pathos, geistreiche Konversation, tief aus dem Herzen aufquillende Worte echten Gefühls und eine barocke Jongleurkunst der Rede, alles findet an der rechten Stelle seinen Ort. Mörikes Phantasie schweift umher, gebunden durch nichts als durch die Forderungen einer bewußten Kunst, eines unbewußten Schönheitsdranges. Den Reichtum dieser Erfindungskraft bezeugen allein die Redoutenbilder und die zahlreichen Beschreibungen erdachter Gemälde.

Die Technik befriedigt weniger. Sie ist in größeren Dichtungen überhaupt Mörikes schwache Seite. Seine feine Phantasiekunst vernachlässigt leicht das Handwerksmäßige der Poesie. Wie es dem Dichter im Leben an straffer Energie fehlt, so auch in seiner Kunstübung. Es sind im „Maler Nolten“ der Einlagen und retardierenden Episoden zu viele. So sauber die Zeichnung im Detail ist, so erscheinen doch die großen Umrisslinien stellenweis verwischt. Bezeichnend ist schon das Fehlen einer Kapiteleinteilung. Weit entfernt ist Mörike von der strengen Durchführung künstlerischer Objektivität, wie sie später Spielhagen so überscharf betont hat. Er spielt gern den Herausgeber historischen Materials, dem selbst manches unbekannt geblieben sei. Seine Personen haben wie die der „Wanderjahre“ immer gleich Diarien und Tagebücher bei der Hand, die sie einander lesen lassen, und die der Technik des Dichters ein Armutszeugnis ausstellen. So wird über manches nur als geschehen berichtet, was wir besser selbst miterlebten. Sowohl Noltens wie Larfens' Charakteristik ist mangelhaft exponiert. „Ein Tag aus Noltens' Jugendleben“ hätte früher erzählt und überhaupt mehr dem Gange der Handlung einverleibt werden müssen; und auch des Schauspielers Vorgeschichte, die sein Ende erklärt, wird zu spät enthüllt.

Mörikes Person schimmert immer leise durch sein Werk hindurch; er steht immer hinter den Gestalten, mit denen er in seiner „Wir“-Erzählung oft regelrecht agiert. Er stellt sie unter Anreden an den Leser vor, er sucht sie mit eigenen erklärenden Worten verständlich zu machen oder zu entschuldigen, er moralisiert und kalkuliert und wägt die Gründe für und wider ab, als müsse er selbst sich erst über die Wahrheit klar werden. Er rechtfertigt vor dem Leser seine Disposition, den Gang der Erzählung; er spricht von „unserem“ Maler und führt, unter wörtlicher Anlehnung an den ersten Satz der „Wahlverwandtschaften“, mit den Worten „Leopold — so nennen wir den Fremden“ eine neue Person ein. Er kann sich der direktesten Charakteristik bedienen: „Von dem Vater, den wir im allgemeinen schon kennen, sagen wir bei dieser Gelegenheit nur so viel“, oder „Wir wissen die fast mehr als brüderliche Neigung, welche den Maler an die Schwester band, deren stille Tiefe sich, wie behauptet wird und wir gern glauben mögen, inzwischen zu einem höchst liebenswerten und seltenen Charakter entwickelt und befestigt hatte“.

Der Dichter erklärt, einen Zeitraum von wenigen Wochen überspringen zu wollen, bemerkt parenthetisch, was er einige Jahre später gehört habe, ohne das Gerücht weiter zu prüfen und mit dem vorher Erzählten in Zusammenhang zu bringen. Er gesteht ein, etwas zu berichten bisher versäumt zu haben, und verweist in frühen Partien auf spätere und umgekehrt. Er bedient sich der alten abgeblaßten Phrase, etwas übergehen zu wollen, da hier der Dichter doch nicht folgen könne, oder weil er diesen Auftritt dem Leser gern erspare. Er zieht aus Einzelfällen psychologische Schlüsse und macht ganz allgemeine, aphoristische Nebenbemerkungen.

Seine Erzählung springt bisweilen ins Präsens über, ohne sich an die innerlichen Gesetze der grammatischen Zeitfolge zu kehren. Zuweilen reden auch seine Personen mehr, als daß sie sprechen, sie machen Konversation oder gefallen sich in langatmigen Selbstgesprächen, die uns heut unrealistisch und altmodisch berühren. Ueberhaupt begegnet uns naturgemäß des Altmodischen genug, so wenn der Dichter nach

Goethes Art Namen durch stereotype Wendungen wie „die Schöne“, „der Engel“ ersetzt; um so erfrischender mutet es uns dann wieder an, auch einmal von einer „süßen Krabbe“ zu hören. Die Namen selbst sind vielfach fremdartige Konstruktionen und wie der Nolten oft nicht glücklich gewählt. Einzelne Personen (so Larkens) treten nur mit ihrem Familiennamen hervor, andere nur mit dem Vornamen, wieder andere verstecken sich hinter Chiffren.

Immerhin ist es ungemein selten, daß ein junger Dichter in seinem Erstlingswerke bereits auf solcher Höhe steht, wie Mörike im „Nolten“, worin er bereits alle Töne anschlägt, die ihm überhaupt gegeben sind. Ueberraschen konnte der Dichter seine Leser später nicht mehr, sondern nur noch erfreuen. Das Beste seines Schaffens ist hier vereinigt oder doch mindestens vorbereitet, denn Mörike tritt in diesem Roman mit etwa dreißig seiner allerbesten Gedichte, darunter die an Peregrina und Luise Rau gerichteten, zugleich als Lyriker, mit dem „Letzten König von Orplid“ zugleich als Dramatiker auf, und was von seinen späteren Gaben als neu erscheint, ist doch der Potenz nach schon im „Nolten“ enthalten. Der „Nolten“ ist, wenn nicht Mörikes Lebenswerk, so doch der Querschnitt durch das Werk seines Lebens.

Der äußere Erfolg der Dichtung entsprach ihrem Werte und ihrer Bedeutung nicht. Im engeren Kreise allerdings war die Wirkung tief und nachhaltig, aber dem großen Publikum blieb der Roman fremd, von dem nach zehn Jahren noch nicht einmal die halbe Auflage vergriffen war. Litterarhistorisch ist das wohl verständlich. Der „Maler Nolten“ ist keine leichte Unterhaltungslektüre, die man rasch hinunterschlürft, sondern eine Dichtung von reichem Gehalt und hohem spezifischen Gewicht. Man muß sich in das Werk hineinlesen, es in langsamer Ausschöpfung sich zu eigen machen; „es steckt“, wie Goethe von den „Wahlverwandtschaften“ sagte, „darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen im stande wäre.“ Zu solcher Vertiefung aber hatte die Lesewelt der dreißiger Jahre am wenigsten Ruhe und Lust. Wer der Romantik treu war,

der fand in Tiecks äußerst fruchtbarer Novellenproduktion, bei Hoffmann, Scott, Hauff und Eichendorff viel leichter seine Rechnung. Die Jugend wandte sich von der reinen Kunst der Zeitdichtung zu, lauschte dem Witzgeplänkel Heines und Börnes und schwur auf das junge Deutschland, das eben in Gutzkow seinen einflussreichsten Schriftsteller ins Gefecht schickte. Und die große kritiklose Masse endlich, die durch die Litteratur nur ihren Stoffhunger befriedigen will, fand, wie früher in den Ritter- und Räuberromanen, bei den spannenden Vielschreibern Claren, Spindler, Bschoffe vollauf die Nahrung, die sie mit Behagen verschlang. Auf eine große Gemeinde — und das ist kein Tadel — darf Mörike ja überhaupt nicht rechnen, aber selbst die kleine, die unbeirrt zu ihrem Dichter steht, fand sich nicht allzu rasch zusammen, so großes Aufsehen bei einigen der besten Kritiker der „Maler Nolten“ gleich bei seinem Erscheinen machte. Die Freunde waren von der Dichtung entzückt. Ludwig Bauer schrieb Mörike am 10. November 1832 einen enthusiastischen Dankbrief, der den Stimmungsgehalt des Werkes tief nachempfand. „Nolten“, heißt es darin, „ist, ohne Ruhm zu melden, ein Meisterstück, ausgezeichnet durch Wahrheit und psychologische Tiefe, während sich ein leiser, bänglicher Hauch von Poesie auch über die klarsten Züge des Gemäldes verbreitet. Denn unheil kündend ist der ganze Horizont, der Noltens Leben umfängt, selbst die Farbe der Gegenden, der Flug der Vögel ist wie vor Ausbruch eines Gewitters. Es ist nicht möglich, etwas zu hoffen, und allmählich geht das düstre Vorgefühl in ein Grauen über, wie es nur die Mitternacht oder Shakespeares in mir wecken konnte, ein Grauen, das überhaupt nur dann in uns entsteht, wenn wir auf echt künstlerische oder rein menschliche Weise eben bis an den Saum eines Jenseits gehoben werden, ohne dabei das Diesseits zu verlieren.“ Ferner rühmt Bauer den feinen Takt des Dichters und die Ruhe, mit der er alles motiviert, die gediegene Klarheit und die Vornehmheit des Stils, die er gar nicht hinter ihm gesucht habe. Das Angenehme und das Schrofne habe er nicht gehäuft, sondern mit Goethescher Weisheit verteilt. Auch der nüchternere

D. Fr. Strauß war des Lobes voll, und der Pfarrer Renz bedankte sich gleichfalls in einem sehr freundlichen Briefe für den überschickten Roman.

Mörikes Freunde waren es auch, die, dem Dichter zuliebe, den Roman zuerst öffentlich besprachen. So Mährlen, der im „Hochwächter“, und Notter, der im „Unparteiischen“ eine Anzeige brachte. Wohlwollende, wenn auch wenig in die Tiefe gehende Besprechungen lieferten weiterhin alsbald Wolfgang Menzel im Litteraturblatt des Morgenblattes und Gustav Schwab in den Blättern für litterarische Unterhaltung.

Als den bedeutendsten deutschen Roman seit den „Wahlverwandtschaften“ pries „diese von Geist und Poesie fast überflutende Dichtung“ Hermann Kurz (der sie als Student las, und der fortan für den ihm persönlich unbekannten Dichter förmlich Propaganda machte) in der Novelle „Im Wirtshaus gegenüber“, die 1837 in seiner Sammlung „Gentianen“ erschien; namentlich rühmte er die „so tiefsinnig geschilderte Figur des Larkens“. Und gleichfalls Studenten waren es, von denen, hoch im Norden Deutschlands, ein warmes Feuer der Verehrung für den Dichter des „Nolten“ ausging: Theodor Storm und die Brüder Mommsen in Kiel. Im Jahre 1843, nachdem auch Mörikes Gedichte erschienen waren, legte das „Liederbuch dreier Freunde“ öffentlich von dieser Verehrung Zeugnis ab durch Theodor Mommsens Sonett „Eduard Mörike“ mit dem Schluß:

Da fand ich in dem eignen Bett von Moose,
Erblühend im geheimsten Thal von Schwaben,
Des reichen Liederfrümmers lehte Rose.

Besonderes Gewicht legte Mörike auf eine erbetene Rezension Friedrich Vischers, die freilich erst im Jahre 1839 in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst erschien. Sie ist von grundlegendem Werte für die Beurteilung Mörikes. Vischer rühmt ihn als den ersten schwäbischen Romantiker, der sich mit Erfolg in die objektiven Gattungen der Poesie, zur modernen Dichtung gehoben habe. Er betont das Sinnlich-Plastische bei Mörike und seine Gabe der Intuition in fremde Seelenzustände, seine große Kraft der An-

schauung und der Individualisierung. Wir danken Wischer eine tief gehende Analyse der Dichtung, wobei er den Mangel an Einheit überzeugend klar legt.

Mörke war, und auch das ist ein Beweis seines ernstesten Künstlertums, keineswegs von blinder Affenliebe erfüllt für sein Kind, das er vielmehr eher unter- als überschätzte. Er nahm sich vor, bei einer zweiten Auflage das Werk nicht unverändert zu lassen. Mit einer solchen hatte es allerdings noch gute Weile, und als sie endlich nach zwei Jahrzehnten sich nötig machte, da lag es am Dichter selbst, daß sie um zwei weitere Jahrzehnte hinausgeschoben wurde. Er wollte dazu die Dichtung völlig umarbeiten, war aber inzwischen alt und unproduktiv geworden. Wir müssen, zur Besprechung der Schlußfassung des Romans übergehend, notwendigerweise erheblich in des Dichters Leben vorgreifen.

Im Jahre 1850 fanden betreffs einer zweiten Ausgabe Unterhandlungen mit Schweizerbart statt, die nicht zum Ziele führten. Fünf Jahre später ersah Wilhelm Hensen aus einer Buchhändlerankündigung, daß der Nolten demnächst in erneuter Gestalt herauskommen werde. Darüber sollte aber noch viel Wasser ins Meer laufen. Als im Jahre 1864 abermals die Nachricht verlautete, der Dichter bereite eine Neubearbeitung vor, begrüßte Michael Bernays diese Kunde mit einem der Thereile in den Mund gelegten Gedicht, das im Morgenblatt erschien. Des Dichters andre Freunde rieten dagegen von dem Plan ab, der für Mörke selbst unwiderruflich geworden war. Im April 1854 schreibt Mörke an Storm über Hense und dessen Artikel im Berliner Kunstblatt: „In Ansehung des ‚Maler Nolten‘ hat er mich offenbar geschont. Verschiedene Partien im ersten Teil desselben sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung. Was denken Sie deshalb für den Fall einer zweiten Auflage?“ Storm las daraufhin den Roman sogleich von neuem, erklärte sich aber hinsichtlich der Frage nach etwaigen Aenderungen für gänzlich urteilslos. Er rät überhaupt von einer Veränderung ab; das Buch gehöre, wie es vorliege, schon der Litteraturgeschichte an, „und überdies hängen die von Hense besprochenen Schwächen so eng mit der

Tiefe und eigentümlichen Schönheit des Werkes zusammen, daß mir in der That mitunter ist, als hätten Sie es eben um dieser willen geschrieben." Kurz darauf traf Storm in Berlin mit Henze und Rugler zusammen, die ebenfalls gegen eine Umarbeitung stimmten; Mörike müsse lieber Neues schaffen, über den „Nolten“ habe er sozusagen das Dispositionsrecht verloren. Natürlich kam auch bei Storms Besuch im August 1855 der Umarbeitungsplan zur Sprache, an dem Mörike trotz der großen Schwierigkeiten festhielt. „Es wolle ihm nicht gelingen“, bekannte er nach Storms späteren Aufzeichnungen; „er habe sogar das Buch schon einmal vor Ungebuld an die Wand geworfen. — Als wir anderen ihm dann zuredeten, er möge sich doch lieber neuen Schöpfungen zuwenden, meinte er, es werde doch kein Maler, dem Gelegenheit gegeben sei, ein Bild zu wiederholen, mit Bewußtsein dieselben Verzeichnungen wieder hineinmalen.“ Auch Berthold Auerbach wollte es nicht glücken, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, obwohl er ihm an einem schlagenden Beispiel klar zu machen suchte, wie unthunlich es sei, eine Jugendstimmung „aus einer späteren heraus zu korrigieren“. Ebenso riet Mörikes Gattin Gretchen, den alten Nolten unverändert in zweiter Auflage erscheinen zu lassen, aber Mörike sagte stets: „Plaget mich nicht, dies geschieht durchaus nicht.“

Die Arbeit ging indessen unsäglich langsam von statten; ein Vierteljahrhundert hat sich der Dichter damit abgegeben, ohne sie völlig zum Abschluß zu bringen. Zwar bemerkt sein Kalender unter dem 4. Mai 1868: „Die letzte Schwierigkeit in der neuen Bearbeitung des Nolten mit einer glücklichen Wendung überwunden“, aber die Freude war verfrüht. Drei Wochen vor seinem Tode besuchte ihn der Buchhändler Weibert, der Inhaber des Götschenschen Verlages, mit dem er in Verbindung getreten war; zu diesem bemerkte er, der Nolten sei sozusagen fertig, nur ein Uebergang sei noch auszuführen. Tag und Nacht beschäftigte sich der Dichter mit seinem Werk, das Satz für Satz in mühsamster Kleinarbeit wieder durchgegangen wurde. Von einem großen Zuge, einem starken dichterischen Hauch ist nichts mehr zu spüren, Mörike schleppte

das Buch, wie Goethe einmal von seinem „Wilhelm Meister“ sagt, gleich einem „Strickstrumpf“ mit sich herum, „der bei langsamer Arbeit schmutzig wird“. Die Mappe mit den Noltenpapieren verließ ihn zuletzt kaum noch; er kam sich mit ihr wie ein „Musterkartenreiter“ vor. Er betrieb die Arbeit in der Weise, daß er sein Handexemplar mit dem Bleistift immer wieder las oder sich vorlesen ließ und stark durchbesserte. In einzelnen Fällen fügte er besondere Blätter und Zettel ein, deren Konzepte er sodann alsbald in unzählige Stückchen zerriß und in seine Schlafrocktasche versenkte. So ist das Werk geradezu umgeschrieben worden. Der Dichter nahm größere Umstellungen vor, strich einige Abschnitte und fügte andere hinzu.

Besonders seine Frau war ihm bei der Arbeit behilflich, die in der Stille von Lorch am besten gedieh. Sie merkte zum großen Teil im Handexemplar die Wortveränderungen an, aber sie schrieb auch viel vom neuen Manuskript, so die vollständigen Abschnitte „Der letzte König von Orplid“ und „Ein Tag aus Noltens Jugendleben“. Den Titel „Novelle in zwei Teilen“ änderte Mörike in „Roman in drei Teilen“; er wollte eine Zeitlang nach der Orplid-Einlage und nach dem Abschluß der Constanze-Handlung größere Einschnitte machen, was dann unterblieb. Die Musikbeilage ließ er fallen. Als er starb, lag nur der erste Band so gut wie druckfertig vor, für den zweiten war man allein auf die beiden Handexemplare des Dichters und auf eine Anzahl loser Manuskriptteile angewiesen. Eine wirkliche Lücke klappte im Anfang des zweiten Bandes. Nach dem Ende zu sollte nach Mörikes Worten im wesentlichen alles beim alten bleiben; nur sprachliche, nicht sachliche Aenderungen waren hier vorgesehen. Wenn man über des Dichters Wünsche und Absichten auch kaum im Zweifel sein konnte, so war das Werk doch immerhin ein Fragment geblieben und sollte es nach der Meinung Klärchens, Hartlaubs, Wischers und anderer bleiben. Indessen erkannte man doch bald, daß man dem Publikum den „Maler Nolten“, dessen erste Auflage seit mehr denn zwanzig Jahren vergriffen war, nicht vorenthalten dürfe. Ein Wiederabdruck des alten Textes

wäre eine Pietätlosigkeit gegen des Dichters ausdrücklichen Willen gewesen. So blieb denn nichts anderes übrig, als daß eine fremde Kraft die letzte Hand an das Werk lege. Mörike selbst hatte in Augenblicken der Sorge um den Abschluß seines Werkes als dessen Voller Paul Henje genannt, der krankheitshalber ablehnte. Mörikes Witwe hielt darum nach anderen Seiten unter Freunden und Bekannten Umschau. Julius Kläiber versagte ihr anfangs ihre Bitte. Man dachte ferner an Ludwig Pfau. Infolge eines mißverstandenen Vorschlages Klärchens ging Gretchen auch Hartlaub an, der sehr kühl erwiderte, es sei ihm unbegreiflich, wie man dergleichen von ihm als des Dichters Freunde verlangen könne. Schließlich ließ sich dennoch Kläiber erbitten, womit allen ein Stein vom Herzen fiel. Er unterzog sich der verantwortungsreichen Redaktionsarbeit, über die er im Vorwort des Buches Rechenschaft ablegte, in der gewissenhaftesten und glücklichsten Weise. Mit Mörikes Absichten in Bezug auf den Roman und mit seiner ganzen Art wohl vertraut, hat er das Menschenmögliche geleistet und sich das große Verdienst erworben, das wertvolle Werk nach des Dichters Intentionen dem deutschen Volke vermittelt zu haben. Von Kläiber selbst rührt nur die Ueberleitung von dem Abschluß der Constanze-Episode zu Nolten's Rückkehr nach Neuburg her. An Stelle der Gespenstergeschichte von der mystischen Trauung, die, wie er meint, Mörike sicher ausgeschieden hätte, schaltete Kläiber einen Traum des Dichters ein, den dieser selbst niedergeschrieben hatte, und der nach dem Zeugnis der Angehörigen irgendwo im Roman zur Verwendung kommen sollte. Kläiber's sonstige Aenderungen sind geringfügig und begründet. Diejenigen, die Mörike im Leben am nächsten standen, meinen, Kläiber habe einen etwas süßlichen Ton in den „Nolten“ hineingebracht; das läßt sich im einzelnen nicht erweisen.

Am meisten Anstoß hatte in der ersten Fassung sowohl bei dem Publikum wie bei dem Dichter selbst die Persönlichkeit und das Verhalten der Gräfin Constanze erregt. Storm bemerkt, „daß die Partien der Constanze, wenigstens teilweise,

im Verhältnis zum übrigen weniger unmittelbar, ich möchte sagen, etwas rhetorisch zu sein scheinen.“ Ihre Liebe zu Nolten schlägt in der ursprünglichen Darstellung in den glühendsten Haß um, als sie sich von ihm verraten und in ihrer Frauenwürde tödlich gekränkt glaubt. Sie ist es, die aus Rache die Freunde dem Herzog und dem Gefängnis überliefert, und sie ist es, die nach Einblick in den wahren Sachverhalt sie durch das Opfer ihrer Jugend vom Herzog wieder loskauft, um sich dann in der schneidendsten Selbstverachtung zu verzehren. Wischer findet an ihrer Darstellung nicht das Geringste auszusetzen, sie bleibt für ihn auch im tiefen Fall eine poetische Erscheinung: „Dieser Fall ist vollkommen motiviert, nichts Gemeines, nichts Unnatürliches drängt sich auf.“ Dagegen äußerte Storm, es werde dem Leser allzuviel zugemutet, wenn man verlange, daß die Gräfin nach ihrem Fall nicht als unrettbar in den Schmutz getreten erscheinen solle. Denn sie gebe, wie er ausführt, sich in dem Herzog einem Manne hin, der sie einmal nie zur Gleichberechtigten annehmen werde, und der andererseits ohne die entschuldigende „Naivetät der Leidenschaft“ mit vornehmer Leichtigkeit und Geschicklichkeit ihre schwache Stunde zu benutzen wisse, wodurch die Scene ins Lüsterne hinübergespielt werde. Mörike hat sich das gesagt sein lassen; es war das wohl eine der Stellen, die ihm nachmals selbst widerwärtig erschien; Constanze sollte auf die edelste Weise entsagen. Er adelt sie, indem er sie den beschlagnahmten Briefwechsel dem Herzog mit unverhohlener Verachtung zurückschicken läßt. Sie war in der ersten Fassung wirklich etwas rhetorisch gehalten; zu glänzend, zu bewußt und dem Maler auch in der Herrschaft über ihr Gefühl zu überlegen. Die Uebermalung giebt ihr, der vorher bei aller drängenden Leidenschaft eine gewisse Koketterie nicht ganz fehlte, „einen rührenden, fast mädchenhaften Zug von Liebe“. Unter der sanft ummodellierenden Hand des gereiften Bildners werden ihre Formen weicher und maßvoller. In die kühle Atmosphäre vornehmer Unnahbarkeit mischt sich ein warmer Duft holder weiblicher Schwachheit. Es liegt in der Natur der Sache, daß nunmehr der Herzog

um so viel sinkt, wie sie steigt. Das Schicksal der Gräfin, das der Schlußabsatz der ersten Fassung flüchtig skizzierte, läßt die zweite unbestimmt. Mörke strich den Passus, und Kläiber ließ sich daran genügen; beides war gut.

Sodann mußte die Intrigue des Schauspielers jedem Leser bedenklich und gewagt vorkommen. Schon die Fiktion, daß man die Handschrift eines anderen so täuschend nachahmen könne, daß selbst die Nächsten betrogen werden, hat etwas Unwahrscheinliches; erkennt doch Nolten auf den Blättern des verkleideten Nachtwächters die Schrift des Schauspielers trotz der Verstellung augenblicklich. An dieser Mittlererschaft konnte der Dichter nicht leicht etwas ändern; sie ist eine Hauptachse der ganzen Komposition. Freilich, „wie unsicher und gefährlich es von vorneherein um die Vermittlung des Schauspielers stand“, verhehlt sich Mörke selbst nicht. Doch hat er im einzelnen wenigstens Larkens entlastet. In der ersten Fassung spielte dieser die Briefe der Agnes Constanzen mit List in die Hände, um — wenn auch wieder in bester Absicht — ihrem Verhältnis mit Nolten ein Ende zu machen: gewiß ein unverzeihliches Eingreifen in das Schicksal des Freundes. In der neuen Bearbeitung ist es der Herzog, der die bei Larkens beschlagnahmten Briefe in heimtückischer Absicht der Gräfin zugehen läßt. Leider findet sich das ganz unverbürgte Gerücht, daß den Schauspieler eine geheime Leidenschaft für die Braut seines Freundes zum Selbstmorde getrieben, ein Motiv, das nur schwer glaublich zu machen und in jedem Fall überflüssig und störend ist, auch in der zweiten Fassung des „Nolten“, vielleicht als ein Zeugnis dafür, daß der Dichter selbst die Motivierung dieses Selbstmordes nicht für ausreichend erachtete. Da wir die Vorbedingungen der Katastrophe nicht in der Weise miterleben wie diese selbst, kommt sie uns zu überraschend.

Im Jahre 1837 schreibt Hermann Kurz dem Dichter, der „ungeheure“ Schluß des Romans habe ihn erbittert, und er hätte nicht dagegen aufkommen können; jener wirke weltgerichtlich, wie ein zweischneidig Schwert durch Mark und Bein. Ebenso urteilt auch Vischer, und besonders empfindet

es Heise als eine Verirrung Mörikes, daß er seine Lieblinge durch die unerhörtesten Zufälle grausam untergehen lasse und zwar mit Hilfe der dämonischen Welt, „da gewöhnliche Mittel wider die kräftig angelegten Naturen diese vernichtende Macht nicht ausüben könnten“. Daß er seine Personen, obwohl sie so viele Wechselfälle herzhast überwunden hätten, zu Grunde gehen lasse, sei ungerecht und wirke unwahr, so daß uns am Ende „haarsträubendes Grauen“ überfalle. Dafür, daß Mörike daran gedacht hat, hier ändernd einzugreifen, liegen keinerlei Anzeichen vor, und es wäre gewagt, auch nur andeuten zu wollen, wie der Dichter diesen Schluß, der ja in der That infolge der starken Mitwirkung dämonischer Elemente die wahre, zugleich befreiende Tragik nicht aufkommen läßt, sonst hätte gestalten sollen. Daß er die fatalistischen Momente nicht überhaupt tilgen konnte, stand bei ihm fest. „Ich wollte ein dunkles Zimmer bauen,“ äußerte er wohl, „und nun verlangt man, daß ich ein Fenster einsetze.“ Immerhin hat er das Fatalistische zum Teil beseitigt oder doch abgeschwächt. Vorher war die Zigeunerin mehr dämonische Prophetin, jetzt überwiegt ihre Geisteskrankheit.

Kleine Varianten in den beiden Fassungen sind von geringerer Bedeutung. Daß der Pfarrer Amandus den Text auf Jung Volkers Totentafel nicht mehr aus dem Gedächtnis hersagt, sondern aus seinem Taschenbuch abliest, ist gewiß natürlicher; ebenso, daß nicht mehr die Zigeunerin, sondern eine beliebige Schauspielerin auf der Redoute den Nachtwächter darstellt. Die Scene, in der der betrunkene Lörmer mit Gewalt sich an Larkens' Leiche drängen will, hat Mörike wohl, obgleich Vischer sie aufs höchste gelobt hatte, später als zu peinlich empfunden und gestrichen.

In dem dramatischen Zwischenspiel will man eine Verhöhnung des verstorbenen Königs und seiner Freundin finden, von denen der Leser vorher aber noch nichts gehört hat. Das notwendige vorgreifende Moment wird in der zweiten Fassung eingeschaltet, und während ursprünglich das fürstliche Paar den Verfassern eingestandenermaßen wirklich vorgeschwebt hat, bleibt in der endgültigen Gestalt nur die gewöhnlichste Klatschsucht übrig.

Ueberhaupt hat Mörike der Motivierung durch zahlreiche kleine Verzahnungen nachgeholfen. Die Technik ist sehr gebessert. Die einzelnen Teile sind glücklicher komponiert und durch Einführung vordeutender Motive miteinander verknüpft, ohne daß freilich allen Einwänden begegnet wäre. Auch im Personenbestande, in der Besetzung der Nebenrollen und in der Namengebung nimmt Mörike kleine Aenderungen vor. Elisabeth beispielsweise wird zu einer Elsbeth. Einzelne Szenen entfallen ganz, etwa die Turmversammlung nach der Redoute oder die Entlarvung Wispels, der den italienischen Bildhauer spielt. Dafür wird ein späteres Gedicht wie „Neue Liebe“ aufgenommen. Vortrefflich gelungen ist die sprachliche Korrektur, die auch einige der sehr sparsamen Suevismen beseitigt. An äußerem Umfang sind die beiden Fassungen ziemlich gleich.

Ein allgemeines Urtheil über den Wert der beiden Gestalten des Romans wird doch wohl der zweiten den Vorzug geben. Die größere Reife des Dichters und ein lebenslanger vertrauter Umgang mit den Gestalten seiner Phantasie haben es vermocht, das Jugendwerk noch künstlerischer zu runden, ohne seine Originalität in Form und Inhalt zu vergewaltigen. Mit feinem, klärendem Sinn hat er der von Haus aus mehrfach uneinheitlichen Dichtung einen gleichmäßig lebensvollen Glanz geliehen, einen natürlichen Adel, der leidenschaftliche Bewegtheit und stille Einfalt miteinander verknüpft. Die engste Mörike-Gemeinde zieht den Ur-Nolten vor, und wieder anderen mag es gehen wie Röstler mit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“, aus dessen beiden Gestaltungen er sich im Geiste eine dritte zu recht gemacht hat, die die Vorzüge beider miteinander verbindet.

Ganz von selbst drängt sich beim „Maler Nolten“ der Gedanke an den „Grünen Heinrich“ auf. Beide Dichtungen sind zugleich die Haupt- und die Erstlingswerke ihrer Schöpfer, beide enthalten außerordentlich viel Erlebtes. Beide Dichter kamen zum Roman, nachdem sie sich fälschlich für geborene Dramatiker gehalten hatten, um am Ende in der Lyrik und in der Novelle ihren eigensten Boden zu finden. Heinrich See ist Maler wie Nolten, und beide stehen unter einer offen-

baren tragischen Tendenz ihrer Dichter: der „cypressendunkle“ Schluß des „Grünen Heinrich“ entspricht dem weltgerichtlich Düsteren bei Mörike. Und auch in ihrer noch unfertigen Technik, die des episodischen Beiwerks nicht recht Herr wird, gleichen sich die Dichter, die später ihre Schwächen klar erkennend und von der Urfassung gleich schroff sich lössagend, in langwieriger Bemühung sich durchgreifenden Umarbeitungen unterzogen, die nur durch eine kurze Spanne voneinander getrennt erschienen. Der erneuerte „Maler Nolten“ trat, nach schlechtem Buchhändlerbrauch um ein Jahr vordatiert, 1877 an die Öffentlichkeit.

Trotz des großen Erfolgs seines „Maler Nolten“ war Mörike über Art und Richtung seiner Begabung noch nicht im klaren. Noch immer experimentierte er mit Dramenplänen, ohne zu erkennen, daß seine weiche und zarte Natur, die nicht auf energisches Handeln, sondern auf idyllisches Ruhen, nicht auf Breite der Lebensformen, sondern auf Vertiefung in das eigene Gemüt angelegt war, im Boden des Dramas nie und nimmer Wurzel fassen könne. Jahre noch währte es, ehe er, besonders von einsichtigen Freunden aufgeklärt, die Grenzen seines Talents festlegte. Keiner faßte den Dichter richtiger auf als Hermann Kurz, der in einem wichtigen Briefe des Jahres 1838 des Freundes Gaben analysierte und ihre Leistungsfähigkeit logisch ableitete. Mörike, meint er, könne als Dichter wohl bei günstigem Stoff ein gutes Drama schreiben, aber, fährt er fort, „die dramatische Welt ist schwerlich die Deinige. Du bist nicht historisch. Du bist psychologisch“. Ihm mußte die einfache That des Dramas schroff und seine mehr äußerliche Motivierung plump erscheinen. Seiner Richtung entspreche es vielmehr, in die Tiefen der That zu steigen und sie an die feinsten letzten Nerven anzuknüpfen. Kurz erinnert an Goethe, der Schillers Mangel an innerlicher Motivierung gerügt habe, ein Zeichen, daß er selbst eben kein Dramatiker war, der für die äußeren Sinne schaffe. Mörike sei aber Goethe verwandt und nicht Schiller, und hätte er den

„Wallenstein“ geschrieben, so würde er die seltsamsten, überraschendsten Entdeckungen hervorgebracht haben, die aber nicht dramatisch gewesen wären. „Für das, was Historisches in Dir ist, hast Du den Roman, denn Du bedarfst des Verweilens; im Drama würdest Du zu viel Unsichtbares geben und das Sichtbare darüber vernachlässigen.“ Kurz schließt mit der Prophezeiung, Mörike werde seinen höchsten Triumph in einem Roman feiern, vielleicht in einem modernen, der alle Welt entzünde und zu seiner Zeit komme wie Werther zur Wertherischen Zeit. Ganz ähnlich äußerte sich D. Fr. Strauß im Jahre 1845, als Mörike ihm einen dramatischen Plan vortrug: „Der moderne Roman, die Darstellung des Dir zunächst bekannten Menschlichen, gerade in dieser Form ist Deine Stärke.“ Im Prinzip hatten die Freunde recht, und wenn Mörike in der That auf dem Gebiete der objektiven Dichtgattungen das Höchste nicht im Roman, sondern in der Novelle leistete, so hatte das zum guten Teil gewiß äußerliche, physische Gründe, die den ewig leidenden und zaubernden Dichter vor einem umfangreichen Werke zurückschrecken ließen. Der gleich nach dem „Nolten“ unternommene Roman blieb liegen, dagegen entstand zunächst die Erzählung „Miß Jenny Harrower“, die unter der Bezeichnung „Eine Skizze“ in der „Urania“ erschien. Mörike wiederholte sie fünf Jahre später in dem Sammelband „Fris“ als „Lucie Gelmeroth. Novelle“; wie er im Vorwort bemerkt, „deutschen Verhältnissen angeeignet“. Die Aenderungen sind ganz äußerlich und geringfügig und beschränken sich im wesentlichen auf die Namen. Anfangs scheint für den zweiten Druck der Titel „Die geheilte Phantastin“ geplant gewesen zu sein.

Die „Lucie Gelmeroth“ ist stofflich dem „Maler Nolten“ nahe verwandt, nicht aber im Stil. Wieder behandelt Mörike ein pathologisches Problem, doch ohne die romantischen Zuthaten des Romans und ohne den dort herrschenden Subjektivismus. Der Dichter wählt die Form des Herausgebers fremder, hinterlassener Papiere, die ja als einzelnes Stilmittel schon im „Nolten“ zur Anwendung gekommen war. Er zieht sich ganz hinter den deutschen Gelehrten zurück, dessen „noch ungedruckte

Denkwürdigkeiten“ (deren Fortsetzung er vergeblich unter dem Nachlaß gesucht habe) mit peinlicher Genauigkeit veröffentlicht werden. Mörike besleißigt sich in der Novelle der knappsten, oft wenig mehr als ein Skelett der Handlung gebenden Komposition, einer mit der äußeren Motivierung sich nicht aufhaltenden Darstellung und strengerer Objektivität. Der Stil ist wenig individuell, vielmehr zuweilen fast bis zur Trockenheit sachlich und in seiner typischen Art den Novellen der Goetheschen „Wanderjahre“ vergleichbar. In stofflicher Beziehung berührt sich die Erzählung mit der Novellistik Kleists und Hebbels, indem sie ein Problem, das vom Persönlichen nicht mehr allzu weit entfernt ist, mit dem Senfblei einer bohrenden Psychologie bis in seine Tiefe ausmisst und dadurch allein, auf reichen Schmuck der Darstellung verzichtend, wirkt und fesselt. Nur äußerlich streift die Novelle die Kriminalgeschichte, in Wahrheit kommt es ihr rein auf das Seelische des Stoffes an.

Die Schwestern Anna und Lucie Gelmeroth leben als Waisen kümmerlich von ihrer Handarbeit. Da tritt ihnen ein Leutnant nahe, der mit der älteren ein Verhältnis eingeht, um es nach längerer Abwesenheit in brutaler Weise zu lösen. „Es wird behauptet, Anna habe seit einiger Zeit abgenommen, aber nicht, daß irgend jemand sie weniger lebenswürdig gefunden hätte“, berichtet Mörike ganz objektiv und schlicht. Genug, das getäuschte Mädchen wird vom Siechtum rasch dahingerafft. Kurz darauf findet man die Leiche Richard Lüneborgs in einem einsamen Garten vor der Stadt, ohne von dem Mörder eine Spur zu entdecken. Da stellt sich plötzlich die ganz unverdächtige Lucie Gelmeroth dem Gericht mit der freiwilligen Erklärung, den Mörder ihrer armen Schwester getötet zu haben, und verlangt mit einem Pathos, das in einer langen Rede an die Richter nur gar zu altmodisch anmutet, ihre Sühne. Während sie im Untersuchungsgefängnis weilt, besucht gerade ein Freund ihrer Kinderjahre die alte Heimat wieder, erfährt von dem rätselhaften Fall und läßt sich zu ihr führen. Und da nun „erzählte sie“, sagt der Dichter, „was ich dem Leser hiermit nur im kürzesten Umriß

und ohne eine Spur der schönen lebendigen Fülle ihrer eigenen Darstellung mittheilen kann". Man fühlt an dieser Stelle deutlich durch, wie Mörike die Unterströmung seiner schweifenden Phantasie mit Gewalt zurückhält, um nicht aus der Rolle zu fallen, die er sich einmal vorgenommen hat. Kurze Zeit nach Annas Tode sucht die Schwester ein anderer Jugendfreund, Wilkens, auf, der jene vor dem Leutnant geliebt hat, ohne sich indeß zu erklären. Er zerfließt in Thränen über ihr Schicksal, und beim Abschied entschlüpfen Lucie die lebhaften Worte: „Räche die Schwester, wenn du ein Mann bist.“ Sechs Tage darauf wird des Leutnants Leiche gefunden; er ist im ehrlichen Zweikampf mit dem jungen Kaufmann Paul Wilkens gefallen, der unverzüglich abgereist ist. Was nun in Lucie vorgeht, wird vom Dichter meisterhaft entwickelt. Wie der Agnes im „Nolten“ bemächtigt sich ihrer eine hysterische Gefühlsverwirrung. Sie fühlt sich als die eigentliche Mörderin des Leutnants, da sie den ersten entscheidenden Anstoß zu der That gegeben habe. Ihre lebhafteste Einbildungskraft, die sie eine Entdeckung Pauls befürchten läßt, verschwört sich mit ihrem Gewissen, um ihr Tag und Nacht bittere Seelenqualen zu bereiten. Ihre Liebe zu Anna geht dabei in mystische Schwärmerei über, sie glaubt in fühlbarem Verkehr mit ihr zu stehen und führt mit ihr stundenlange nächtliche Gespräche. Sie denkt an Selbstmord, bis die „seltsame Suggestion“ in ihr zur Herrschaft gelangt, Gott wolle sie selbst ihres Lebens in Frieden entlassen, wenn sie es zur Sühnung der Blutschuld opfere. Der Selbstbetrug, daß gerade ihre fanatische Sterbenssehnsucht eben jene Empfindung der Buße und Reue in ihr zum Teil verschlinge, wird vom Dichter aufs feinste dargethan. Haarscharf entwickelt er die Charakteristik Lucie Gelmeroths. Mit schrittweis vorgehender, unwidersprechlicher Logik knüpft er die Fäden, bis das Mädchen am Ende so tief im eigenen Netz verstrickt ist, daß es nicht mehr aus und ein weiß. Auf diesem Punkte angelangt, überläßt sie dem Freunde die Entscheidung, ganz ähnlich wie im Mörike'schen Kreise besonders Bauer die wichtigsten Entschlüsse gern auf andere abwälzt und sich deterministisch einer höheren Bestimmung unterwirft. Aber noch ehe sie

etwas dazu thun kann, wird der Sachverhalt klar gestellt und der Verdacht gegen sie als hinfällig erkannt, ohne daß der Dichter sich die Mühe giebt, diese Wandlung zu motivieren. Im Hause eines Predigers findet ihr gestörtes Innere die nötige zarte Behandlung. Scham vor der Welt und vor sich selbst ob ihrer Lüge machen ihr den ersten Schritt ins Leben zurück sehr schwer, doch findet sie allmählich ihr seelisches Gleichgewicht wieder und folgt nach einigen Jahren dem Erzähler als Gattin in sein Haus.

Wie der „Nolten“ und die meisten größeren Dichtungen Mörikes enthält auch diese Novelle als eine fast den dritten Teil des Raumes füllende episodische Einlage, die für die Dekonomie des Ganzen leicht zu entbehren wäre (wenn sie auch für die Charakteristik Luciens gut ausgenützt wird), eine Schilderung aus dem Jugendleben der Hauptperson. Auch hier wird die Abschweifung sehr wenig vermittelt; der Erzähler muß eine schlaflose Nacht haben, um Zeit zu finden, sich in seine Jugend zurück zu versetzen und den Leser damit bekannt zu machen. Es handelt sich um ein Kinderfestspiel zu Ehren einer Herzogin. Die bunten und lebendigen Bilder, die der Dichter dabei aufrollt, reizen Schwind später zur Illustration. Auch in dieser Episode fesselt Mörikes psychologische Kunst, der ja, wie aus der Frauenseele, so auch aus der Kindesseele am tiefsten schöpft. „Das undurchdringliche Gewebe verkehrter Leidenschaft und feiner Sinnlichkeit, wie sie bereits in Kinderherzen wirkt“, wird bloßgelegt, und Lucie, auf die der Verdacht eines Diebstahls fällt, wird ihrem Spielkameraden durch diesen neuen unheimlichen Charakterzug nur noch interessanter und kommt ihm damit „unglaublich schön und zauberhaft“ vor.

So!de Kurz glaubte dem greisen Dichter Menschenkenntnis absprechen zu müssen. Er mag sich im Leben manchmal in den Maßstäben vergriffen, namentlich in der Liebe den klaren objektiven Blick verleugnet haben, in seiner Dichtung wird man ergreifende menschliche Wahrheit und zwingende Psychologie gewiß nicht vermissen. Der „Maler Nolten“ sichert ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Romans, die

„Lucie Gelmeroth“ einen solchen in der der modernen Novelle. Beide Werke, vor allem die Gestalten der Agnes und der Lucie, bezeugen, daß dem Dichter das Tragische, das er später allerdings in seiner Prosa nie mehr so scharf beleuchtete, durchaus nicht „fremdestes Bereich“ ist. Geht es auch nicht an, Mörikes Dichtung in fest begrenzte Perioden einzuschnüren, so gehören doch diese beiden Dichtungen eng zu einander. Sie bezeichnen eine Vorliebe für das Düstere, die in des Dichters späteren Prosawerken nur vorübergehend wieder auftaucht. Es folgt vielmehr eine Periode der heiteren, meist märchenhaften Erzählung, und erst des Dichters letztes Werk, der „Mozart“, vereinigt diese beiden Elemente zu einem Zusammenklang, der den Höhepunkt seiner Kunst bedeutet.

Fünftes Kapitel.

Der Pfarrer von Cleversulzbach. 1834—1843.

„Hier wohnt der Friede auf der Schwell’.“
Mörike, Der alte Curmbahn.

In einem Brief an Luise Rau erklärt Mörike, es sei ihm ein sonderbares Bedürfnis, die Epochen seines Daseins immer zu registrieren und durch das Bewußtsein abzurunden, ehe er eine neue antrete. Im allgemeinen tritt von diesem Bedürfnis des Dichters wenig zu Tage, wie denn sein stilles und ziemlich gleichmäßiges Lebensbild überhaupt eines scharfen Profils entbehrt. Das Jahr 1834 indessen bedeutet in der That einen tiefen Einschnitt in Mörikes Entwicklung. Die verschiedensten Abschlüsse gehen dem Eintritt in Cleverfulzbach voran. Das unstete, unsichere Vikarleben nimmt ein Ende, und der Dichter tritt in einen festen, abgemessenen Wirkungskreis, in ein selbständiges Amt. Er vollendet das erste Menschenalter, das dreißigste Lebensjahr: der romantisch verträumte Jüngling ist ein fertiger Mann geworden. Auch der Dichter ist ein Fertiger geworden. Der „Maler Nolten“, das Hauptwerk seines Lebens, ist abgeschlossen und hat seines Schöpfers Dichtergaben offen und unwiderleglich dargethan. Das Band, das den Dichter an ein geliebtes Weib knüpfte, ist mit voller Ueberlegung gelöst. Er ist jetzt frei und unabhängig von seiner Vergangenheit; ein neues Feld liegt vor ihm. Er wird Hausherr und Familienoberhaupt, denn Mutter und Schwester ziehen zu ihm als ihrem Versorger.

Im Juni 1834 hielt Mörike seinen Einzug in das etwa 600 Einwohner zählende Dorf Cleverfulzbach und in das Pfarrhaus, das die Bauern mit einem Willkommensschild und einer Eichenguirlande festlich geschmückt hatten. Durch seinen nächsten Vorgesetzten, den Spezial von Neuenstadt, wurde er unter Assistenz einiger Amtsbrüder aus der Nachbarschaft feier-

lich in sein Amt eingeführt, worauf das herkömmliche Investituressen im „Löwen“ folgte.

Das „gehezte Wild“ hatte einen Zufluchtsort gefunden, der sorgenüberhäufte Dichter eine, wenn auch sehr bescheidene Existenz, die ihn aufatmen ließ. Im Anfang freilich zeigte er sich menschenfleh und verschlossen und fand sich nur schwer in die neuen Verhältnisse hinein. Doch dauerte es nicht lange, da hatte er seine Dorfidylle so eng umspinnen mit der anschniegenden Liebe seines weichen Gemüts, daß all seine Poesie dieser Zeit mit Cleverfulzbach innig verwachsen ist. Auch der Dichter fand hier, was er brauchte, denn (so schrieb er im Jahre 1838 an Hermann Kurz): „Ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu sättigen mit unsern eigensten Kräften, dazu bedarf's — weißt Du so gut wie ich — vor allem Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten“. Ein Leben ohne das nannte er einen „Zustand der fliegenden Fäden, wo man bunte Liköre statt echten Weins trinkt“. —

Das Dorf Cleverfulzbach, zum Neckarkreise gehörig, liegt im schwäbischen Unterland abseits der großen Straße, zwischen Neckarsulm und Weinsberg, von denen es je zwei bis drei Wegstunden entfernt ist. Der Charakter der Gegend ist freundliche Milde und stille Lieblichkeit. Niedrige, mit Laub- und Nadelholz in reizvoller Vermischung bewaldete Hügelzüge begrenzen weite Ebenen mit saftigen Wiesen, zwischen denen kleine schmucke Dörfer ausgestreut liegen: eine Landschaft, die für die Idylle so recht geschaffen ist. Unweit von dem gedrungenen Steinbau des Kirchleins mit seinem zugespitzten niedrigen Schieferturm, von dem der berühmte Turmhahn ins Land hinein blinkte, stand und steht noch heute das Pfarrhaus, dicht an der einzigen Straße des Ortes, den man in ein paar Minuten durchschreitet. Gleich der Dorfstraße liegt das Pfarrhaus so tief, daß man, aus dem Flur des zweiten Stockwerks nach hinten hinaus unmittelbar in den Garten tretend, zu ebener Erde sich befindet. Es ist ein weitläufiges, beinahe düsteres Gebäude mit ziemlich großen Zimmern, dessen Gesundheitswidrigkeit dem Dichter sein Dekan beim Konsistorium bescheinigte.

Die Hauptzierde des Gartens bildete die vom Dichter besungene Lieblingsbuche, in die er den Namen seines teuren Hölty eingrub, und deren Krone sich zu einer schattigen Laube wölbte. Eine andere Laube, von einem seltsam verwachsenen Baum gebildet, stand nicht weit vom Hause; Mörke pflegte sie seine grüne Pfarrkutsche zu nennen und viel in ihr zu sitzen. Aus dem Hofe stieg eine Mauer zu dem Gartenplateau herauf. Nach hinten, vom Dorfe abgewandt, öffnete sich auf das freie Feld hinaus jene niedrige, geschwätzte, heut eingegangene Holzgatterthür, die sich mit so melodischem Knarren in ihren Angeln drehend, dem entzückt lauschenden Dichter eine Arie aus Mozarts „Titus“ vorsang. Das ihr gewidmete Gedicht ist übrigens wie der „Alte Turmhahn“ erst aus der sehnstlichen Erinnerung an Cleverfulzbach entstanden. Die Gartenthür findet sich nebst vielen anderen sinnig angedeuteten Beziehungen auf der Zeichnung, die Moriz v. Schwind später von des Dichters Pfarrhaus entwarf, das dieser auch selbst mehrfach gezeichnet hat.

Viel und gern machte sich Mörke in seinem Garten zu schaffen. Eine Zeit lang grub er aus Gesundheitsrückichten täglich so eifrig darin, daß er Blasen in die Hand bekam. Wie Goethe in seinem Garten an der Elm pflanzte er selbst Bäume und betrieb den Gartenbau ganz rationell; das „alte lieb und schmachhafte Gartenbüchlein von Pastor Müllern“ war ihm eine vertraute Lektüre. An Blumen, die der Pfarrer sonntäglich an der Brust seiner Gemeindefinder wieder erkannte, fehlte es nicht. Auch Geißblatt und Jasmin zog er sich und, als ein geistlicher Gutschmecker, allerlei Obst und Gemüse; den Salat, in den sich laut „Pastoralexfahrung“ seine Bauern oft ungebeten mit ihm teilten, und die kräftigen Rettiche, die ihm nach erschlaffender Lektüre als treffliche „Restau-ration“ dienten.

Des Pfarrers Studierstube lag im Obergeschoß unter dem Giebel nach vorn hinaus, von wo das Auge über die Dächer des Dorfes hin an den Linien des waldigen Werrenberges in der Ferne entlang schweift, während von der linken Seite her die blechernen Kreuze des kleinen Kirchhofs herüber glänzen,

der an den Pfarrgarten angrenzt. Wie es in der Studierstube selbst aussah, das berichtet unvergleichlich, wenn auch nicht mit historischer Treue, der „Alte Turmhahn“: Geranien, Akeben und Rattusstöcke am Fenster, das kleine Pult von Nußbaumholz mit Konfordanz, Oblatenschachtel und Amtsfigill, der Armstuhl und der Bücherschrank mit den frommen Schwabenvätern in Leder und Pergament erfüllten das nicht eben große Zimmer mit den geweißten Wänden, zwischen denen „Bücher- und Gelahrtenduft“ sich mit einem „Rüchlein Rauchtabak“ gemüthlich zusammenfand.

Es waren sehr primitive Verhältnisse, in denen der bescheidene Dichter lebte, und oft ging dem einzigen, kleinen Kramladen des Dorfes das Nötigste aus; und doch, wie wohl fühlte sich Mörike hier! Mit vollen Zügen genoß er die schöne Umgebung. Zwar war er durchaus nicht der unermüdlliche Wanderer, als den er poetisch sich selbst geschildert hat, sondern bequem zu Fuß, aber er schlenderte doch sehr viel im Freien herum. Ein Buch in der Tasche durchschweifte er die nächstgelegenen Hügel und Wälder, den Schäferbühl, den Dahenfelder- und den inzwischen verschwundenen Fürstenwald. Bald lagerte er sich „im Weinberg auf der Höhe“ unter dem Kirschbaum, bald auf dem einsamen Waldplätzchen, dessen „Schöne Buche“ er besang, bald unter seiner Lieblingsfichte, wo er in Klopstocks Oden las, oder er erlebte seine „Walddidylle“ „unter die Eiche gestreckt, im jung belaubten Gehölze“.

Das Cleversulzbacher Pfarrhaus war der schwäbischen Dichtung nicht fremd. Ein Vorgänger Mörikes nämlich, der Pfarrer Frankh, war mit Schillers Schwester Luise verheiratet, und mit beiden teilte Schillers Mutter den Aufenthalt in Cleversulzbach. Schon dieser Kreis hatte unter der Buche im Garten den Kaffee getrunken, und die Obstbäume hinter dem Hause waren Kolonisten von der Solitude, wo der alte Major Schiller selbst sie gepflanzt hatte. Im Jahre 1802 war die Dichtermutter hier gestorben und auf dem Dorfkirchhofe begraben worden. Aber kein Stein bezeichnete ihren Hügel, als Mörike die Pfarre bezog, und nur zwei alte Leute wußten

noch von der Frau Majorin zu sagen. Noch im Jahre seiner Ankunft nahm sich Mörike des verwahrlosten Grabes an. Er ließ den Hügel erneuern und mit Gras und Blumen bekleiden; und als er gerade ein vier Schuh hohes, starkes Steinkreuz, das vor hundert Jahren wohl für die Frau eines Geistlichen gesetzt worden war, in einem Winkel fand, verpflanzte er es nach eingeholter Erlaubnis der Behörde auf jenes Grab. Vorher meißelte er eigenhändig die Worte „Schillers Mutter“ in das Kreuz, und zwar war der handfertige Mann mit seiner Arbeit so wohl zufrieden, daß er meinte, jeder Steinmetz würde sich mit Vergnügen dazu bekennen. Er krönte sein pietätvolles Thun durch das schöne Gedicht „Auf das Grab von Schillers Mutter“; auch ließ er seine Zeichnung ihres Sterbehauses in Steindruck erscheinen. Luise Frankh, der er von dem Geschehenen Anzeige machte, dankte ihm auf das wärmste, sprach ihm zugleich ihr großes Interesse am „Maler Nolten“ aus und lud ihn und seine Mutter nach Möckmühl, wo sie ihren Witwensitz hatte.

„Das Haus, die Heimat, die Beschränkung“, das war, wie für Theodor Fontane, auch für Mörike sein Glück und seine Welt. Hier im beschaulichen Stillleben taute er ganz auf, hier zog er nach und nach alle Register seines Inneren, die nach außen hin meist nur einzeln vernehmbar wurden. Mit der herzlichsten Liebe dankte er es Mutter und Schwester, daß sie sein Leben mit ihm teilten, es ihm verschönten. Der rührend unpraktische Dichter konnte, wie er in einem Briefe versichert, ohne weibliche Hilfe nicht existieren und kam sich schon wie verraten und verkauft vor, wenn eine nur stundenlange Abwesenheit Klärchens ihn seiner häuslichen Unbeholfenheit überließ; er schildert einmal sein sorgenvolles Mühen, ein Ofenfeuerchen anzuzünden und eine Tasse Kaffee zu brauen. So ließ sich der von Haus aus schon bequeme Mann immer mehr verwöhnen. Halbe Vormittage konnte er im Bette zubringen, nicht weil er unpäßlich war, sondern gerade weil er sich so recht wohl fühlte, und im Bett glückte ihm wie dem jungen Uhland oder wie seinem geliebten Mozart mancher künstlerische Wurf. Die Abendstunden im engsten Kreise waren ihm die liebsten. Da

saß er mit den Frauen am runden Familientisch und las, die treue Pfeife im Munde, während jene Mohn klopften oder Klärchen die Spindel schnurren ließ, gern in den Hallischen Jahrbüchern, ab und zu einen Brocken ins Gespräch werfend. Auch ein Klavier stand in Cleverfulzbach, wenngleich es über und über verstimmt war; doch mußte die Schwester es oftmals öffnen, um ihren bescheidenen Gesang zu begleiten.

Stets wollte der Dichter, darin Gottfried Keller und Adalbert Stifter ähnlich, beim Gespräch für seine äußerst geschickten Finger etwas zu basteln haben. Wie er am Grabkreuz von Schillers Mutter Steinmetzarbeit verrichtete und als Bräutigam selbst dem Goldschmied das Muster des Ringes für Luise entworfen hatte, so gravierte er sich ein Siegel in Silber oder er schnitzte, äußerlich spielend und scheinbar ganz in seine Arbeit vertieft, innerlich aber poetische Fäden ausspinnend, aus einem gewöhnlichen Stück Perlmutter ein zierliches Heft oder aus Holz die kunstvollsten Federhalter, womit er dann Nahestehende beschenkte. Er präparierte ein Stück Baumrinde, um der Mutter ein paar Verse darauf zu schreiben, oder um einen Horazkopf daraus zu schneiden, den er alsdann in ein feines Kästchen klebte. Jeder Zettel, der ihm unter die Hände kam (und wir besitzen deren Hunderte), wurde augenblicklich mit einer raschen Zeichnung versehen, meist von komischer, immer von charakteristischer Art. Eine Karte von Palästina, die Mörike kopiert hat, sieht wie gestochen aus. Auch kalligraphische Künsteleien pflegte er sehr und konnte tagelang an einem artigen Blatt arbeiten, das irgend einen Glückwunsch tragen sollte. Das Wort des Plinius „Rerum natura nusquam magis quam in minimis tota est“, das er einmal auf dem Titelblatt eines alten Insektenbuches fand und zum Motto für Karl Mayers Gedichte nahm, war ihm so recht aus der Seele gesprochen. Freunde wie Wischer sahen schein zu des Dichters Basteleien, die ihm die beste Zeit fortnahmen. Talent verpflichte zum Fleiß, soll Wischer später geäußert haben, und ein festes Amt, etwa bei der Post, wäre für Mörike besser gewesen; er hätte sich dann nach den langweiligen Geschäften zur Poesie geflüchtet und viel mehr pro-

duziert; immer Zeit haben, taue einmal nichts. Sollte Wischer sich wirklich so ausgesprochen haben, so hätte er des Freundes Art nicht recht erkannt: Mörike wäre nicht Mörike ohne diese stillvergnügte Indolenz, aus der der Idylliker seine Nahrung zog. Eine Arbeitskraft, die im Verwaltungsbetriebe nützlich hätte verwandt werden können, besaß er durchaus nicht. In einer angestregten Beamtenthätigkeit wäre er zweifellos früh zu Grunde gegangen; so war in dieser Hinsicht der Beruf des Landpfarrers für ihn der geeignetste. Der geringste Zwang ängstigte und bedrückte ihn; nach Zufall und Neigung bald hier bald da Hand anzulegen, das war seine Art. Auch in der Wirtschaft gelang es ihm so, sich nützlich zu machen. Das eine Mal versuchte er sich als Lichtgießer, das andere Mal zimmerte er einen Meißenschlag oder bewährte sein außerordentliches Talent, Tintenflecke zu entfernen. Dabei war er ein richtiger Topfgucker, der die Nase in alles steckte. Reizend erzählt er, wie er in Sonthem Frau Strauß beim Sträubleinbacken half, wo man zu fünfen um den Herd herum stand, die „Perfekte Köchin“ in der Hand. Er schrieb selbst Kochrezepte und begleitete sie mit niedlichen Gelegenheitsversen, ja im Jahre 1855 veröffentlichte er in einer Zeitschrift für Kochkunst ein langes poetisches Rezept zu „Frankfurter Brenten“.

In seiner Liebe zum Kleinen war Mörike zeitlebens das Ideal eines Sammlers. Auch Goethe war der eifrigste Sammler, aber seiner naturgeschichtlichen Einsicht, seinem historischen Weitblick war das Einzelne nur das Glied einer großen Kette; Mörike beschränkte sich auf die Freude am Einzelnen oder, um mit Sulpiz Boisserée zu sprechen, auf die Andacht zum Unbedeutenden. Mit größerem historischem Verständnis als naturgeschichtliche Dinge sammelte er Autographen, deren er in seinem Leben viele zusammenbrachte. Er konnte Goethesche Schülerarbeiten und Altersbriefe, von Schiller ein Brouillon zum „Tell“ und ein Heinesches Blatt aufweisen. Viel Handschriftliches besaß er — zum Teil durch Waiblinger — von Hölderlin, namentlich aus dessen Wahnsinnsperiode, doch auch eine Fassung der Ode „An Heidelberg“. Manches davon

gab er später heraus, wobei er es sich nicht ver sagte, kleine Aenderungen vorzunehmen. Auch in der Schiller-Philologie gebührt ihm ein Plätzchen. Er kaufte nämlich eine Anzahl Schiller'scher Familienbriefe aus dem Nachlaß der inzwischen verstorbenen Luise Frankh für den Schweizerbart'schen Verlag an und gab sie im zweiten Bande der 1839 daselbst erschienenen Voass'schen „Nachträge zu Schillers sämtlichen Werken“ mit einem kurzen Vorwort heraus; das in Holzschnitt beigegebene Familienwappen Schillers wurde dazu von Mörike nach dem schwarzen Siegel eines nach Cleversulzbach gerichteten Schreibens gezeichnet. Auch zu harmloser Täuschung benutzte der Dichter seine Geschicklichkeit und erfreute Hartlaub einmal durch die getreueste Nachahmung eines Beethoven'schen Faksimiles.

In Mörikes Idylle durften natürlich die Haustiere nicht fehlen; sie gehören zu ihm so unabweislich wie zu Ludwig Richters Bildern. Wieder spazierte ein Star in seiner Stube herum, und Mitteilungen wie „Ich unterhalte mich viel mit der Kaze“ oder Grüße an sie und den Hund sind in des Dichters Briefen nicht selten. Namentlich Joli, der Seiden-spitz, war ein wichtiger Hausgenosse, den Mörike durch Gelegenheitsverse und Zeichnungen ehrte, und dem er sogar ein Geburtstagsgedicht für Klärchen ins Maul legte. Aber Joli war undankbar und fühlte sich, wie der Dichter eifersüchtig bemerkte, zur Schwester mehr hingezogen als zu ihm. Deshalb sagte er sich am Ende von dem Ungetreuen unter grotestem Zeremoniell los, was ein „Musterkärtchen“ für Hartlaub beschreibt: „Ich stellte zu mehrerer Feierlichkeit zwei brennende Lichter auf den Tisch, nahm den Hund auf den Arm, hielt eine kleine Anrede, worinnen ihm bedeutet ward, daß er, der bis daher zweien gefolget, nunmehr, wie ich dieses eine Licht auslösche, mich fürder nicht als seinen Herrn mehr zu betrachten, sondern der Schwester zu gehorchen habe, daß ich jedoch Azung und Steuer wie bisher zu prästieren übernehmen, etwaige Kalfaktereien aber, die er künftig zu meinen Gunsten üben möchte, auf keine Weise acceptieren werde u. s. w., worauf das Damus, Donamus, Tradimus in bester Form er-

folgte." Im Jahre 1842 wurde Joli zum großen Kummer der Geschwister von einem Jäger erschossen.

Eine Art Haustier, wenn auch ein totes, aber höchst symbolisches, war der alte ausgediente Turmhahn von Cleverfulzbach, den Mörike nach einer Kirchenreparatur im Jahre 1840 vor des Meister Hufschmieds Hütte liegen fand und als alten Kirchendiener pietätvoll in Pension nahm. Er wies dem schwarz gewordenen flachen Eisenvogel mit den kreisrunden Schweiffedern, den heute das Weimarer Goethe- und Schillerarchiv bewahrt, einen Ruheplatz auf dem Scheunendach an, wie es eine Mörikesche Zeichnung sehen läßt. Ein erstes Gedicht auf ihn, das im Mai 1840 an Hartlaub geschickt wurde, und erst zweiundzwanzig Verse zählt, läßt ihn seine prächtigen Beobachtungen nur im Freien anstellen und endet mit den Versen: „Ich, auf des Pfarrers Taubenschlag, Beschließ' in Frieden meine Tag“; es wurde nicht veröffentlicht. Nach einer schweren Gewitternacht holte man den Turmhahn vom Scheunendach (in dessen Giebel wahrscheinlich die Tauben hausten) herunter und nahm ihn in die Stube. Er machte fortan alle Umzüge des Dichters mit und wich nicht aus seiner Nähe. Zu Mergentheim, im Jahre 1845, nahm Mörike die Idylle von neuem vor. Er förderte sie nur um wenige Verse: in ihnen bringt er den Ofen hinein, weshalb der Taubenschlag beseitigt werden mußte. Diese veränderte Situation gab das fruchtbare neue Motiv her, das Mörike seinem stark erweiterten Gedicht in der endgültigen Fassung vom Jahre 1852 zu Grunde legte: der Turmhahn ist ein Hausgenosse geworden und schildert das Treiben im Hause. Und in dieser Fassung sehnt er sich am Ende auf den Taubenschlag hinaus; daß er dort schon einmal gestanden hat, wird nicht bemerkt. Auf dem Ofen hat er sich in Wahrheit niemals befunden; das ist nur eine sehr glückliche Erfindung des Dichters. Dieser machte die Idylle zuerst 1852 im „Kunst- und Unterhaltungsblatt für Stadt und Land“, sowie 1853 in Hartmanns „Evangelischem Kirchen- und Schulblatt“ bekannt. Dann ging sie in die dritte Auflage der Gedichte über als deren Hauptzierde. Sie wurde zum berühmtesten Gedicht

Mörkes, der noch heut mit ungerechter Einseitigkeit vielfach nur als der Dichter des „Alten Turmhahns“ bezeichnet wird. Theodor Storm fand das Gedicht „über alle Maßen schön“: diese warme, unmittelbare Lebhaftigkeit sei für ihn das A und O der Poesie. Sehr viel zur Verbreitung der Idylle trug des seelenverwandten Ludwig Richter lebenswürdige Illustration im dritten Hefte „Beschauliches und Erbauliches“ bei. Seiner großen Beliebtheit wegen ließ Mörke später den Turmhahn photographieren und verschenkte ihn im Bilde vielfach an gute Bekannte.

Der „Alte Turmhahn“ hat den Dichter mit der Gloriette eines Idealpfarrers geschmückt, der er doch nur mit Beschränkung war. Wirkte er als Pfarrer segensreich, so gebührt das Verdienst mehr dem Menschen als dem Geistlichen. Jedenfalls lebte er vortrefflich mit seiner kleinen Gemeinde, der er ein treuer Hirt und Seelsorger und ein Vorbild christlicher Nächstenliebe war. Schlicht und herzlich führte er sich bei ihr ein mit der kleinen, mehrfach herangezogenen autobiographischen Skizze, die er seiner Antrittspredigt anfügte. „Zu meiner Investitur als Pfarrer in Cleversulzbach, im Juli 1834 geschrieben“, ist sie in dem verbliebenen blauen Heftchen betitelt, das sich erhalten hat. In bescheidenen, auf sein bürgerliches Publikum möglichst berechneten Worten zieht Mörke in dieser Skizze die Summe seiner Existenz und gedenkt mit rührender Dankbarkeit aller derer, die in seinem Bildungsgang eine Rolle gespielt haben. Daß er seine Gewissenskämpfe verschweigt, begreift sich von selbst. Diese zutrauliche Herablassung verfehlte nicht ihren Zweck. Mörke erwarb sich allgemeine Beliebtheit. Seine Predigten, von denen uns leider keine erhalten zu sein scheint, wirkten, wenn ihm nicht häufige Kongestionen den Kopf benahmen, in ihrer schlichten Faßlichkeit und kindlichen Herzlichkeit, von des Dichters Rednergabe und seinem sympathischen, wandlungsfähigen Organ getragen, wahrhaft erbaulich. Vor allem war er in seiner Zuneigung für die Kleinen auch der rechte Mann dazu, eine geeignete Kinderlehre abzuhalten. Er, der den echten Erzähler- und Märchenton so ausgezeichnet beherrschte, vermochte den jungen Gemütern

die biblischen Geschichten so nahe zu bringen, daß jene, wie ein Freund des Dichters sich ausdrückt, das Rauschen der Palmen in Palästina zu vernehmen glaubten.

Mehr als in der Kirche wirkte er im täglichen Verkehr auf seine Bauern. Er war leutselig mit jedermann und immer bereit zu Rat und That. „Ach, seine himmlische Güte und freundliche Herablassung zu den Armen, Niedrigen, Verachteten!“ so gedenkt Hartlaub des Freundes in dieser Periode noch vierzig Jahre später. Selbst der schwäbischen Mundart viel sich bedienend, stand Mörike mit seinen dörflichen Gemeindefindern auf dem vertrautesten Fuße. Er nahm ebenso gern die Einladung zu einer Schüssel Milch bei geringen Leuten an, wie er seinerseits mit milder Hand die Armen speiste. Einen wackeren Greis erfreute und ehrte er einmal durch ein Geburtstagsgedicht, das er „dem lieben Altvater“ im Namen der Enkel als „sein aufrichtiger Freund“ widmete. Weniger Erfolg hatte er bei seiner Gemeinde, wenn er sie für J. P. Hebel und die Dialektdichtung zu gewinnen suchte: „Sieh, Klärchen, was die Leute für Strohköpfe hinhängen!“ äußerte er einst zu seiner Schwester, als er nach feuriger Vorlesung des „Karfunkels“ in die verdutzten Gesichter seiner Bauern sah. Die guten Cleversulzbacher ahnten nicht, was sie an ihrem Pfarrer besaßen, und oft genug mögen sie sich angestoßen und miteinander getuschelt haben, wenn in dem hochwürdigen Herrn der Poet herauschaute, wenn er traumverloren sich im Walde umhertrieb und Namen in die Bäume rihte. Bei Verhandlungen über eheliche Zwistigkeiten oder Burschenhändel, bei Fällen von nächtlichem Zechen über die Polizeistunde hinaus und dergleichen zeigte sich Mörike nach Ausweis der Kirchenkonventsprotokolle als ein verständiger, maßvoller Beurteiler, der bei allem Ernst und bei aller amtlichen Knappheit doch ein freundliches Wohlwollen durchblicken ließ. Das gute Einvernehmen wurde auch nicht ernstlich gestört, als die Cleversulzbacher einmal, gereizt durch den Befehl der Regierung, einen Gemeindebackofen zu errichten, sich des Aufruhrs schuldig machten, der ein Strafverfahren zur Folge hatte.

Mörke hat sich oft der Faulheit beschuldigen lassen müssen: er sei halt immer ein „faul's Luder“ gewesen, urteilte später einer seiner Amtsbrüder. Nun ist es ja unbedingt richtig, „schwerer Dienste tägliche Bewahrung“ war nicht Mörkes Sache, und er leistete im Berufsleben, rein äußerlich betrachtet, so wenig wie als Poet, denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Masse des dichterischen Ertrages dieses mehr als siebenzigjährigen Lebens äußerst gering ist. Aber die Art seines Schaffens verbot von selbst ein In-die-Breite-Gehen. „Nur nichts forcieren,“ das war sein ständiges Wort. Diese ängstliche Bescheiden, dieses sorgliche Ablehnen alles Fernerliegenden war der Egoismus des Selbsterhaltungstriebes, und mehrfach betonte Mörke zum Beispiel Hartlaub gegenüber, daß das, was er poetische Apathie nenne, von Faulheit ganz gewiß zu unterscheiden sei. Er war eben eine völlig andere Natur als etwa der überaus fleißige Schwab, der als geborener Festdichter nie versagte. Wohl hat es oft den Anschein, als verträble Mörke seine Tage, ja als vegetiere er nur in seinem Dorfasyl. Aber stetig wuchs in ihm der innere Mensch, und endlich erschlossen sich doch von selbst alle Knospen. Auf keinen paßt das Geibelsche Wort mehr als auf Mörke:

Ein Dichter darf schon auszurufen wagen,
Denn auch sein Müßiggang ist reich an Früchten.

Ferner ist solchen Beschuldigungen gegenüber stets Mörkes schwache Gesundheit in Betracht zu ziehen. Es wurde mit seinem schon so früh hervortretenden Leiden immer schlechter. Freilich scheint es, daß seine widerstandsschwache Natur sich sehr vergrößert hatte. Seine feinen Nerven empfanden auch eine geringe Unbehaglichkeit als Schmerz. Er war oft mehr subjektiv als objektiv krank, aber daß er sich eben krank fühlte, giebt am Ende doch den Ausschlag. Selten hat der anfällige Mann, der von der „Tücke des Objekts“ so gut ein Lied zu singen wußte wie Wischer, sich leiblich ganz wohl gefühlt. Jahr für Jahr gingen denn auch unter beigefügten Attesten des Amtsarztes Dr. Elsäßer an das Konsistorium Urlaubsgesuche, die stets befürwortet und genehmigt wurden,

meist unter Beifügung einer erbetenen Gratifikation zum Gebrauch benachbarter Kurorte. Schon im Sommer 1836 bezeugte der Arzt dem erst zweiunddreißigjährigen Dichter „wiederholte Anfälle von Rückenmarkschlagfluß, die eine Schwäche und Reizbarkeit des Unterleibs und Herzens zurückließen, welche ihn den ganzen Winter ans Bett bannten.“ Das klingt gewiß sehr gefährlich; aber einmal weiß man ja, wie solche Atteste oft gefaßt werden, und dann griffen die Ärzte damals häufig zu so ernsthaften Diagnosen, weil ihnen der volle Begriff der Nervosität im Grunde noch fehlte. Jedenfalls war Mörike in den dreißiger Jahren mehrmals bedenklich leidend und arbeitsunfähig. Namentlich im Jahre 1837 glaubte er schon mit dem Leben abschließen zu müssen, doch ward ihm Genesung zu teil, der er herrliche Verse geweiht hat.

Damals schrieb er an Hermann Kurz, daß er, was den Sakristeigeruch anbetreffe, leider mit Sir John bekennen müsse: „Ich weiß nicht mehr, wie das Inwendige einer Kirche aussieht“, und an Vischer: „Was mein Verhältnis zu der Poesie betrifft, so ist's für jetzt eigentlich nur die Sehnsucht eines Liebhabers zur Liebsten, der sich Diät halber enthalten muß. Ich darf mich nicht, auch nur auf eine Stunde, mit ganzer Seele hingeben.“ Der dem Dichter sehr wohlgesinnte Dekan setzte es durch, daß Mörike oft auf Monate beurlaubt wurde und regelmäßig seine 40 Gulden zum Kurgebrauch erhielt. Seine Kränklichkeit war auch der Hauptgrund, daß Mörike sich schon von seinem zweiten Amtsjahr ab meistens einen Vikar hielt, für den er von Halbjahr zu Halbjahr einen „gnädigen Beitrag“ von weiteren 40 Gulden bezog, und dem er nach und nach fast alle Geschäfte überließ. Ebenso kam er seines Leidens wegen im Jahre 1839 um Enthebung von dem Beförderungsexamen ein, einer sehr bedenklichen Einrichtung, der sich bis 1848 die bereits jahrelang amtierenden Pfarrer unterwerfen mußten, um weiter zu kommen. Der Dekan befürwortete Mörikes Gesuch auf das wärmste und versicherte, dieser sei als „ein Mann von Talent, Geist und Nachdenken“ auch ohnedies einer besseren Stelle würdig. Und auf eine besser besoldete Pfarrei hoffte der Dichter um so mehr, als er im

Geheimen Rat v. Kerner, in dem berühmten Theologen Baur und in seinem Freunde Hardegg, der es bereits zum königlichen Hofmedikus gebracht hatte, warme Gönner besaß. Doch es wurde nichts daraus; konnte doch Mörike nicht einmal seine kleine Stelle voll versehen. Das Predigen wurde ihm schwer, denn auf der Kanzel überkamen ihn Angstgefühle. Er mußte sich daher sehr oft vertreten lassen, nicht nur durch seinen Vikar, sondern auch durch befreundete Pfarrer von nah und fern, von Hartlaub in Bermuthshausen, Schmidlin in Bürg, Wolf in Rinderfeld, Helfer Hartmann in Neuenstadt. Dadurch wurde Mörike immer bequemer und seinem Beruf immer fremder. So ließ er die Freunde wohl sonntags in seiner Kirche für ihn predigen, während er selbst vergnüglich lauschend draußen unter dem geöffneten Kirchenfenster im Rasen lag. Und auch wenn er selbst seinen Mann stehen mußte, machte er sich das Leben leicht, wie er sich einmal von Hartlaub für die Sonntage von Ostern an ein Duzend seiner Predigten schicken ließ.

Mörikes Amtszeit fiel in eine der erregtesten Perioden in der Geschichte der protestantischen Theologie; während seines Cleverfulzbacher Idylls spielten sich die gewaltigsten religiösen Kämpfe des Jahrhunderts ab. Der Rationalismus und der spekulative Supranaturalismus, die Hegelianer und die Anhänger Schleiermachers lagen damals in erbitterter Fehde. Der süddeutsche Pietismus trieb seine abenteuerlichste Blüte; hatte doch das Haupt der Chiliaften, der gelehrte Prälat Bengel, für das Jahr 1836 das Weltende in sichere Aussicht gestellt. Vorher aber zog diese krankhafte Richtung, Seite an Seite mit der norddeutschen Orthodogie eines Hengstenberg, gegen den leibhaftigen Antichrist zu Felde, und diese furchtbare Gestalt war, wie eine kabbalistische Beweisführung allem Volke kundthat, niemand anders als Mörikes guter Freund David Friedrich Strauß. Im Jahre 1835 erschien des Tübinger Repetenten „Leben Jesu“, das seinen Verfasser mit einem Schlage zur europäischen Berühmtheit machte und die gesamte theologische Welt in eine Aufregung versetzte, wie sie seit den Wolfenbüttler Fragmenten und Lessings Streitschriften nicht

wieder dagewesen war. Die Wirkung war ungeheuer, und im Nu wuchs eine ganze Litteratur leidenschaftlichster Polemik gegen den großen Reher aus dem Boden, an der besonders stark Mörikes Universitätslehrer Steudel und sein Stiftsgenosse Wilhelm Hoffmann arbeiteten. Strauß antwortete mit einer indirekten Aufforderung zum Austritt aus dem Kirchendienst, womit er seinen zweiten Band beschloß. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch Deutschland, jeder ergriff Partei — Mörike nicht, öffentlich schon gar nicht. Strauß erhielt den Ruf an die Universität Zürich, mußte aber pensioniert werden, noch ehe er sein Amt angetreten hatte, da infolge seiner Berufung eine gefährliche Revolution ausbrach. In Mörikes Briefwechseln fanden diese außerordentlichen Ereignisse, die sowohl den Theologen wie den Freund angingen, kaum einen Niederschlag. Er war viel zu wenig orthodox, um sich zum Zionswächter zu eignen, er war aber andererseits zu sehr von Schelling beeinflusst, um jener allzu kritisch-nüchternen und rein negierenden Richtung irgend welchen Geschmack abgewinnen zu können.

Ein Bekenner war er, der Nachkomme Luthers, in keiner Weise. So wenig er auf das Dogma der eigenen Konfession eingeschworen war, so sehr übte er anderen gegenüber milde Toleranz. Ja er verbarg nicht einmal eine echt romantische Hineigung zum Katholizismus. Im Jahre 1841 schrieb er an Karl Mayer: „Seit drei Monaten bewohne ich ein oberes bisher nur wenig benütztes Zimmer mit geweißten Wänden, das ich im altertümlichen Geschmack einrichtete, indem ich allen alten Vafel unseres Hauses mit Hilfe meiner Schwester zusammenschleppte (worunter aber doch ein Kreuzifix von feiner Holzschnittarbeit, 1¼ Spanne hoch, aus einer Schweizer Kirche, den Anblick verlohnt).“ Die Stube wurde zu einer richtigen katholischen Kapelle; sie bekam noch einen Altar mit darüber hangender Lampe und einen kleinen weihrauchduftigen Reliquienschrein mit geringen Resten von Heiligen. Als die von ihrem Werke hoch entzückten Geschwister die Mutter hineinführten, meinte diese: „Es ist schön, aber katholisch, schwärmerisch!“ Ein Konvertit zu werden, lag dem Dichter völlig fern; so weit hatte es keine Gefahr.

Er handelte ganz naiv und kindlich harmlos aus reiner poetischer Freude an den ästhetischen Formen der anderen Kirche; natürlich hätte er als Geistlicher solche bedenklichen Spielereien unterlassen müssen. Aber schließlich war er ja Geistlicher wider Willen, so sehr er sich und anderen gern einredete, er habe sich mit seinem Amte ganz ausgesöhnt. Das rein Menschliche seines Berufes wuchs ihm wohl mit der Zeit ans Herz, aber das Dogmatische blieb ihm peinlich. Sich gar in religiöse Spitzfindigkeiten einzulassen, dazu war er viel zu beschaulich angelegt. Er spielte daher auch im theologischen Kränzchen der Pfarrer seines Dekanats das schwarze Schaf. Wenn man da über Steudels Dogmatik disputierte, fand Mörike meist Ausflüchte, um fern bleiben zu können, und er hat eine solche Sitzung ohne ihn in einem Gedicht „Die sechs oder sieben Weisen im Unterland“ mit drastischer Komik persifliert.

Mannigfachen Verdruß hatte er mit den wechselnden Vikaren. Der eine zeigte trotz seiner Jugend etwas Salbungsvolles und Zelotisches, wie es der Dichter gar nicht vertragen konnte; ein anderer wollte gar ihn selbst bekehren, ein dritter spielte auf der Kanzel den eleganten, wohlredenden „Sehrmann“, so daß Mörike seinem Unmut in wenig schmeichelfaften, aber ergötzlichen Versimprovisationen und Zeichnungen Luft machte. Satirische Strophen gegen theologische Eiferer, gegen Pietisten und Rationalisten fanden nur in die erste Ausgabe seiner Gedichte Eingang, um von der zweiten ab zu verschwinden. Eigentlich religiöse Gedichte hat er nicht verfaßt. Sein Kollege Karl Gerok war viel frommer als er, blickte aber mit inniger Bewunderung und Liebe zu ihm als dem bei weitem Größeren empor.

Wäre Mörike ein schlechter Pfarrer gewesen, wir dürften es ihm nicht allzu schwer anrechnen, denn nur die Not hatte ihn ja in das Amt getrieben; und schließlich danken wir ihm für jede nicht gehaltene Durchschnittspredigt, die uns vielleicht ein außerordentliches Gedicht gekostet hätte. Aber Mörike war kein schlechter Pfarrer. Wohl war er in erster Linie Dichter, aber wenn auch sein wahres Glaubensbekenntnis kaum viel anders lautete als das des von Gretchen katechisierten

Faust, ein frommer Mensch war er deshalb doch. Zeit seines Lebens war er ein echter, innerlicher Christ im Sinne des Schleiermacherschen schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls. Seine seelsorgerische Thätigkeit hatte den besten Erfolg, und seine Personalakten im Konsistorium wissen nur Gutes zu berichten. Er fühlte sich auch durchaus niemals unglücklich als Pfarrer, höchstens zu Zeiten unbehaglich.

Er war kein Mann der unerbittlichen Konsequenz und kein Grübler; er suchte sich mit den Verhältnissen abzufinden. Er konnte Strauß, mit dem der Verkehr keine Aenderung erfuhr, seiner „fortdauernden Neigung zum Christentum“ versichern. Sehr oft sehnte er sich später nach seinem aufgegebenen Amte zurück, immer blieb er ein gläubiger Empfänger des Abendmahls und ein frommer Kirchgänger, der, wenn es eine Abhaltung gab, von Frau oder Schwester sich wenigstens eine gedruckte Predigt vorlesen ließ; das Tischgebet fehlte in seinem Hause nie, und noch in seinen letzten Lebensjahren sprach Mörike öfters den Wunsch aus, wieder einmal predigen zu können.

So hielt sich der Dichter in großer Zurückgezogenheit. Die treue Mutter und das gute Klärchen hielten ihm sorglich Haus und schufen ihm alle Behaglichkeit. Mit unveränderlicher Liebe und Zärtlichkeit dankte er es ihnen. Es war ein traulich enger Kreis, in dem seine poetische Neigung, seine heitere Laune immer neue Nahrung fand. Alles, was in dieser Idylle vorging, begleitete er mit hübschen Gelegenheitsversen und lustigen Zeichnungen. Zur Mutter war sein Verhältnis so zart und innig, daß er sie nicht persönlich in seine Dichtung einführte, so wenig wie Uhland die seine. Mörike widmete seiner Mutter nur zwei Distichenreihen, und als er sie an Hartlaub sandte, bat er ihn damit zurückzuhalten, da die Mutter noch nichts davon wisse. Es heißt da:

Siehe, von allen den Liebern nicht eines gilt dir, o Mutter!

Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.

Ein noch ungesungenes Lied ruhest du mir im Busen,

Reinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,

Wenn sich das Herz unmutig der Welt abwendet und einsam

Seines himmlischen Teils bleibenden Frieden bedenkt.

Immer nahm er die manchmal Verkannte in Schutz. Als sie im Jahre 1841 eine Brustfellentzündung dahinraffte, war er völlig fassungslos. Es schien ihm unmöglich, in Cleverfulzbach fortzuleben, wo alles von ihrer früheren Gegenwart zeugte; beim Anblick des kleinsten Geräts, das sie täglich berührt hatte, ging ihm ein Stich durchs Herz. Selbst ihr die Leichenrede zu halten, dazu war er nicht im Stande. War er doch nicht einmal bei ihrem Tode zugegen gewesen, sondern hatte Klärchen sogar gebeten, ihm das Ableben der Teuren nur allmählich beizubringen!

Die Schwester war es einzig, die ihn aufrecht erhielt: „Ich habe alles in Klärchens Herz ausgeschüttet,“ schrieb er an Hartlaub. Mörikes Mutter wurde unmittelbar neben der Schillers bestattet; zwei gleiche Kreuze, zwischen denen, nach hinten gerückt, ein kleiner Obelisk steht, bezeichnen die Ruhestätte der beiden Dichtermütter, die ein gemeinsames Gitter umfriedigt.

So blieb dem Dichter denn nur Klärchen, die zwölf Jahre jüngere Schwester, deren einfach ruhiges, in sich geschlossenes und dabei heiter offenes Wesen ihm so wohlthat. Ihr kindliches „Morgenangesicht“ mit den blonden Haaren, ihre unbefangene Reinheit, ihre schelmische Laune hat er oft besungen in herzlicher Bruderliebe. Zeitlebens war sie eine hübsche, freundliche Erscheinung mit hellen Augen und rosigem Antlitz, ein wenig zu behäbiger Fülle neigend. Noch heut erfreut sie sich des höchsten Greisenalters in körperlicher Rüstigkeit und seltener geistiger Frische. Sie ersetzte dem weltunerfahrenen, menschen scheuen Manne Mutter und Gattin und blieb bei ihm bis an seinen Tod. Der Bruder war und ist der Mittelpunkt ihres Lebens. Ihm zuliebe verzichtete sie auf eigenes Eheglück, das man ihr mehrmals bot. Mörike fürchtete zuweilen, sie bringe ihm damit ein Opfer, und versicherte Hartlaub, er werde ihr, so schwer es ihn ankomme, niemals im Wege stehen. Ihre stille, gleichmäßige Sorgfalt war ihm unerseßlich, seinen Hausstrost nannte er sie, die nach außen hin, dem Leben gegenüber, in ihrer arbeitsamen Tüchtigkeit und Umsicht der beste Kamerad des kindlich naiven Bruders war. Sie spielt in

seinem Leben die Rolle von Kerners Rikela. War sie vielleicht auch weniger innerlich als die verstorbene Luise, so verstand und schätzte sie doch auch vollauf den Dichter in ihm, dessen beste Kennerin und Auslegerin sie noch heute ist. Alle seine frohen und trüben Erfahrungen teilte sie mit ihm, in dessen tiefste Eigenart sie sich einlebte wie keine zweite. Und nie wieder öffnete er sein Innerstes so völlig einem Menschen wie ihr. Der 10. Dezember, ihr Geburtstag, war ein Hauptfest im Jahre, dem Mörike zahlreiche gereimte Wünsche widmete, und auch zu zahllosen heiteren Versen hat sie ihm Stoff geliefert.

Von der Frau, den Mägdelein und den Buben, die der „Alte Turnhahn“ aufführt, war in Wirklichkeit zu Cleversulzbach nichts zu finden; ernste Ehegedanken kamen dem Dichter nicht, obwohl eine Freundin wie Kauffmanns Frau sie ihm nahe genug legte. Sie betrieb eine Zeitlang eifrig den Plan, ihn mit ihrer, aus dem Verhältnis zu Strauß bekannten, Freundin Emilie Sigel zu verheiraten, die auf den Dichter großen Eindruck gemacht hatte.

Die Brüder bereiteten dem Dichter fortgesetzt mancherlei Kummer und Sorge. Karl war nach seiner Freilassung eine Zeitlang als Assistent in der Kammer der Abgeordneten beschäftigt worden, ohne festen Fuß zu fassen. Eduard verwandte sich darauf vergeblich bei Gotta für ihn, denn Karl verlegte sich jetzt energisch aufs Dichten. Er kompromittierte den Bruder durch ein loyalitätstriefendes Lustspiel: „Des Vaters Geburtstag“, in dem der pretiöse Pedant ein Selbstbewußtsein zeigt, das in gar keinem Verhältnis steht zu der faden und karikierten Ifflandiade, deren Intrigue plump, deren Technik dürftig, deren Sprache geziert und steif, deren Witz platt und altbacken ist. Man begreift Storms Enttäuschung, als er sich das Buch hatte kommen lassen, weil er glaubte, Eduard Mörike sei der Verfasser. Uns interessiert darin ein Hinweis auf das Grab von Schillers Mutter, das Eduard, der Liebhaber des Stückes, in Obhut genommen habe, wie auch ein paar Mörikesche Verse angeführt werden. Als es Karl Mörike damit nicht glücken wollte, erlaubte er sich kriminelle Drohungen

gegen den Justizminister, um ihm irgend ein Amt abzuwingen, was ihm schlecht bekam. Der Dichter mußte sich wie von seinem Bruder Adolf endlich auch von Karl lossagen; doch fand, ehe dieser im Jahre 1847 starb, eine Ausöhnung statt. Dafür stand Eduard mit seinem zweiten Bruder Louis zeitlebens sehr gut. Ein unbedeutender und dabei übermäßig bequemer Mensch, war Louis das Prachtexemplar einer „Sommerweste“, wie der Dichter diesen Typus benannte. Louis war eine lebensfrohe und urgemütliche Natur, die Mörke gern um sich hatte. Der schnauzbärtige Ludovicus Crassus, wie er allgemein hieß, war mit seinem schallenden Lachen jedermanns Freund. Er hatte ein Gut bei Schaffhausen in Pacht genommen, wo ihn der Dichter, der bei dieser Gelegenheit den Rheinfall kennen lernte, einmal besuchte.

Alle drei Brüder lagen dem armen Pfarrer nicht selten zur Last, ja lebten zeitweilig ganz in seinem Hause und von seinem Gelde. Da war denn Schmalhans oftmals Küchenmeister. Mörke hatte sein Amt schon mit Schulden antreten müssen. Auf seine Bitte hatte ihm Cotta, ohne noch ein Buch von ihm verlegt zu haben, in liberalster Weise 700 Gulden vorgestreckt, die der Dichter für Sporteln und für die häusliche Einrichtung in Cleverfulzbach gebrauchte. Von seinem Gehalt in Höhe von 600 oder 638 Gulden 8 Kreuzern konnte Mörke gewiß nichts zurücklegen; auch seine Mutter mochte wohl mit Geld nicht recht umzugehen wissen, so daß sich die kleinen Schulden immer mehr häuften. Da halfen denn die Freunde Hartlaub und Mährlen aus, so gut sie konnten, wie sie es schon in des Dichters Vikariatsjahren gethan hatten. Mörkes bescheidene Honorare waren nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Zuweilen kamen dafür auch unverhoffte Summen ins Haus, wie die Prinzessin Marie von Württemberg dem Dichter mehrmals 100 Gulden zum Geschenk machte, aber immerhin blieb dieser Hartlaubs Schuldner noch auf lange Jahre hin.

Viel und gern verkehrten die Cleverfulzbacher mit den Verwandten im benachbarten Neuenstadt. Dort lebte des Dichters Vetter, der Dr. med. Karl Mörke, als Apothekenbesitzer.

Seiner feinsinnigen Gattin Sangeskunst hat Mörike in dem Gedicht seiner Sammlung „An Marie Mörike, geb. Seyffer“ und in den schöneren, von ihm selbst nicht veröffentlichten Versen „Auf zwei Sängern“ gefeiert. Der Frau Marie machte der Vetter, als sie ihn zum erstenmal mit grünem Frack und rotem Halstuch à la Byron sah, keineswegs den Eindruck eines Pfarrers. Kleine Geschenke gingen zwischen Cleversulzbach und Neuenstadt hin und her. Der Doktor, ein eifriger Nimrod, lieferte manchen Hasen in die schmale Pfarrküche, und der Dichter sorgte nicht mit dankenden Gelegenheitsversen. Die sehr wohlhabenden Verwandten besaßen ein stattliches Haus, das zu Anfang der vierziger Jahre große Feste sah, an denen zuweilen auch das Cleversulzbacher Geschwisterpaar teilnahm. Aber der Dichter fühlte sich in dem rauschenden Treiben sehr wenig behaglich und trippelte scheu auf den Beinen unter der Ballgesellschaft herum, bis er Gelegenheit fand zu verschwinden. Lieber weilte er in Neuenstadt auf dem Kirchhofe, wo er zu seiner großen Freude eine Christblume fand, um sie alsbald poetisch zu verherrlichen; auch nahm er dort die in die Mauer eingelassene Grabplatte seines Ahnen Albrecht Mörike in Augenschein und freute sich seines groß ausgehauenen Familienwappens mit den zwei Mohren; desgleichen entrichtete er der uralten Linde, nach der das Städtchen sich gern benennt, den Hohn der Bewunderung.

In Cleversulzbach gedieh Mörikes Freundschaftsverhältnis mit Hartlaub zu schönster Blüte. Hartlaub war ja schneller ins Amt gekommen als der Dichter. Sofort nach seinem Abgange vom Stift wurde er seinem kränkenden Vater zu Wermuthshausen im Oberamt Mergentheim beigegeben und nach dessen Tode im Jahre 1830 zu seinem Nachfolger ernannt. Durch Mörikes Uebersiedelung nach Cleversulzbach rückten sich die Freunde räumlich wieder näher und wurden einander bald unentbehrlich. Hartlaub, der verständnisvollste Beurteiler Mörikescher Poesie, lernte jedes Gedicht sofort nach der Entstehung kennen, und ihm widmete der Dichter auch mit Recht seine erste Sammlung „zum Zeichen unveränderlicher Liebe“. Hartlaub war für Mörike das ideale Publikum, von ihm fühlte

er sich voll verstanden; und für Hartlaub wurde Mörike zum Hauptinhalt seines Lebens. Des feingebildeten und begabten Freundes Bedeutung für ihn und seine Eigenart hat Mörike mit überschwänglicher Dankbarkeit anerkannt. Im August 1840 schreibt er ihm: „Ich weiß neben Bruder und Schwester kein anderes Menschenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich mich wie bei Dir daheim befände, d. h. so innig in mir selber bleiben könnte. Du tust mir nichts zu, was meinem Wesen nicht entspricht, und wenn Du mich anmahnst und aufschüttelst, so ist's nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner franken Angestrengtheit und jener *vis inertiae*, die ich selbst an mir kenne, gar wohl brauchen kann.“ Die beiden Menschen wuchsen mit ihrem tiefsten Wesen immer mehr ineinander hinein und verstanden sich schließlich, ohne sich auszusprechen. Niemand hielt vor dem anderen irgend etwas zurück, sondern sie eröffneten einander mit unerschütterlichem Vertrauen ihr vollstes Sein. Mörike bezeichnet diesen Bund einmal als einen „ewigen Kreislauf der Liebe“, über den sein Herz sich oft plötzlich in seliges Staunen verliere. Hartlaub war und blieb der Urfreund Mörikes und wahrte sich eifersüchtig diesen Titel, auf den er stolz war. Er war dem Dichter eine treffliche Stütze in praktischen Dingen, da er der Welt viel gewitziger und energischer gegenüberstand als jener, mit dem er alle Sorgen gemeinsam trug und zu überwinden suchte. Vor allem verschönte er ihm das Leben als ausgezeichneten Musikkenner und Klavierspieler; mit reinsten Freude weilte der musikbedürftige Dichter im Pfarrhause zu Bermuthshausen, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen, als die Konzertsäle mancher Residenz in einem Winter“. Das Gedicht „An Wilhelm Hartlaub“ versetzt uns mitten hinein. Hartlaub wiederum nannte Cleverfulzbach seine zweite Heimat. Und wie die Männer, so hingen ihre Familien aneinander. Hartlaubs Gattin, die gescheite und gebildete Frau Constanze, der Gast in der „Ländlichen Kurzweil“, ihre Kinder und dazu Klärchen Mörike, sie bildeten gleichsam nur eine Familie, in der sich alles und jedes mit dem traulichen Du und dem Gvattersnamen nannte. Besonders gern und viel hatte Mörike

Hartlaubs ältestes Töchterchen Agnes um sich; er erzählte ihr Märchen, spielte ihr mit Rührlöffeln Marionettentheater vor, dichtete für sie lustige Rätsel und zeichnete launige Bildchen. Das war ein unablässiges Kommen und Gehen zwischen den beiden Pfarrhäusern, und doch fühlte man sich einander noch nicht verbunden genug, so daß ein umfassender Briefwechsel in die Bresche treten mußte. Der bequeme Mörike, dem das Schreiben eine so „zuwidere Sache“ war, konnte sich Hartlaub gegenüber in oft viele Bogen umfassenden Briefen kaum genug thun; seine Briefe an den Freund füllen fünf stattliche Quartanten in der Stuttgarter Bibliothek. Sie bilden die reichhaltigste Fundgrube für die Biographie des Dichters, der alles, was ihn äußerlich und innerlich berührt, das Wichtigste und das Wichtigste, dem Freunde mittheilt. Einer schreibt dem anderen seitenlange Stellen aus Büchern und Zeitungen ab, und besonders war Hartlaub immer geschäftig, durch Zusammenstellung der einschlägigen Litteratur und durch Beibringung kleiner Notizen Mörike bei seinen Dichtungen zu unterstützen, die er von den ersten Reimen an miterlebte.

Und auch die praktische wie die heitere Seite fehlte diesen Sendungen nicht, die sehr oft von kleinen Gaben begleitet waren. Namentlich war Mörike als ein Freund von Süßigkeiten und zumal von gebrannten Mandeln sehr empfänglich für dergleichen „Schnabelweiden“ aus Frau Constanzes Vorratskammer. Von großer Bedeutung in diesem Verkehr waren die von dem Dichter erfundenen „Musterkärtchen“, in denen zahllose kleine Vorfälle und Einfälle, namentlich komischer Natur, festgehalten wurden, meist in Prosa und in knapper Darstellung. Sie sind keine Kunstwerke als Ganzes, aber von einem Tropfen Poesie durchduftet und oft begleitet von humoristischen Feder- und Bleistiftzeichnungen. Dazu kamen zahllose Versus familiares und Gelegenheitsgedichte, in denen Mörike ein gut Theil seiner besten poetischen Laune niederlegte; gleich Kerner gehört er zu den Dichtern, die man nur halb kennt, wenn man nur ihre Werke kennt. Sein alltägliches Leben war ein Theil seines Dichtens; nur zu sehr sah er oft

die Welt in seinen Freunden, an die er in verschwenderischer Fülle austeilte, was er jener schuldig blieb.

Als Zeichner liebte es Mörike, die Linien zu komischer Wirkung zu verzerren. Seine Lust am Grotesken äußerte sich auch von früh an in dem Trieb, mit Namen zu spielen und sie lächerlich zu verdrehen, ohne ersichtlichen Grund, nur aus jener Freude an Narrenspoffen, die Schwind ihm später mit Recht zuschrieb. So führte er für Cleverfulzbach den Namen Klepperfeld ein, für Hartlaub Artiglaub, für Agnes Wagneß und dergleichen mehr, wie er sich selbst wohl als v. Meerigel unterschrieb. Damit hängt auch sein vielfach zu belegendes Vergnügen an Verkleidungen und Mystifikationen zusammen. Gar seltsam mischten sich eben in ihm die Elemente. Derselbe Mensch, der in weltfremde, melancholische Träumerei sich einzuspinnen liebte, konnte in anderer Stunde über einen Spaß geradezu „wiehern“ und „schloßhundartig heulen“, wie ein Brief an Hartlaub verrät. An Storm schrieb er später: „Ich bin ein Hypochonder von Haus aus und kann im nächsten Augenblick gleich wieder über meine extremen Sorgen lachen.“

Hinter dem Freundschaftsverhältnis zu Hartlaub traten alle anderen zurück, auch die zu Möhrlen und Bauer. Dafür kam Mörike mit Rauffmann öfters persönlich zusammen, der gleich Bruder Karl einige Jahre auf dem Hohenasperg hatte zubringen müssen und damals in Heilbronn als Professor lebte. Ebenda wohnte auch Strauß' Freund Märklin, weshalb Strauß selbst nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst als privatisierender Schriftsteller mit seiner jungen Gattin, der berühmten Sängerin Agnese Schebest, im nahen Sontheim sich niederließ. Auch mit ihnen unterhielt Mörike die freundlichsten Beziehungen. Desgleichen besuchte er Hetsch, der als Musikdirektor in Heidelberg lebte. Mit Schwab wurde die Freundschaft wenigstens brieflich genährt; Mörike widmete ihm eines seiner besten Gelegenheitsgedichte, sandte ihm auf seine Bitte auch einiges für den Musenalmanach. Schriftlich knüpfte er auch mit Rückert an, der auf die Uebersendung der „Gedichte“ mit einem warmen Dankesbrief antwortete.

Zu den alten Freunden kamen einige neue. Einen regen Verkehr unterhielt der Dichter mit dem ihm schon früher flüchtig begegneten, auch dichterisch thätigen Otto Schmidlin, der seit 1841 Pfarrer in Bürg war; in seiner jungen Frau Karoline fand zugleich Klärchen eine herzliche Freundin. Bis zu Schmidlins schon 1845 erfolgendem Tode bestand ein warmer Briefwechsel zwischen Mörike und diesen „lieben Leutlin“, wie er sie wohl nannte.

Daß Mörike alsbald zu Justinus Kerner im benachbarten Weinsberg nun auch in persönlichen Verkehr trat, verstand sich fast von selbst; ihre Naturen waren einander allzu verwandt, als daß sie sich nicht hätten ergreifen sollen. Mörike gehört zu Kerner, wie Schwab zu Uhland. Beide waren sie Poeten bis in die Fingerspitzen hinein, unter denen sich alles in ein Gedicht verwandelte. Der weitaus bedeutendere Künstler war Mörike; mit Recht nennt Strauß in einem Brief an Eduard Zeller Kerner eine breiter und populärer, Mörike eine feiner und tiefer angelegte Dichterfigur. Oft kamen die beiden Poeten zu einander zu Gaste, das den Schwaben so geläufige Du wurde aufgenommen, und innige Briefe halfen über die Pausen des Beisammenseins hinweg. Im Juli 1837 schreibt Kerner an Sophie Schwab: „Kürzlich war ich bei Mörike. Er ist ein lieber, herrlicher Mensch und sein Dichtewesen ist durchaus originell.“ Mörikes Gedichte trug Kerner nach ihrem Erscheinen eine Zeitlang immer in der Brusttasche bei sich, um sie oft hervorzuziehen und zu Herzen und zu küssen. Mörike schätzte Kerners Poesie in gleicher Weise wie sein ganzes liebevolles und treues Wesen. Auf Kerners Lieblingsinstrument, der Maultrommel, versuchte auch er sich und feierte Kerners viel besungene Neolscharfe in Versen, die Brahms zu einer wundervollen Komposition begeisterten.

Was die beiden Dichter einander besonders nahe bringen mußte, war ihre Geistergläubigkeit, ihre Vorliebe für das Transcendente und die Nachtseiten der Natur, eine Neigung, deren Wurzeln sowohl ihrer schwäbischen wie ihrer romantisch-poetischen Anlage entsprangen. Der Boden Württembergs war seit langem mit Stoffen gesättigt, die ebenso wie

für das Gedeihen des Pietismus auch für Aberglauben und Mystik sich äußerst fruchtbar erwiesen. Glaubte ein Realpolitiker wie Graf Reinhard fest an Geister, so lag solches einem Dichter um vieles näher. Verweilt doch auch Goethe in seiner Lebensbeschreibung gern bei Ereignissen, die einen übernatürlichen Zusammenhang ahnen lassen. In Schwaben hatte ganz besonders die Philosophie Schellings die Mystik üppig ins Kraut schießen lassen. Die Erscheinungen des unbewußten Denkens, Traumleben und Ahnungen, Magnetismus und Galvanismus, das waren ja Hauptgegenstände von Schellings Naturphilosophie, deren zahllose Hellsäher und Magnetisirende sich bemächtigten. Lehrte doch Schellings transscendentaler Idealismus die gegenseitige Durchdringung des bewußten und bewußtlosen Lebens, die „absolute Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns“; das Reale, die Natur, trachte darnach, zum Bewußtsein ihrer selbst zu kommen, während umgekehrt das Ideale sich der Wirklichkeit einzubilden strebe. So war der symbolisierenden Mystik wie der Theosophie Thür und Thor geöffnet. Das künstlerisch Geschlossene, Harmonische dieser ästhetisch durchgebildeten Philosophie als einer Philosophie der Anschauung und der Phantasie mußte natürlich poetische Naturen besonders stark anziehen, die meist in pantheistischen Denkformen sich ergehen.

In dem 1837 an Kerner gerichteten Gedicht „Die Antisymphetiker“ wendet sich Mörike gegen die räsonnierenden Schwachmatiker, die an das Besprechen nicht glauben. Wenn er da anhebt: „Von lauter Geiste die Natur durchdrungen, Wie würde sie nicht durch den Geist bezwungen?“ so ist das nichts als eine poetische Umschreibung der Schellingschen Lehre, nach der die Natur, die selbst nur starrer Geist sei, durch den Geist erlöst werden müsse; nach der der Geist die Natur schafft, um durch ihre Vermittelung zur reinen Selbstanschauung, zum Selbstbewußtsein zurückzukehren. Auch für Mörike sind Natur und Geist nur getrennte Kräfte, die auf ein Erinnerungswort sich wiedererkennen und dann das Wunder schaffen, das nur die Dummheit schilt.

Mörike fand im eigenen Hause Gelegenheit, feinen derben

Gespensferglauben an den Tag zu legen. In Cleverfulzbach sollte zur Strafe für ein wüßtes Leben der Pfarrer Rabausch umgehen, der ein Jahrhundert zuvor dort gelebt hatte. Schon vor Mörikes Zeit hatte Kerner's „Seherin von Prevorst“ in der siebenten Thatfache von diesem Aberglauben Notiz genommen; als Mörike bei der Lektüre darauf stieß, erinnerte er sich seiner eigenen unbeeinflussten Wahrnehmungen und beobachtete nun die Äußerungen des Hausgeistes um so aufmerksamer. So spielt denn dieser Rabausch in seinem Leben und in seinen Briefen eine ganz ernsthafte Rolle. Er verübte nach des Dichters Ueberzeugung den handgreiflichsten Spuk. Besonders zur Nachtzeit ging er um und machte sich durch allerlei Unfug wie Klingelreißen, Knallen, Verührungen und dergleichen bei den Hausbewohnern bemerkbar. „Der alte Maulwurf regt sich immer noch,“ schreibt der Dichter im Jahre 1840 an Hartlaub und erzählt, er habe, da das Glöckchen in der Stube des Vikars sich von Zeit zu Zeit auf unerklärliche Weise rege, mit diesem den Boden aufgebrochen, ohne freilich etwas zu finden. Mörikes Ueberzeugung von der Realität solcher Erscheinungen war unerschütterlich, wie übrigens auch heut noch jedermann in Cleverfulzbach unverbrüchlich an das Gespenst glaubt, das sich in einem dumpfen Kellergemach festgesetzt habe. Kerner war natürlich Feuer und Flamme für diese „Thatfache“ und bestärkte Mörike in seinem Aberglauben immer mehr; dieser nimmt in den alltäglichsten Familienbriefen zum Beispiel auf die berühmten Baquets oder Nervenstimmer Bezug, von denen die „Seherin von Prevorst“ so phantastische Abbildungen giebt, und schenkt ihrer Heilkraft volles Vertrauen. Zahlreiche Wundergeschichten, die ihm selbst widerfahren seien, und die auf sympathetische Wirkungen zurückgeführt werden, hat Mörike aufgeschrieben und vertrauten Freunden mitgeteilt als Beweise für ahnungsvolle Beziehungen zwischen räumlich getrennten Menschen. Einiges davon veröffentlichte er auch, anfangs in Kerner's „Magikon“, später in der Stuttgarter „Frena“. „Man sieht, daß Sie in der Gegend von Weinsberg wohnen, wo das Dämono-Mago-Prophetische zu Haus ist,“ schreibt Hermann Kurz im Jahre 1838 an den

Dichter, der sich damals vorzugsweise eines eine Sphinx darstellenden Siegels bediente. Mörike las zeitlebens gern Bücher wie Daumers „Mytstagog“ oder die von Brentano aufgezeichneten Betrachtungen der gottseligen Nonne Anna Katharina Emmerich. Wohl vertiefte er sich andächtig in solche Dinge und nahm hundert Zufälle für vorher bestimmte Thatsachen, doch überließ er sich durchaus nicht unkritisch den Finsterlingen und Charlatanen; bei einer Séance in Stuttgart, wo das Tischrücken und Tischklopfen geübt wurde, zeigte er viel Scharfsinn und Vorsicht, um jeder Möglichkeit einer Täuschung zu begegnen. Zuweilen konnte er auch über solche Dinge scherzen und etwa zwei Gespenster zeichnen, die voreinander erschrecken.

Im Weinsberger Thale, „wo der zauberhafte Dichter wohnt, jener Vielgeliebte“, wie Mörike singt, fand dieser auch manchen anderen Umgang. Hielt doch Kerner unter der Weibertreu ein Dichterasyl offen, wie im 18. Jahrhundert Gleim zu Halberstadt. Der seelengute, milde, liebebedürftige und gesellige Mann hieß jeden Gast mit echter Herzlichkeit willkommen; jeden Bekannten rühmte er als gut und vortrefflich, und in jedem vacierenden Poeten, der sich ihm näherte, sah er ein Genie. Mit viel größerem Recht als so mancher andere genoß hier auch Mörike Kerner's begeisterte Liebe und Verehrung, des tüchtigen Rifele hausfrauliche Sorgfalt und die Anhänglichkeit der Kerner'schen Kinder. Der bereits verheirateten Tochter Marie Niethammer widmete er „Erzengel Michaels Feder“. Vor allem fand er in Karl Mayer einen Freund, der aus Waiblingen, wo er Oberamtsrichter war, oft in Weinsberg vorsprach. Als Menschen wie als Dichter schlossen sich beide fest aneinander an. Mörike überschätzte freilich den guten Butterblumenpoeten, dem er ein schönes Gedicht seiner Sammlung zueignete, gar zu sehr; schrieb er ihm doch einmal: „Ein Regenbach in Ihrer Schilderung ist mir lieber, als wenn mir Lenau gar den Niagara malte.“ Die beiden teilten sich ihre Poesien vielfach schon in der Handschrift mit und begutachteten sich gegenseitig. Auch Karl Mayer's gleichnamiger Sohn durfte sich der Freundschaft Mörikes rühmen. Der

Dichter lernte ferner den Grafen Alexander in Weinsberg kennen und Kerners besondere Freundin, die unter dem Decknamen Emma v. Niendorf schriftstellernde Gattin des Obersten Freiherrn v. Suchow, die Mörike im Jahre 1843 an das damals schon verstorbene Klärchen Neuffer erinnerte. Er brachte der herzensbraven, aber ziemlich überspannten Dame, die jeden für sie erreichbaren Dichter anschwärmte, zarte Huldigungen dar und tauschte mit ihr zierliche Briefchen aus. Sie besuchte ihn auch in Cleverfulzbach und beschrieb nach ihrer Art diesen Besuch brühwarm im Morgenblatt.

Die berühmtesten Gäste des Kernerhauses kennen zu lernen, hatte Mörike sehr wenig Neigung. Genau hat er nie gesehen. Große Hoffnungen für Mörike setzten die Freunde in Tieck, dessen Besuch 1841 zu Weinsberg erwartet wurde. Tieck mag wohl, als er im Jahre 1828 im Kreise der schwäbischen Dichter zu Stuttgart weilte, zum erstenmal von Mörike gehört haben. Er las den „Maler Nolten“ und äußerte sich darüber gegen einen durch Dresden kommenden Württemberger so günstig, daß Mörike, als er davon erfuhr, von seiner gewöhnlichen Scheu, mit Fremden anzuknüpfen, abstand und Tieck im Jahre 1833 das Buch nebst einem Briefe voll ehrlicher Bewunderung übersandte. Tieck kam nicht dazu, diesen Brief zu beantworten, sandte dem Verfasser aber durch Wolfgang Menzel und andere öfters Grüße. Auch seine folgenden Schriften ließ ihm Mörike (aber ohne Begleitschreiben) zugehen. Er erwarb sich damit Tiecks hohe Schätzung, und als dieser sich im Jahre 1841 bei Kerner anmeldete, bat er ihn, doch auch Mörike zu benachrichtigen und nach Weinsberg zu laden. Gleichzeitig legte es Hermann Kurz von sich aus Kerner dringend ans Herz, den einflußreichen norddeutschen Dichter für Mörike zu interessieren, und Kerner stellte Tieck brieflich des Freundes durch Krankheit und Sorge schwer bedrängte Lage vor, bei der dem Dichter „nach und nach alle Saiten von der Leier springen müssen“. Mörike sagte Kerner sein Kommen auch zu, ließ sich aber in letzter Stunde durch einen Boten wegen Uebelbefindens, wohl nicht aus Empfindlichkeit, daß Tieck nicht zu ihm komme, entschuldigen. Beide Dichter

beflagten aufrichtig den Zufall, der ihre Bekanntschaft vereitelte, nicht minder Kerner, der Tieck bat, doch seinem Versprechen gemäß sich Mörikes anzunehmen und ihn dem König von Preußen oder dem König von Württemberg zu empfehlen. Noch im selben Jahre erhielt Mörike einen sehr freundschaftlichen Brief Tiecks, der indessen niemals dazu kam, weder über Mörike ein paar Blätter zu schreiben, wie er Kerner in Aussicht gestellt hatte, noch ihm sonst dienlich zu sein.

Ein besonders schönes und fruchtbares Freundschaftsverhältnis knüpfte Mörike von Cleverfulzbach aus mit dem bereits mehrfach als Korrespondent des Dichters genannten Hermann Kurz an. Den Anlaß dazu gab des letzteren Mitarbeit an Mörikes „Regenbrüdern“, wovon im folgenden des näheren die Rede ist. Kurz ergriff mit Freuden die lang ersehnte Gelegenheit, dem von ihm bewunderten Meister und Muster nahe zu treten und einen Briefwechsel mit ihm zu beginnen, der in seinem charakteristischen Gehalt und in seiner biographischen Bedeutung für die Lebensbeschreibung der beiden Dichter von hohem Werte ist. In seinem ersten Briefe vom 20. Mai 1837 leiht Kurz seiner Begeisterung für Mörikes Dichtung den wärmsten Ausdruck und macht ihn zugleich mit den ersten Gaben seiner eigenen Muse bekannt. Mit Recht nennt er sich Mörikes Schüler; sein ausgezeichnete Roman „Schillers Heimatjahre“ zeigt in der Führung der Handlung wie in kleinen Zügen der Charakteristik Abhängigkeit vom „Maler Nolten“, wie auch die Kurz'sche Novellistik in Art und Unart der Mörikeschen sich an die Seite stellt und seine Lyrik ebensowenig den starken Einfluß der Mörikeschen verkennen läßt. Dieser beantwortete die Annäherung mit ein paar Hexametern auf den jungen Kollegen, der in einem wahren Freudentausche von dem Tage ein neues Leben datiert, und freute sich der Fortführung der „Liebschaft“, die nun einmal zwischen ihnen im Gange sei. Der feurig Werbende in diesen Briefen ist immer Kurz, Mörike der herzlich Gemährende, mitunter aber auch Abwehrende. Sein Anteil an der Korrespondenz ist der bei weitem geringere, wie ja Mörike überhaupt ob seiner angeblichen Schreibfaulheit fast so viele

Klagen und Vorwürfe hören mußte wie Uhland. Kurz hatte im Jahre 1835 das theologische Examen bestanden, war aber als Vikar von solchem Widerwillen gegen seinen Beruf erfüllt worden, daß er, 1836 nach Stuttgart übersiedelnd, sich ganz der Schriftstellerei ergab. Während des Sommers hielt er sich damals in der Regel zu Buoch bei Waiblingen auf. Er lebte in der bösesten Schriftstellermisere; für „Schillers Heimatjahre“ fand er erst nach fünfjährigem Suchen einen Verleger und fristete sein Leben kümmerlich im Uebersetzerfrondienst. Die Freundschaft mit Mörike war einer der schönsten Sonnenblicke in seinem so unverbient wenig erfolgreichen Leben. Die wohlwollendste, aber aufrichtigste Kritik ühend, teilten die neuen Freunde einander ihre entstehenden Dichtungen mit, wodurch sie sich gegenseitig reichen Nutzen gewährten. Es waren ein Paar verwandte Naturen, in ihrem herzerfrischenden Humor zumal, die sich da gefunden hatten, und ihre köstlichen Briefe sind voll der lustigsten Schnurren. Im Mai 1839 kam Kurz zum erstenmal dazu, Mörike in Cleversulzbach persönlich aufzusuchen, wo er beim Scheiden ein anmutiges Gedicht an seinen lieben Wirt zurückließ. Solch ein Verkehr mit Vertrauten war dem in seiner Art geselligen Mörike Herzensbedürfnis. Freilich mußte es ganz zwanglos zugehen. Fremden gegenüber war der Dichter zugeknöpft. Brauchte er seinen häuslichen Schlafrock nicht abzulegen, so war er der sprühende Mittelpunkt seiner Gäste, die er mit seiner schalkhaften Heiterkeit aufs beste unterhielt. Aber eines Ankömmlings wegen einen anderen Rock anzuziehen, das ging ihm so wider die Natur, daß er in solchen Fällen lieber die Flucht ergriff und die Besucher äffte, wie es das Gedicht „Visite“ schildert. Noch schwerer wurde es ihm allerdings, Besuche zu erwidern.

Es fehlte während der neun Cleversulzbacher Jahre nicht an kleinen Unterbrechungen durch Reisen. Bis ins Alter besuchte Mörike gern das väterliche Ludwigsburg. Dazu unternahm er fast alljährlich seine Badereise. Besonders wohl that ihm die Kur in Mergentheim, wo er zudem an der reizenden Gegend und an den fröhlichen Menschen viel Gefallen fand.

In Klärchens Gesellschaft überließ er sich hier vollkommenem Nichtsthun. Unbekannt und unbemerkt erging er sich im Schloßgarten oder an der Tauber; nur einmal erregte er in der stark katholischen Stadt großen Skandal, als er beim Vorüberziehen einer Prozession aus Unkenntnis des Brauches das Haupt nicht entblößte: ein heimlicher Katholik war er also gewiß nicht. Von Cleversulzbach aus besuchte er auch im Jahre 1838 zum erstenmal den Bodensee und hielt sich im Thurgau auf, wo er der Karthause Ittingen einen Besuch abstattete.

Im Winter 1838 weilte Mörike einige Zeit in Stuttgart; als Hauptzweck dieses Aufenthaltes nennt er „Buchhändlerangelegenheiten“ und „Opernwesen“. Dies geht auf die von F. Zachner komponierten „Regenbrüder“. Mörike wohnte einer Probe bei und wollte unerkannt auch zur Aufführung herüberkommen, was indessen unterblieb; übrigens erregte der Pfarrer als Librettist einigen Anstoß bei dem Prälaten Märklin, der ungünstig über den Dichter an die Synode berichten wollte. Ferner verhandelte Mörike in Stuttgart mehrfach mit dem gefeierten Lindpaintner, dem Komponisten seiner Kantate zur Schillerfeier, die im folgenden Jahre in Abwesenheit des Verfassers bei der Enthüllung des Schillerdenkmals zum Vortrag gelangte. Durch diese musikalischen Verbindungen kam Mörike öfters in Konzerte, die ihm den größten Genuß gewährten. Ganz hingerissen war er von Beethovens C-moll-Symphonie: „Ich dachte mir,“ schreibt er, „ganz unwillkürlich schöpferische Geisterchöre, welche zusammenkommen, eine Welt zu erschaffen; sie sausen und schweifen einzeln und in Massen, oft wider einander in seligem Kampf und gießen Ströme von Licht vor sich her, ganze Meere!“ Auch das Theater wurde besucht, und Mörike schrieb von den gehörten Stücken ausführliche Analysen nieder. Da so viele ungewohnte Erlebnisse auf ihn einbrangen, führte er in dieser Stuttgarter Zeit ein gewissenhaftes Tagebuch, das er seinen Lieben in Cleversulzbach und Wermuthshausen stückweise zusandte. Auch Bruder Louis war damals in Stuttgart. Außer mit ihm verkehrte der Dichter mit Georgiis, mit Lottchen Krehl, Reinbecks, Frau v. Suckow,

Notter und Hardegg, mit dem er zu seiner großen Erleichterung nach jahrelanger Entfremdung, die das tief empfundene Gedicht „An Hermann“ beklagt, wieder in das alte herzliche Verhältniß getreten war. Dagegen gedieh der persönliche Umgang mit Kurz den Freunden so wenig zum Heile wie den Helden der Novelle „Die beiden Tubus“. Mörike ärgerte sich über etwas Suffisantes, das er zuweilen in Kurz' Wesen zu finden meinte; ja dessen Manieren widerstrebten seinem natürlichen Gefühl so sehr, daß er ihm eines Tages ein Billet mit dem Vorschlag überschickte, „vorderhand nur durch schriftliche Kommunikation einander nahe bleiben zu wollen“. Kurz siedelte im Jahre 1843 als Redakteur einer illustrierten Zeitschrift nach Karlsruhe über, von wo er 1848 nach Stuttgart zurückkehrte. —

Mörikes kurze Dienstzeit als Pfarrer neigte sich immer mehr ihrem Ende zu. Die Gemeinde hatte größere Rechte auf ihn, als er ihr einräumen konnte. Sie gab bei verschiedenen Visitationen den Wunsch zu Protokoll, daß Mörike doch allmählich wieder mehrere kirchliche Geschäfte, die er an den Vikar abgegeben hatte, übernehme, so namentlich die Katechisationen; und noch im Jahre vor Mörikes Abgang von Cleverfulzbach berichtete der Dekan an das Konsistorium, daß die Gemeinde ihren Pfarrer „sehr gerne hört und überhaupt schätzt“, aber doch die volle Amtsbethätigung bei ihm vermisse; sie sei „zufrieden, wenn seine Vorträge auch noch so kurz wären“. Gegen Ende des Jahres 1842 forderte ihn die Behörde auf, um seine Pensionierung zu bitten, wofür er seine Stelle noch immer nicht ohne Gehilfen sollte versehen können. Das war nicht der Fall. Mörike fühlte sich außer Stande, sein Amt gebührend auszufüllen, er empfand auf das bestimmteste, wie er damals an Hartlaub schrieb, daß es ihn umbringen würde; und nach Jahren noch versicherte er der kleinen Agnes Hartlaub im Spaß und doch nicht ohne Ernst, ihm sei immer angst und bange gewesen vor dem Amtsfigill; es sei beinahe zu schwer gewesen für einen Mann und habe bei drei Bentner gewogen. Im Juni 1843 bat er in einer Eingabe an den König um seine Enthebung vom Dienst. Sie

wurde ihm bewilligt „wegen andauernder Krankheits-Umstände, unter Vorbehalt seiner Wiederanstellung für den Fall seiner Genesung“ und unter Gewährung eines Ruhegehalts von 280 Gulden, zu denen sich der Dichter später noch einen Gnadenzuschuß erbat. So schied Mörike, erst neununddreißig Jahre alt und nach nur neunjähriger Dienstzeit, aus Cleverfulzbach und damit für immer aus dem Pfarramt.

Mörikes dichterische und schriftstellerische Thätigkeit war in den Cleverfulzbacher Jahren verhältnismäßig fruchtbar. Eine Musterung seiner kleineren Arbeiten sei vorweggenommen, um die Würdigung seiner gesammelten Gedichte einer selbständigen Uebersicht aufzusparen.

Der „Maler Nolten“ und die „Lucie Gelmeroth“ hatten Mörikes Namen so bekannt und geschätzt gemacht, daß sich im Jahre 1835 das Morgenblatt mit der Bitte um erzählende Beiträge an ihn wandte. Der Dichter entsprach diesem Ersuchen vorderhand nicht, trat aber in demselben Jahre unter eigener Flagge wiederum an die Oeffentlichkeit. Mit der Zahl 1836 im Titel erschien in der P. Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ein „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“. Als Herausgeber zeichnete neben Mörike sein ehemaliger jüngerer Stiftsgenosse Wilhelm Zimmermann, mit dem er eine halbe Freundschaft unterhielt. Ein Angehöriger der berühmten Blaubeurer Promotion, war Zimmermann eine begabte, begeisterte, doch in ihrer Ueberschwänglichkeit und Geniesucht an Waiblinger gemahnende Natur. Seit 1830 lebte er als freier Schriftsteller in der Hauptstadt und gab einen Band erfolgreicher Gedichte, ein Trauerspiel „Masaniello“ und eine Anzahl geschickt erzählter, wenn auch keineswegs bedeutender Novellen heraus. Zum „Jahrbuch“ steuerte er einige Gedichte, darunter die Zueignung, bei. Den Almanach beeinträchtigte seine Mitherausgeberschaft insofern, als seinetwegen weder Uhland noch Schwab dazu beitragen wollten. Von Mörike brachte der hübsche, mit einem Titelblatt von Nisle eingeleitete Band das Märchen „Der Schatz“ und die Gedichte

„Das Bacchusfest“ (die spätere „Herbstfeier“) und „Erstes Liebeslied eines Mädchens“. Friedrich Wischer war unter dem Decknamen A. Treuburg mit den beiden Novellen „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner“ und „Cordelia“ sowie einigen Gedichten vertreten, wie solche das Jahrbuch unter anderen auch von Ludwig Bauer und Karl Mayer enthielt.

Die schwerste Gabe des Buches war unstreitig Mörikes „Schatz“. Es ist des Dichters erstes „Märchen“ in Prosa und führt diesen Titel besser als den ihm später beigelegten einer „Novelle“. So gut Mörike daran that, im „Nolten“ vorzugsweise an klassische Muster anzuknüpfen, so recht hatte er, in seiner Novellistik sich der Romantik zuzuwenden, die diese Kunstgattung mit besonderem Glück pflegte.

Der Dichter hatte einmal in einem recht kritischen Brief Eberhard Wächter davor gewarnt, die Historienmalerei mit mystischen Elementen zu durchsetzen. Er empfand sehr wohl das Gefährliche solcher Mischung, die doch so ganz in seiner eigenen Natur lag, und die zu meiden ihm erst in seiner letzten Prosadichtung gelang. Bis dahin pflegte auch er in seinen Erzählungen das Gewöhnliche und das Wunderbare miteinander zu verquicken, beeinflusst von Tief sowohl wie von E. T. A. Hoffmann, der diesem bis zur Virtuosität ausgebildeten Kunstgriff ja seine Hauptwirkungen dankt. So sehr man während solcher Erzählung unter dem anmutigen Zauber dieses verwirrenden Halb und Halb steht, so beeinträchtigt doch das zu Grunde liegende romantisch-ironische Element, das die reinen Linien der Gattung verwischt, den vollen Genuß. Was in solcher Zwitterdichtung zu erreichen ist, das hat Mörike im „Schatz“ vollauf erreicht.

Die Geschichte ist eine Rahmenerzählung. Ein Hofrat Urbogast giebt sie, als ein Stück aus seiner Jugend, im Speisesaal eines modernen Kurortes einer Badegesellschaft zum besten, unter der sich so reale Personen wie ein Oberst, eine Majorin und ein Forstmeister befinden. Ganz allmählich nur, fast unmerklich, geht die Geschichte ins Wunderbare über. Infolgedessen fangen die Zuhörer an, sie für eine Fiktion zu halten, bis plötzlich gegen den Schluß hin eine

Hauptperson von fremder Seite legitimiert wird und man ganz und gar nicht mehr recht weiß, wie man daran ist. Verblüfft brummt ein biederer Schweizer, der mehrmals eingenickt ist: „Bi Gott, ih dacht', das alles si halt numme so ne Fabel g'si, jekt chümmt es doch anderster usi! Hätt' ih das eh' g'wüßt, hätt' es mich bi miner Ehr' nit g'schläferet!“ Vortrefflich gelingt es dem Dichter, sein Publikum irre zu machen. Eine bürgerliche, schlicht realistische Liebesgeschichte, geheimnisvolle Schloßromantik und elementarer Elfen- und Koboldspuk sind bunt durcheinander gewirbelt. Das Ueberfinnliche, das im „Nolten“ und in der „Lucie Gelmeroth“ ein Element der Tragik abgab, findet hier in lustiger Verwendung seinen Platz. Hermann Kurz staunte beim Lesen immer wieder, was Mörike für ein Hexenmeister sei.

Franz Arbogast, ein junger Goldschmiedsgefell, steht wie Nolten und Wilhelm Meister unter einer geheimnisvollen Leitung. Er ist ein Osterkind, dem reiches Glück bevorsteht. Bei der Einfegnung erhält er durch seine Mutter ein von ihr einst mit dieser Weisung auf dem Herde gefundenes geheimnisvolles Buch, ein Schatzkästlein von hundert Regula, das sein Talisman wird. Als er einmal in Frankfurt für vierhundert Dukaten Edelsteine einhandeln soll, wird er bestohlen, erhält aber das Gold, wie eine Regel es verheißt, am Ende wieder; zugleich gewinnt er die schöne Josephe zur Braut und erlöst einen unseligen Geist vom Fluche. Das Büchlein stammt von der Baronin Sophie von Rothen, die die Gabe der Weissagung in hohem Grade besessen haben soll; in ihrer Hand laufen alle die unsichtbaren Fäden zusammen, von ihrem sammetenen Armstuhl aus leitet sie alle Personen wie die Mafarie der Goetheschen „Wanderjahre“. Ihre Leibfarben grün-schwarz-weiß bilden ein durchgehendes symbolistisches Motiv, dem sich sogar Josephes Strickarbeit anpassen muß. Mit lustiger Farbenfreude hat Mörike in diesen Rahmen die buntesten Dinge hineingemalt. Eine reizende Gestalt vor allem ist Josephe: ernst und schalkhaft, kraftvoll und zärtlich, sinnig und klug. Franz hat mit ihr schon eine Kinderliebschaft gehabt, die zu einer Kinderverlobung geführt hat —

ein gewiß nicht zufälliges Lieblingsmotiv des Dichters, das uns schon in der „Lucie Selmeroth“, eigenartig gewendet auch im „Nolten“ begegnet ist. Mörikes Erfindung ergeht sich in reichem Behagen. Wunder schön zeigt sich seine mythenbildende Kraft in der allegorischen Darstellung des Scharlachfiebers, der *Febris scarlatina* als einer Fee *Briskarlatina*, die mit ihrer roten Gewandung und ihrer leichenblaffen, nur manchmal von einer jähen Blut überflogenen Gesichtsfarbe unheimlich durch die Erzählung huscht. In Franzens Fieberphantasien und in der weisen Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpfeln spricht sich allerlei volkstümlicher Aberglaube aus. Ein Turmhahn, der aber noch seines eigentlichen Amtes waltet und seine idyllische Rolle erst noch spielen soll, tritt hier zuerst an die Öffentlichkeit. Er fliegt zu den Elfen hernieder, die große Uhrtafel in den Klauen, die er als Schießscheibe zur Verfügung stellt, während er selbst den Scheibenrufer macht. Da ist das spukhafte graue Schloßlein, wie schon der „Nolten“ von einem solchen zu berichten mußte, und weit ausholend erzählt Josephe seine Geschichte.

Recht gelungen ist die Episode von dem dattelfernlangen Feldmesser, der, sein Pfeisken schmauchend, nächtlicherweile auf der Landkarte von Europa herumreist und dabei fast in den Rhein fällt. Er giebt dem staunenden Franz einen Abriß der Elfenethnographie und die Möglichkeit, eine Weinlese der Waideseger zu beobachten, die sich auf der rohen Zeichnung einer Mauer und einer Eiche in der Titelgegend der alten Landkarte abspielt. Seltsamerweise findet Urbogast diesen Platz nachher in der wirklichen Landschaft wieder und läßt die Frage offen, ob er das alles wirklich erlebt oder nur geträumt habe. Man ist hier ganz in Hoffmannschen Bahnen und mag sich an Szenen aus der Novelle „Rufknacker und Mäuselkönig“ erinnern fühlen. Ganz Hoffmannisch ist auch der alte hölzerne Wegweiser (in den ein gehentler Wagabund verzaubert worden ist), der plötzlich die Arme zusammenklappt, obgleich auch hier nicht völlig feststeht, ob Franz das nicht nur gesehen und gehört hat, weil er ein wenig beschnapft war. Kurzum, der Leser weiß beim besten Willen nicht, was er von all den Dingen

halten soll. Das ist die wohlverworfene Absicht des Dichters, der eine Person der Erzählung sagen läßt: „. . . so sehr mich selber die Neugierde plagt, es will mir doch zugleich gefallen, daß von den geisterhaften Dingen, die wir ahnen, der letzte Schleier nicht hinweggenommen werde. Sie würden einem fast, däucht mich, zu wirklich und zu nahe, und wären wenigstens mit einer heitern Darstellung, wie diese doch im ganzen war, kaum zu vereinigen.“ Mörike motiviert darum auch mehrfach halb oder doppelt: ob der Jude oder das Waidefegervolk das Gold gestohlen hat, ist gar nicht zu entscheiden.

Ueber der ganzen gemütvoll warmen wie lustig fesselnden Erzählung liegt eine glückliche Stimmung. Die Darstellung ist temperamentvoll und enthält viel Mundartliches und Sprichwörtliches. Volksmäßige Späße und Wortspiele, zum Beispiel solche, die es mit dem Galgen zu thun haben, eingelegte Volkslieder und Reime geben ihr eine bunte, archaische Färbung. Die Sprache ist kernig und sinnfällig und wirkt durch die freieste Syntax, durch zahlreiche Interjektionen, rhetorische Fragen und Ausrufe äußerst lebendig. Auch die Erzählertechnik ist in der Einkleidung recht geschickt.

Wir besitzen den „Schatz“ in drei Fassungen. Die zweite brachte im Jahre 1839 die „Fris“; sie ändert den Schluß ein wenig, indem sie die eingelegte Romanze „Es war ein König Milefint“ als überflüssig streicht. Die dritte endgültige Form des Märchens findet sich in den „Vier Erzählungen“ des Jahres 1856. Sie weist namentlich am Anfang und am Ende eine Reihe unwesentlicher Varianten auf. Unter anderem wird auch an den Namen geändert; der Waidefegerkönig Krachmandel wird nicht glücklich in Hadelock umgetauft. Ueberhaupt versteht Mörike das Namengeben lange nicht so gut wie Hoffmann. Arbogast ist für einen Hofrat in einer humoristischen Erzählung kein treffender Name; besser heißt der künftige Wegzeiger Ritter Latweg.

In seiner Mörike-Novelle „Das Wirtshaus gegenüber“ pries Hermann Kurz den „Schatz“ begeistert als einen Schatz der Poesie. Er findet an ihm den Begriff des Märchens darin, die geheimnisvollen Seiten des Lebens, welche den abgelegenen

Winkeln eines Hauses gleichen und von dem Ahnungsvermögen der Kindheit am lebendigsten aufgefaßt werden, hervorzuziehen und zu erklären, indem der Dichter sie in individuelle Gestalten verwandelt. Dieser Begriff, meint Kurz, liege auch Goethes „Neuer Melusine“ zu Grunde, deren „artige Scherzhaftigkeit jedoch nicht an den dichterischen Vollgehalt dieses Märchens reicht“. Noch viel weniger sei der „Schatz“ mit Goethes mystifizierenden Märchen in den „Ausgewanderten“ oder den allegorisierenden Märchen von Novalis zu vergleichen, auch Hoffmanns beste Märchen machten nicht den „reinen und durchaus überwältigenden Eindruck“ des Mörikeschen. Kurz verliert dem Freunde gegenüber leicht die richtigen Maßstäbe, aber auch D. Fr. Strauß, einer der strengsten Kritiker des Dichters, war vom „Schatz“ außerordentlich erbaut; er bezeichnete ihn noch im Jahre 1854, als freilich der „Mozart“ noch ausstand, als „Mörkes Bestes von größeren Sachen“ und ermunterte später Schwind zur Illustrierung.

Das Jahr 1839 brachte ein anderes Sammelbuch, das aber nur Mörikesche Werke enthielt. Es war die „Fris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen“, die Schweizerbart, der Verleger des „Molten“, ausgehen ließ. Beigegeben waren dem Buche zwei Stiche (je einer zu den beiden dramatischen Dichtungen) nach unbedeutenden, konventionellen Zeichnungen von Fellner und Nisle, die dennoch, wohl wegen der reinlichen Linienführung, Mörikes Wohlgefallen erregten. Die „Fris“ wiederholte zuerst den „Schatz“ mit den bereits angedeuteten Aenderungen, ferner die „Miß Jenny Harrower“ als „Lucie Gelmeroth“ und den „Letzten König von Orplid“. Außerdem enthielt die Sammlung als neues erzählendes Stück das Märchen „Der Bauer und sein Sohn“ und endlich die „Regenbrüder“.

Stand der „Schatz“ überwiegend unter dem Einfluß des romantischen Kunstmärchens, so trifft „Der Bauer und sein Sohn“ den kindlich naiven Ton der Kinder- und Hausmärchen. Und für das Volk war es nach einer Bemerkung im Vorwort der „Fris“ auch geschrieben. Dennoch gelang es Mörike nicht, es unter das Volk zu bringen. Er

hatte es im Jahre 1838 auf die Bitte des Professors Plüninger für einen von der Regierung herausgegebenen Kalender eingesandt. Doch versagte der Oberstudienrat das Imprimatur, indem er „unter Anerkennung der sehr nützlichen Tendenz und der anmutigen Schreibart“ das Märchen als für einen Kalender zu lang befand. Mörike schrieb darüber am 12. April 1838 an Kurz: „Apropos von Märchen: der Oberstudienrat hat (gegen den Vorschlag der Kalenderredaktion) jenen moralischen Beitrag von mir refüsiert, weil die Erzählung den Aberglauben gewissermaßen begünstige. Sie werden selbst urteilen, wofern Sie sie je zu Gesicht kriegen, denn ich hab' sie nun zwar ans ‚Morgenblatt‘ geschickt, aber sie mag da hinein wohl allzu fimpel sein.“ Moralisch nennt Mörike sein Märchen wegen der deutlichen Tendenz gegen die Tierquälerei, gegen die er gleich Hebbel, Gottfried Keller, Vischer oft seinen Abscheu ausdrückte. Auch in einigen Gedichten, wie „Unser Fritz“, hat Mörike dieser Gesinnung Ausdruck gegeben.

Obwohl in unserem Märchen die typischen Herr König und Frau Königin auftreten, obwohl ein elfenhaftes Wesen Wunder wirkt und die Tiere sprechen und als Geister umgehen, fehlt doch auf der anderen Seite auch ein erdfrischer Realismus nicht. Der Hansel ist eine arme Mähre, die von dem rohen Bauern Peter arg gequält wird und ihren einzigen Gönner in dessen Söhnlein Frieder findet. Die Seufzer des Tieres werden endlich erhört, es wird von einem Engel entführt, mit großer Schönheit begabt und kommt in den Dienst des Königs, indes der Bauer zur Strafe für seine abscheuliche Tierquälerei immer mehr herabsinkt und schließlich als Tagelöhner kümmerlich sein Brot verdienen muß. Da bekommt einmal der Frieder das stolze prächtige Roß am Hofe zu Gesicht, und da er es als das seines Vaters bezeichnet, muß er den Beweis für seine Behauptung dadurch erbringen, daß er es zu reiten vermag. Das gelingt ihm natürlich und bringt ihm reichen Lohn ein. Alte Märchenmotive wie das Umreiten eines Landstückes, das dann dem Reiter als Eigentum zufällt, Besonderheiten des Volksaberglaubens wie, daß der Tierquäler zur

Nacht blaue Flecke bekommt, sind von Mörike in seine Erzählung übernommen worden. Und wie er es überhaupt liebt, nach Art der ätiologischen Mythologie für dunkle Sprichwörter Entstehungsgeschichten zu erfinden, so erklärt er hier, warum man von einem, der in der Schule gedankenlos dasteht, sagt, er habe Besenreisig im Kopfe; übrigens erinnert diese kleine Schulepisode an die vom Dichter in Ludwigsburg selbst erlebte.

Hermann Fischer stellt das anmutige Märchen mit Recht den verwandten Hauffs an die Seite. Eine besondere Freude daran hatte Gottfried Keller. In seiner Vorliebe für Darstellungen, welche die seufzende Kreatur zu Ehren brachten, waren ihm die hungrigen Ochsen in Mörikes Märchen ebenso rührend wie die alte blinde Sau in Immermanns „Münchhausen“. In einem Briefe vom Jahre 1881 läßt er sich ausführlicher über Mörike und seine Erzählung aus: „Dieser Tage hat mich wieder eine seiner Spezialschönheiten entzückt: die einzige Art, wie er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt poetisch gestaltet hat in dem Märchen ‚Der Bauer und sein Sohn‘. Wie der Engel den müden Hansel auf die Weide führt und ihm die Beulen mit zarter Hand glatt streicht, die Worte: ‚Dem wackern Hansel geht’s noch gut‘ 2c., alles dies ist geradezu herzerhebend, eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossalwerke nicht wirksamer auftritt.“

Das Märchen ging so gut wie unverändert in die „Vier Erzählungen“ über. Zehn Skizzen, die Schwind im Jahre 1868 dazu zeichnete, fand Mörike „sehr lebhaftig und anmutig“.

An dramatischen Dichtungen enthielt die „Fris“ zunächst den „Letzten König von Orplid“, der gegen die erste Nolten-Fassung nur unbedeutende Varianten aufweist; erst die zweite Nolten-Fassung bringt die bereits gekennzeichneten Umstellungen und Namensänderungen. Neu ist dagegen in der „Fris“ der Text der „Regenbrüder“, den Mörike später nicht wiederholte, und der nicht in die Gesammelten Werke übergegangen ist.

Mörikes Neigung zum Libretto, die er ja mit Goethe teilt, ist bereits mehrfach hervorgetreten. Die Gedichtsammlung von 1838 brachte einen im Jahre 1827 entstandenen „Chor jüdischer Mädchen“ mit dem Untertitel „Aus einer

unvollendeten Oper". Im Jahre 1832 war er mit einem schon vor längerer Zeit begonnenen Melodrama beschäftigt, das sein Bruder Karl komponieren wollte. In demselben Jahre bat Rauffmann den Dichter, an Stelle des säumigen Lohbauer ihm einen Text aus Ernst Schulzes „Cäcilie“ herzustellen. Von diesen Plänen und Ansätzen ist keine weitere Kunde erhalten; das einzige Libretto, das zum Druck kam, sind die nach einem Märchen des Dichters von ihm bearbeiteten „Regenbrüder. Oper in zwei Akten“.

Die „Regenbrüder“ sind kein bedeutendes Werk. Es ist der Text zu einer der Zauberopern, wie sie damals im Schwange waren, im Stil der dem Dichter so werthen „Zauberflöte“, Raimundschen Bühnenstücken und seinem eigenen „Letzten König von Orplid“ ähnlich, an satirischem Gehalt zu arm, als daß man auf Kerner's „Bärenhäuter im Salzbad“ verweisen könnte. Die Dichtung ist ganz auf die Couliissen zugeschnitten. Es fehlt darin weder an einem Feenreigen noch an einem unsichtbaren himmlischen Chor, weder an einem goldspendenden Regenbogen und sonstigen Lichteffekten noch an einem Wunderringe, weder an Verwandlungen noch an einem Götterkinde, an dem bis zur wohl vorbereiteten Enthüllung ein Mensch Vaterstelle vertritt.

Die Regenbrüder, wohlthätige Freunde des Landmannes in den Zeiten der Dürre, sind die drei Söhne eines Zauber Königs Thebar, der, mit Alrachnod, seinem gleich mächtigen Freunde, in verderblichen Streit geraten, wie dieser von den Göttern der Erde entrückt worden ist. Alrachnod hat drei Töchter hinterlassen, eine Seenixe Lemire, eine Waldnymphe Silvia und Justine, eine Art Windsbraut, der „Schlimmen Greth“ verwandt (aber von wohlthätiger Art), die als Dienerin in der Mühle des Landmanns Steffen weilt. Nach einem alten Spruch werden die Väter wieder einig in ihrer Kinder Liebe. Die beiden ältesten Töchter aber können nur erlöst werden, wenn ihnen, ohne daß sie sich zeigen, von Männern ewige Liebe und Treue geschworen wird. Justine, die Feltz, der zweite Regenbruder, liebt, verhilft ihnen dazu, indem sie die Schwestern, sich selbst mittels eines Zauberringes in sie

verwandeln, den beiden anderen Brüdern Viktor und Wendelin vorführt und diese zur Liebe entflammt.

Justine stellt die Verbindung mit dem Landvolk her, das in vorwiegend chorischer Verwendung namentlich am Anfang und am Schluß hervortritt. Auch dies idyllische Element war ja auf der Opernbühne populär, und so konnte der Dichter sich auch hier in seiner beliebten Mischung von Realität und Wunder ergehen. Die Regenbrüder sind sehr menschlich gehalten; sie sind verliebt und eitel, sie zanken sich, fluchen und lassen sich nasführen, während andererseits der Müller Steffen über eine recht unwahrscheinliche Beredsamkeit verfügt. Dennoch ist das Ganze in guter Laune erdacht. Eine ganz drollige, vielleicht aber zum größten Teil von Hermann Kurz hineingebrachte Episodenfigur ist der rationalistisch aufgeklärte, möglicherweise durch den fliegenden Totengräber vom Feldberg in Kerners „Reiseshatten“ beeinflusste Schulmeister Peterling, der samt Weib und Kind von den Regenbrüdern in die Lüfte entrückt und ad absurdum geführt wird.

Resignieren und der Musik sich dienend unterordnen muß ja jeder Librettist; dennoch steht Mörikes Text mit seiner gefälligen Fabel und straff gefügten Handlung hoch über den meisten seinesgleichen. Der „Letzte König von Orplid“ ist allerdings dichterisch wertvoller. Wie hier wechselt auch in den „Regenbrüdern“ Vers und Prosa, Pathetisches und Groteskes. Die Verse sind leicht, aber glatt und wohlklingend. Der Rhythmus weist im Hinblick auf die Komposition reiche Abwechselung auf.

Mörke schrieb seinen Text, dem er selbst nur einen „untergeordneten Wert“ beimaß, für Ignaz Lachner, der seit 1831 Kapellmeister in Stuttgart war, einen Bruder des berühmteren Franz Lachner. Nun war der Komponist dem Dichter zuvor gekommen, der, an den Nachwehen einer Krankheit leidend, sich nicht im Stande fühlte, den Schluß des Librettos fertig zu stellen. Mörke bat Bauer in die Bresche zu springen; doch verfügte dieser nicht über die nötige Zeit und stellte dem Freunde im Dezember 1836 einen Ersatzmann in Hermann Kurz, der mit Freuden die lang ersehnte Gelegenheit ergriff,

dem von ihm bewunderten Dichter nahe zu treten. Mörike war es gern zufrieden. Lachner verlangte nachträglich im Interesse der Musik, daß der Verfasser der Poesie — wie Mörike sich ausdrückt — „verschiedene wächserne Nasen“ drehe, und der überschwängliche Kurz übernahm die Arbeit, dem Marmor einige Glieder abzuschlagen und durch Gips zu ersetzen. Seine ersten Briefe an Mörike erstatten Bericht über seine Thätigkeit, mit der dieser ganz einverstanden war, wenn er auch bei der Druckkorrektur noch einiges änderte. Im Vorwort der „Fris“ dankt er dem jüngeren Freunde die „Ausführung der letzten Szenen“. Mit anderen bedauerte es Kurz, daß der Operntext, der ohnehin bloß einer musikalischen Uebersetzung bedürfe, nicht Felix Mendelssohn zugefallen sei.

Im April 1839 ging die Lachnersche Oper, ohne daß Mörike anwesend war, in Stuttgart zum erstenmal über die Bretter. Der „Schwäbische Humorist“, der am 26. Mai von der Aufführung berichtete, nennt den Text „ein allerliebste Märchen, in dem ein wahrhaft dichterischer Geist sich ausspricht“; er lobt auch die Aufführung und Lachners Musik. Dagegen hatte nach Rauffmanns Urteil der Komponist das Stück nicht recht anzupacken gewußt: einige Nummern seien hübsch, das meiste aber Reminiszenzen aus seinem älteren Ballett „Das Zithermädchen“.

Aus einem von Mörike unter dem 16. Juli 1841 an einen der Brüder Raussler geschriebenen Briefe geht hervor, daß der Regisseur Moriz vom Stuttgarter Hoftheater dem Dichter den Antrag gemacht hatte, für das in dasselbe Jahr fallende Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm ein Festspiel zu verfassen. Moriz fiel wohl gerade auf Mörike in Erinnerung an die zwei Jahre zuvor in Stuttgart aufgeführten „Regenbrüder“. Anfangs lehnte der Dichter ab mit der Begründung, nicht in der rechten Gemütsstimmung zu sein; war doch kurz vorher seine Mutter gestorben! Bald darauf fand er indessen zu seiner eigenen Ueberraschung dennoch die nötige Lust und erbot sich das Stück zu liefern. Inzwischen aber hatte man, wovon Mörike nichts wußte, bereits Hermann Kurz für den Plan gewonnen. Dieser jedoch, von Mörikes Sinneswandlung verständigt, trat freiwillig zurück und schrieb

an Rudolf Kauzler: „Wenn er so heiter ist, so wäre es eine Todsünde, ihn nicht machen zu lassen. Aber faß ihn tüchtig in die Klammern!“

Mörke ging nun frisch und rasch an die Arbeit und verfaßte „Das Fest im Gebirge. Dramatisches Spiel“ für eine Gedächtnisfeier am 27. November 1841. Es ist ein Singspiel, eine Art Zauberoper mit eingelegten Tänzen, in recht melodisch durchgearbeiteten fünffüßigen Jamben abgefaßt. Das Stück spielt in einem Thale der Schwäbischen Alb und verknüpft wiederum Märchenhaftes mit Realistischem. Die ländlichen Szenen mit ihren Aufzügen greifen in geisterhaft romantische ein, die den Bergfürsten mit Nymphen und Genien vorführen.

Der Held des Dramoletts ist der von allen hoch geschätzte Joseph, dem als dem tapfersten Soldaten vor mehr als fünfundsanzig Jahren am Rhein der damalige Kronprinz Wilhelm lobend die Hand gedrückt hat, und der eben diese Hand, welcher so hohe Ehre widerfahren, in seltsam weit getriebenem Patriotismus keinem Mädchen zur Ehe reichen will. Er ist mittlerweile siebenundvierzig Jahre alt geworden, und die Gemeinde wünscht ihn um jeden Preis zu verheiraten. Natürlich läßt denn auch die würdige Maid nicht lange auf sich warten. Die Handlung ist sehr schwach; zudem fehlt es dem Stück an der rechten Frische und Naivetät, so daß es noch unter den „Regenbrüdern“ steht. Es ist eben ein Gelegenheitsstück, das nur eine Absicht verfolgt: den Preis des Königs. Der König wird in seinem besten Soldaten abgespiegelt, der von ihm einen hübschen Zug erzählt, wie er nämlich im Felde verwundete Soldaten besuchte. Die Dörfler bilden den lobbereiten Chor und überbieten sich in wohlgemeinten, aber herzlich schwachen Strophen.

König Wilhelm wird auch als Mäcen von Wissenschaft und Kunst gefeiert, es wird der Verfassung gedacht, die er dem Volke gegeben, und auch auf die verstorbene Königin Catharina angespielt. Nicht minder loyal als die Landleute zeigen sich der Bergfürst und die Seinen, auch ihre Lösung heißt: Furchtlos und treu! Alle Herrschertugenden werden in fahlen Allegorien verkörpert. Das Ganze ist glatt und stili-

fiert, die Bauern sprechen nicht anders als die Nymphen. Kurz, es ist eine rechte frostige Gelegenheitsarbeit, die mit Schillers geistvoller „Eulldigung der Künste“ gar nicht zu vergleichen ist.

Wir besitzen das Stück in einer stark durchkorrigierten Reinschrift, eingetragen in ein blaues Heft in Großquart, das sich im Goethe- und Schiller-Archiv befindet. Mörike hatte es für den Druck bestimmt, wie aus allerlei Bleistiftanweisungen über das Einrücken der Zeilen und dergleichen hervorgeht. Doch fand das Stück am Ende beim Regierungsjubiläum keine Verwendung, wohl weil Mörike nicht fertig wurde. Vergeblich suchte der Dichter darauf nach einem Verleger. Hartlaubs Rat, das Festspiel dem Morgenblatt einzuschicken, gefiel ihm auch *lucri causa*, wie er schreibt, ganz wohl, doch befürchtete er, daß der „widerkönigische“ Gustav Pfizer als Redakteur die Sache wahrscheinlich von der Hand weisen würde, zumal der poetische Wert, wie Mörike sich gesteht, in der That nicht groß sei. „Uebrigens,“ fährt er fort, „hätt ich mich der Arbeit nicht zu schämen, an welcher sich am wenigsten verbirgt, daß sie mit wahrer Teilnahme gemacht wurde.“ Uns will das nicht recht einleuchten, und auch der Dichter selbst entzog sich zuletzt jeder Illusion und fügte anderthalb Jahre vor seinem Tode, bei einer Revision seines handschriftlichen Nachlasses, dem Manuskript in Rotstift die Bemerkung bei, es solle nie veröffentlicht werden. —

In den Jahren des Leidens, die der poetischen Produktion nicht günstig waren, gewährte dem Dichter die Versenkung in die stets geliebte antike Lyrik eine willkommene Beschäftigung. „Aus Gelegenheit eines Geschäfts,“ schreibt er am 16. März 1838 an Kurz, „das ich mir vorgelegt, um meine schrecklich müßige Zeit, in welcher ich nichts Tüchtiges thun kann, einigermaßen nützlich auszufüllen und wovon Ihnen Bauer vielleicht gesagt haben wird, habe ich einige Uebersetzungen probiert, unter andern einiges von Catull.“ Allmählich gestaltete sich der Plan eines umfangreicheren Uebersetzungswerkes, der sich auch des Honorars wegen sehr empfahl. Zunächst unterhandelte der Dichter über eine „Klassische Blumenlese“ mit der Mezlerschen Buchhandlung, die sich indessen ablehnend

verhielt; dagegen übernahm Schweizerbart den Verlag des Buches, das er mit zwei Karolin für den Bogen honorierte.

Kurz stand dem Freunde, der auf seinem Dorfe von allen Quellen abgeschnitten war, mit Rat und That zur Seite. Er übermittelte ihm Bücher aus der Tübinger Bibliothek, die damals der Germanist Adelbert Keller verwaltete. Der verspäteten Zurücksendung einer Catullausgabe danken wir ein schönes Gelegenheitsgedicht Mörike's. Seine „Leibspeise“ war Theokrit, den er im Jahre 1828 kennen und über alles schätzen gelernt hatte. Mit der Jahreszahl 1840 erschien unter weit-schweifigem Titel die „Klassische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer; nach den besten Verdeutschungen, teilweise neu bearbeitet, mit Erklärungen für alle gebildeten Leser“. Das Buch umfaßt 290 Seiten.

Die Blumenlese ist also kein Mörike'sches Originalwerk. Für die Homerischen Hymnen lagen die Uebersetzungen von Schwend und von Voß zu Grunde. Ramlar wurde mit seinen Verdeutschungen des Catull und des Horaz (die noch im „Mozart“ unübertrefflich genannt wird) herangezogen. Voß diente ferner neben Bindemann, Witter und Raumann für Theokrit, neben Strombeck für Tibull als Vorlage. Außer diesen Dichtern fanden noch Kallinus und Tyrtäus, Theognis, Bion und Moschos Eingang in die Anthologie. Bei der Auswahl und Bearbeitung wurde Mörike von Freunden wie Bauer unterstützt, der im Jahre 1841 selbst eine Sammlung römischer Satiren und Epigramme herausgab. Auch Kurz steuerte eine Horazische Ode bei.

Die Bearbeitung geschah in der Weise, daß Mörike die verschiedenen Uebersetzungen verglich und in ihren besten Stücken ineinander arbeitete. Nur wenige Verdeutschungen früherer Uebersetzer sind unverändert übernommen. Mancher Anstoß wird vom Dichter beseitigt, mancher andere bleibt indessen auch stehen, wie denn das Buch in sprachlicher und metrischer Hinsicht keine Musterleistung ist. Ungeschickte Wortbildungen (z. B. Vermuthbarkeit) werden nicht getilgt, der Hiate ist Legion und an metrischen Härten kein Mangel. Da giebt es Hexameteranfänge wie „Denn Zeus“, „Und eilt“; „Töchterchen“ wird

einmal auf der Mittelsilbe betont, und die zweite Hälfte eines klapprigen Hexameters lautet: „es rauschten dunkle Wellen“. Der Herausgeber kennt und bekennt übrigens selbst seine Schwächen auf diesem Gebiet. Eine philologisch stichhaltende Leistung ist die Blumenlese ebensowenig. So ändert Mörike in zwei Theokritischen Gedichten das Versmaß oder verkürzt eine Tibullische Elegie. Auch in kritischer Beziehung ist das Buch unzuverlässig, das den „Toten Udonis“ der Anakreon-teen dem Theokrit zuschreibt. Alles in allem nimmt es mithin in der Geschichte der deutschen Uebersetzungskunst keine hohe Stellung ein. Wenn Mörike auch Geist und Sinn der klassischen Vorbilder meist vortrefflich erfaßt, so ist doch die Form nicht immer antik empfunden. An metrischem Feingefühl überragen den Dichter Platen, Geibel, Leuthold, Herz und Henze. Der Wert dieser wenig selbständigen Kompilation liegt vielmehr in der Anregung, die sie Mörike selbst gab.

Die einzelnen Dichter sind mit kurzen Einleitungen und ausführlichen Anmerkungen versehen. Auch diese gehören überwiegend Mörikes Vorgängern. Ein weiterer Anhang mit mythologischen, geographischen und metrischen Nachweisen wurde für ein geplantes zweites Bändchen vorbehalten, das indeffen nie erschienen ist.

Während Mörike noch mit der Blumenlese beschäftigt war, trug ihm ein anderer Verleger durch Kurz eine Homerüber-
setzung an; auch das Angebot einer Shakespeareverdeutschung trat ihm nahe. Doch fühlte sich der Dichter so großen Arbeiten in keiner Weise gewachsen; ganz abgesehen davon, daß er ja das Englische nicht einmal beherrschte. —

Eine zweite Ausgabe, die er in dieser Zeit unternahm, war ein Werk der Pietät gegen das Andenken seines Jugendfreundes Wilhelm Waiblinger. Mörike hatte in den Verdammungsruf der Philister und Pharisäer gegen das unglückliche Genie niemals eingestimmt. Am 26. Dezember 1841 schrieb er an Hartlaub über jenen: „Er war ein ungewöhnlicher Mensch und ein außerordentlich gewandtes Talent. Alle, die aus der Ferne so cavalierement von ihm reden, sollen sich nur nicht einbilden, ihm die Schuhriemen aufzulösen.“

Auszusehen hatte auch er natürlich mancherlei an Waiblinger, vor allem die Hast, mit der dieser alles betrieb. Mörike hatte sich im Jahre 1841 viel mit des Freundes Schriften beschäftigt, die H. v. Canitz in neun Bänden herausgegeben hatte. Die in der That erbärmliche Ausgabe des „unwissenden, schäbigen Adelschnauzbarts“, wie ihn Mörike nennt, befriedigte den Dichter indessen durchaus nicht, besonders weil sie in der Auswahl zu wenig kritisch ist. „Darunter ist das meiste mittelmäßig, sogar unangenehm,“ schrieb Mörike; „hingegen ist ein Teil der Gedichte aller Aufmerksamkeit wert.“ So faßte er denn den Plan einer einbändigen Auswahl von Waiblingers Gedichten, bei der er eine „ins Einzelne eingehende Redaktion, hie und da mit einiger Nachbesserung, mit Wegschneidung gewisser Längen“ für notwendig hielt. In Reimer, mit dem er schon als Vikar angeknüpft hatte, und der als Waiblingers Verleger zunächst in Frage kam, fand er den Unternehmer, der das Buch im Jahre 1842 erscheinen ließ. Ihm legt er in einem Briefe vom 13. Dezember 1842 über die „wesentlich veränderte Gestalt“ der Gedichte Rechenschaft ab und erklärt, er habe sich nicht nur zu bedeutenden Abkürzungen, sondern häufig auch zur Umarbeitung ganzer Stellen und Strophen entschließen müssen, übrigens die Arbeit „im pflichtlichen Sinne eines Freundes des Verewigten und im ungeheuchelten Interesse der Litteratur unternommen“. Es war das allerdings eine sehr unkritische, völlig unwissenschaftliche Art, mit der Mörike hier verfuhr. Er ging in seiner Ausgabe viel weiter als etwa seinem Freunde Novalis gegenüber Tieck, der doch eher ein gewisses Recht zur Redaktion hatte, da er einen bis dahin so gut wie ungedruckten Dichter möglichst vorteilhaft einführen wollte. Waiblinger aber lag in verschiedenen Ausgaben vor, an denen Mörike geradezu zum Ramlers wurde; Strauß äußerte mit Recht, Mörike habe sich des Toten in einer gefährlichen Weise angenommen. Mörike aber meint im Vorwort seiner Ausgabe ganz naiv, da den Dichter sein frühzeitiger Tod verhindert habe, die strenge Auswahl seiner Gedichte, die er später ganz gewiß vorgenommen haben würde, selbst zu besorgen, so habe er als ein mit Waiblingers Art

und Weise hinreichend vertrauter Freund es für seine Pflicht gehalten, die letzte Feile an diese Gedichte zu legen. Einer Angabe, wie er zu Werke gegangen sei, glaubt er sich überhoben und überläßt jedem Beurteiler die Vergleichung mit den bereits sämtlich schon früher gedruckten Originaltexten. Einige der Stücke, an denen er geändert, hat er wenigstens im Inhaltsverzeichnis als solche kenntlich gemacht.

Mörke hat sich die größten Freiheiten genommen. Vor allem übt er ein überstrenges Amt des Streichens auch im einzelnen Zusammenhang. Das erste der Griechenlieder verliert fünf von seinen acht Strophen und erhält einen neuen Titel — es wird einfach ein neues Gedicht. Mörke erfindet zuweilen völlig neue Motive, er ersetzt ein Bild durch ein anderes, er dämpft und verschleiert, wo ihm etwas anstößig erscheint wie eine Stelle, die Waiblingers Religiosität in Frage stellen könnte. Ja er purifiziert auch, ohne freilich konsequent zu sein, indem er eine „Mänadenwut“ unterschlägt oder die „Töchterchen der Liebe“ zu „ungebultigen Kleinen“ macht. Er hat nicht den geringsten Respekt vor dem Original und ändert manchmal ohne ersichtlichen Grund. Er kann bei seiner Herausgeberthätigkeit nicht vergessen, daß er selbst Dichter ist, und fragt, anstatt den Freund auf seine Weise sich aussprechen zu lassen: wie hätte ich das gemacht? Oft ziehen wir die echte Fassung unbedingt vor und begreifen die Aenderung nicht; andererseits hat Mörke manche Stellen sehr verschönt, so die letzte Strophe des Gedichts „Der Tod“. Er hat wohl mit Schere und Rotstift einen harmonisch zusammenstimmenden Gedichtband hergestellt, der aber Waiblinger eigentlich gar nichts mehr angeht. Das Buch ist ein sehr seltsames, nicht nachzuahmendes Experiment Mörkes und als solches nicht ohne Reiz, aber kritischen Wert hat es in keiner Weise.

Im Jahre 1855 schlug Mörke, da die Sammlung, die auch noch eine Menge schlimmer Druckfehler enthielt, keine Beachtung gefunden habe, dem Verleger eine verringerte neue Auswahl vor, worauf Reimer indessen nicht einging.



Sechstes Kapitel.

Mörike als Lyriker.

Hat der Dichter im Geist ein köstliches Liedchen empfangen,
Ruht und rastet er nicht, bis es vollendet ihn grüsst.
Mörike.

Von Cleverfulzbach ging eines der wertvollsten Bücher des neunzehnten Jahrhunderts aus, das Buch, das einzig seinem Verfasser auf unabsehbare Zeit bleibende Bedeutung sichert, dasjenige, in dem er eine nur dem Genie vorbehaltene Höhe erreicht — Mörikes Gedichte. Es war ein sehr unzeitgemäßes Buch und hatte nicht den Erfolg, die Welt mit einem Schlage auf seine Seite zu ziehen; nur von wenigen bemerkt, trat es seinen Gang an, ganz im stillen machte es seinen Weg, und auch heute, nach mehr denn sechs Jahrzehnten, ist sein Ruhm noch nicht in alle Weiten gedrungen.

Mörke erwuchs nach Treitschkes Wort „in den Tagen der Ueberbildung und des Streites wie ein Wunderkind . . ., recht eigentlich ein zeitloser Dichter, in allem ein Widerspiel des Jungen Deutschland“, das die Lyrik für überlebt erklärte oder in den Dienst der Tagespolitik stellte. Und gerade das Allgemeingültige, Ewige bedarf langer Jahre, ehe es nach Gebühr erkannt und geschätzt wird. Das laute Kampfgeschrei der geistreichen Richtung, die in jenen Tagen das Ruder in der Hand hatte, übertönte das Rauschen des stillen Urquells. Die Zeit verlangte nun einmal Zeitdichtung, und selbst Friedrich Vischer stimmte im Jahre 1843 Herwegh bei, mit unserem Dichten sei es nichts, es sei jetzt die Zeit zum Trachten. Man forderte eine Tendenz, und in einem hübschen Epigramm versprach der scheinbar betroffene Mörke einem Kritiker, der das Fehlen einer solchen bei ihm gerügt hatte, sich gleich einen Knopf in sein Sacktuch zu machen. Der Knoten hat zum Glück nichts geholfen; der Dichter räumte seiner Zeit nicht das geringste Zugeständnis ein und wunderte sich darum auch

nicht sehr, daß sie ihn übersah. Er hat niemals litterarische Moden mitgemacht, ist zum Beispiel auch niemals mit Freiligrath, der in demselben Jahre 1838 mit einem Tyrikbände hervortrat, auf Löwen- und Giraffenspuren in der Glut des Wüstenlandes dahingeschritten. Er blieb in seiner stillen Enge mitten im wild erregten Deutschland und heimste köstliche Früchte ein, die einst den Enkeln derer, die ihn verkannten, zu gute kommen sollten. Damals sprach Freiligrath das böse Wort von dem Rainsstempel, der das Mal der Dichtung sei. Das Wort paßt auf Mörike so wenig wie alle anderen Schlagworte, die seine poetischen Zeitgenossen charakterisieren.

Schon äußerlich unterschied sich Mörike gar sehr von den Leuchten des Tages, den Titanen im saloppen Aufzug, mit dem weltchmerzlichen Blick und dem künstlich verwirrten Haar. Im ersten Augenblick zeigt er wohl den vollen Typus des behäbigen Landpfarrers, des behaglichen Philisters, aber auch nur im ersten Augenblick. Ein gutes, wenn auch nicht hervorragendes Porträt Mörikes aus etwas späterer Zeit ist eine Lithographie von B. Weiß, die den Dichter sitzend darstellt und nur den mit hochanschließendem Rock bekleideten Oberkörper sehen läßt. Der für die fast kleine Figur etwas große Kopf wird von halblangem Blondhaar mäßig umwallt, das, vorn in die Höhe gestrichen, die wundervolle hohe und runde Stirn frei läßt, die, über den Augen in gleichmäßigen geistreichen Hügel hervortretend, über der Nase und an den Schläfen in edlen Wölbungen zurückweicht. Die schön gebogene kräftige Nase leitet zu der viel weicherem, formloseren unteren Hälfte des Gesichts über, dessen volle Wangen sich schon in dieser Zeit zu senken beginnen, und dessen rundes Grübchenkinn schon beinahe in den kurzen Hals übergeht. Außerordentlich sprechend ist der anmutig geschweifte, festgeschlossene Mund, dessen Winkeln zwei stark melancholische Linien von der Nase her sich nähern. Das ganze, völlig glattrasierte Antlitz hat etwas Ruhig-Schlaffes, etwas Beschauliches zugleich und etwas Epikureisches, was bei Mörike zusammenläuft in ein volles Auskosten stiller Wehestimmungen. Ein seltsam zusammengesetztes Gesicht,

dessen obere Hälfte einem jungen Manne, dessen untere Hälfte einem Greise angehören könnte: eine heitere, wolkenlose Stirn und ein schwermütig geschwellter Mund. Seine höhere Einheit findet dieser zwiespältige Ausdruck bei Mörke in den graublauen Augen, die durch eine Brille klar und ernst, aber auch träumerisch und versunken in die Welt blicken, als fänden sie hier bei weitem nicht das, was das innere Schauen dem Dichter offenbare.

Mörke war nicht aus dem Holze geschnitten, aus dem die Männer der That gemacht sind. Die Welt war ihm, um mit Schopenhauer zu reden, weniger Wille als Vorstellung. Die großen Fragen der Zeit ließ er nur mit gedämpftem Brausen an seinem äußeren Ohre vorüberbrausen und bestieg in dieser kampfesfrohen Periode niemals die Zinnen der Partei. Er war kein männlicher Dichter wie Uhland, wie Schiller, sondern besaß die konziliante Natur, die Goethe sich zuschreibt; er schenkte es, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, zog sich vielmehr in sich selbst zurück und flehte:

Laß, o Welt, o laß mich sein!
 Locket nicht mit Liebesgaben,
 Laßt dies Herz alleine haben
 Seine Wonne, seine Pein!

Er mied als Mensch wie als Dichter in ängstlicher Sorge alle großen lebensstörenden Affekte; er fühlte, sie könnten ihn zerreißen und zerbröckeln. Er erlitt sie, aber er durchlitt sie innerlich, ohne andere an ihnen teilnehmen zu lassen und sie so zu vergrößern. In einem Brief an Rauffmann vom 10. Juli 1825 schreibt er: „Ich tepezziere mit Leid und Freude gerne so fort; sonst komm' ich aus dem Gleichgewicht und habe nach beiderlei Schwelgereien nachher wieder unendlich viel mit Schmerzen abzuräumen, zu sondern und einzuschachteln, wie wenn man alte Papiere, Briefschaften und dergleichen süßen Gärungsstoff aufgeschnürt und sich Kopfweh daraus gezogen hat.“ In Cleverfulzbach schloß er sich einmal längere Zeit ein, um der Mutter, die ihm wehe gethan hatte, sein schmerzliches Gefühl durch keine trübe Miene zu verraten. Sein allzu weiches

Gemüt bangte vor jeder rauhen Berührung; vor ernstern Auftreten, vor Aussprachen mit Andersmeinenden fürchtete er sich unsagbar. Nach dem Gebote des Evangeliums widerstrebte er nicht dem Uebel, sondern ließ es von selbst zur Ruhe kommen; er deckte das schlummernde mit leichter Hülle und sorgte nur, daß kein Fremder sie lüfte und die alten Geister von neuem beschwöre zu neuer Qual. Mörike war durchaus nicht arm an Leidenschaft; seine Dichtung läßt sie tief innen spüren, aber nach außen hin ist sie abgedämpft; sie blickt nicht empor in schnellem, verderblichem Feuer, sondern wetterleuchtet nur aus der Ferne der Erinnerung. „Du fürchtest den Schmerz der Leidenschaft, so wie das Uberschwängliche in ihren Freuden,“ läßt der Dichter den Schauspieler zu Nolten sagen, und mit den Worten, mit denen er im Roman den Maler Tillen charakterisiert, charakterisiert er zum Teil seine eigene Kunst: „Von der Natur nicht mit den Eigenschaften ausgestattet, die das Starke und Große . . . ausmachen, nahm er Gemüt und Geist durch eine stille Tiefe ein, durch einen sanften Reiz und innigen Seelenausdruck, insonderheit der weiblichen Figuren, und indem er seine Schwäche von seiten der Erfindung sehr wohl kannte, weitläufigere Kompositionen, sowie das Kühne, Aufgeregte gern vermied, um mit der größten Hingebung im Einfachen und Mildem zu verharren, konnte ihm . . . der wohlverdiente Beifall niemals fehlen.“ Auch Mörike kannte seine Grenzen sehr wohl und betete, weises Maß ühend:

Wollest mit Freuden
 Und wollest mit Leiden
 Mich nicht überschütten!
 Doch in der Mitten
 Liegt holdes Bescheiden.

Mörike war eine äußerst fein abgestimmte Natur und arbeitete stetig an der immer reineren Ausbildung seiner Gaben. Auf ihn paßt Lenaus Gleichnis von den alten Violinen, die mit der Zeit eine Menge Splitterchen aus sich herausspielen, weil sie nicht hineingehören in ihre Schwingungen, weil sie den in ihnen wohnenden Geist der Harmonie stören.

Hegel teilt einmal die menschlichen Naturen und Begabungen in zwei Klassen, von denen die eine Trieb und Beruf empfindet, aus sich herauszugehen und, was in ihnen lebt, objektiv darzustellen, die andere aber, in sich selbst verbleibend, vor allem dahin strebt, ihr Inneres in sich einstimmig zu machen, dessen verschiedene Kräfte zu üben und auszubilden, und so ihr eigenes Leben zu einem reichen und harmonischen Kunstwerke zu gestalten. Mörikes Natur war von der zweiten Art. Allem Fremden wehrte er eifersüchtig den Zugang. Er bedurfte seiner nicht. Er war das gerade Gegenteil eines Stoff suchenden Realisten; der rechte Stoff kam ihm ungerufen, der gerufene versagte sich seiner Hand. Es kam ihm alles von innen heraufgestiegen. Er brauchte nicht Studien zu machen, ehe er an die poetische Gestaltung ging; der Makrokosmos lag treulich beschlossen in seinem Mikrokosmos. Gleich seinem Nollen bespiegelte sein Inneres die Welt, wie die Sonne einen Becher goldenen Weines. Er brauchte sich nur der seit alters in ihm aufgespeicherten Schätze der Anschauung, der genialen Intuition zu bedienen; ja mehr, er hatte nur dafür zu sorgen, daß die reale Außenwelt, soweit sie seiner Seele fremd war und fremd bleiben mußte, nicht störend und verwirrend in sein Inneres hineindrang und das traumhaft Visionäre seines Schaffens beeinträchtigte. Alles Absichtliche ist ihm fern, Mensch und Dichter sind keinen Augenblick getrennt, denn der Mensch kann gar nicht anders sehen als mit den Augen des Dichters.

D. F. Strauß betonte und bedauerte immer wieder, daß Mörike nicht „stärkere Assimilationsorgane, oder, um es deutsch zu sagen, derbere poetische Fress- und Verdauungswerkzeuge“ zu teil geworden seien. Immer wieder lag er und ebenso Bisher ihm an, sich größeren, historischen Stoffen zuzuwenden. Mit Unrecht, denn sie maßen den Dichter, der sich selbst am besten kannte, mit falschen Maßstäben. Mörikes Organe reichten gerade für das aus, was er aufnahm, oder vielmehr, er nahm nur so viel auf, als er zu bewältigen die Fähigkeit in sich fühlte. Daher hat er sich auch nie poetisch übernommen, nie den größten Künstler Schmerz nicht ausreichender Schöpferkraft

an sich erfahren müssen. War sein Reich nicht groß, so beherrschte er es doch wahrhaft.

In der Lyrik freilich gebietet Mörike mit unbeschränkter Genialität. Mit einer bewundernswerten Treffsicherheit bannt er lyrische Uröne in Worte, die, was selbst einem Storm begegnet, niemals etwas Konventionelles an sich haben, sondern den Stempel der großen Persönlichkeit an der Stirn tragen.

Er griff nicht mit kräftig gestaltender Hand in den Thon hinein, um ihn mit bewußter Absicht nach seinem Willen zu kneten, sondern spielend gleichsam formte sich zumeist unter seinen weichen Händen eine scheinbar selbst beseelte Masse nach den ewigen, dem Dichter instinktiv bewußten Gesetzen der Schönheit. Mörikes Lyrik ist geworden, nicht gemacht; sie ist entstanden aus einer jener Stimmungen heraus, die ein Brief an Luise Rau schildert: „Da brennt stille das Licht vor mir, und wie es ruhiger in meinem Innern wird, hab' ich einen von den seltenen und geweihten Momenten, wo der Mensch gleichsam mit angehaltenem Atem auf den Grund der eigenen Seele niederschaut oder den geheimsten Puls seines ahnungsvolleren geistigen Lebens fühlt.“ Mörike ist eine weiblich empfangende Natur, und selten hat für einen Poeten das Wort, nicht er, sondern etwas in ihm dichte, tiefere Bedeutung als für ihn. „Der Genius jauchzt in mir,“ singt er einmal. Von selbst schwoll ihm die innere Fülle bis zur selbstthätigen Entfaltung der Knospe unter dem Sonnenblick einer glücklichen Stunde. Ein rascher Wurf in guter Stimmung — und das Werk war fertig. Reizend drückt das D. F. Strauß in einem seiner Briefe an Vischer aus: „Mörike nimmt eine Hand voll Erde, drückt sie ein wenig — und alsbald fliegt ein Vögelchen davon.“

Einige aufschlußreiche Mitteilungen über die Entstehung Mörikescher Gedichte seien hier herausgehoben. Am 18. Juli 1868 schreibt der Dichter an Moriz von Schwind über „Schön Rohtraut“: „Ich stieß einmal — es war in Cleverfulzbach — zufällig in einem Fremdwörterbuch auf den mir bis dahin ganz unbekannten altdeutschen Frauennamen. Er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut, und schon war auch

die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinüber und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte." Wie irgend ein zufälliges Motiv zur Urzelle einer Dichtung werden kann, beweist für Mörke auch eine briefliche Mitteilung Lohbauers an seine Braut; darnach brachte der Anblick Hölderlins, der oft mit einer weißen Mütze auf dem Kopf unruhig in seinem Zimmer hin und her lief, so daß man ihn bald an diesem, bald an jenem Fenster vorbeisichweben sah, Mörke auf den ersten Gedanken an den „Feuerreiter": „Sehet ihr am Fensterlein dort die rote Mütze wieder?"

Ueber die dichterische Ausarbeitung eines bereits erfaßten Stoffes verbreitet sich Mörke gelegentlich seiner Uebersetzung von Meiboms lateinischen Distichen „An den Schlaf". Das Gedichtchen begegnete ihm eines Abends beim Lesen im Bett und entzückte ihn so sehr, daß er sofort verschiedene metrische Uebersetzungen versuchte. Nachdem er schon mehrere Fassungen erhalten hatte, ohne mit ihnen zufrieden zu sein, löschte er das Licht und kam darnach auf eine neue Variation des Themas, eine Art von Sonett, das auf dreifache Weise mit dem Gedanken spielt, wobei er als besonders merkwürdig hervorhebt, daß ihm die Verse beinahe unwillkürlich in die Hände liefen. „Ich hatte die Augen zu und war durch den Genuß von allerhand gewürzigen Sachen in einer Art von Rausch, die Ohren brausten mir und ich zweifelte einigemal an meinem Wachen." Am anderen Morgen fiel ihm diese Beschäftigung gar nicht gleich wieder ein, und nur mit Mühe schrieb er die Verse aus dem Gedächtnis nieder, „Zeile um Zeile, wie etwas ganz Fremdes". In manchen Fällen war Mörke gar nicht einmal in der Lage, den Anlaß zu irgend einem Gedicht anzugeben, so bei dem ganz zufällig und blitzähnlich entstandenen „Besuch in der Karthause". Das Unentrinnbare der poetischen Aufnahme tritt deutlich an einem anderen Beispiel hervor. Mörke saß am 22. Mai 1841 unter einer Eiche und las in

der Bibel seiner vier Wochen vorher verstorbenen Mutter, dazwischen auf den Gesang der Vögel lauschend. Das Schlagen einer Nachtigall veranlaßte das Gedicht „An Philomele“. Dabei fiel ihm von ungefähr ein komisches, ganz stilwidriges Gleichnis ein, und „während des Heimgehens war ich,“ schreibt er an Hartlaub, „ganz im Gegensatz zu dem, was mich jetzt einzig beschäftigen sollte, durch den Geist des Widerspruchs genötigt, den Gedanken in ein paar Strophen auszubilden, indem mir unaufhörlich das alkäische Versmaß in den Ohren summt. Die erste Strophe hat sich sozusagen von selbst ohne mein Zuthun zusammengefügt.“

So schafft das echte Genie. „Es darf,“ wie Schiller von Goethe sagt, „nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen.“ Auch Mörike ist solch ein Sonntagskind der Kunst, und wie das Genie sich selbst ein Geheimnis bleibt, das spricht sich in dem Eingangsgedicht seiner Sammlung, das in seiner Tiefe und Vollendung niemand einem Einundzwanzigjährigen zutrauen möchte, wundervoll aus. Einem Krystall, den noch kein falscher Strahl des Lichts berührt, vergleicht darin der Dichter seine Seele; er fühlt sich als Gefäß der Dichtung:

Bei hellen Augen glaub' ich doch zu schwanken;
 Ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche.
 Seh' ich hinab in lichte Feenreiche?
 Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
 Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
 Die glänzend sich in diesem Busen baden,
 Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Mörikes Poesie ist immer wirklich erlebt, wenn auch zuweilen nur in der Phantasie. Nichts verdankt sein Dasein allein der Reflexion. Und die Erlebnisse werden ganz unvermittelt in Dichtung umgesetzt, ohne erst als poetische Reime empfunden und bewußt ausgenutzt zu werden. In latenter Poesie romantisch zu schwärmen war des reiferen Mörike Sache nicht. Eine hübsche kleine Anekdote erzählt, wie er einmal mit Geibel im Wagen von Stuttgart nach Cannstatt fuhr; dabei bedeckte

sich der Himmel mit Wolfenflocken, die von der untergehenden Sonne bemalt wurden. „Welch ein Schauspiel, lieber Mörke!“ sagte Geibel, indem er schwärmerisch dessen Arm ergriff. Dieser, von dem Gefühlsausbruch fast erschreckt, versetzte: „Das heißt man bei uns Schäfle.“ Durch solche Naivetät wirkt Mörkes Poesie so echt und wahrhaftig; er singt wie der Vogel auf dem Zweige, während Geibel nur zu oft der psalmodierende Sänger ist.

Haben wir die Art von Mörkes lyrischem Schaffen charakterisiert, so sei nunmehr sein Darstellungsgebiet abgegrenzt. Er ist reicher an Tönen als sämtliche anderen schwäbischen Dichter. Hermann Kurz meinte einmal, es sei schwer, Rubriken für alle Gedichte zu finden; Mörke sei ein poetischer Millionär, dem keine Münze fehle außer kupferner, und er wäre in Verlegenheit, eine genießbare Recension zu schreiben. Er begrüßte Mörkes Gedichtsammlung als ein völlig Ganzes: „Ein Menschenkind mit allen Engeln und Spinnen, die ihm über die Seele kriechen.“

Es ist nicht leicht, einen Ausgangspunkt der Betrachtung zu finden. Niemand erfaßt sogleich die volle und umfassende Bedeutung dieser Lyrik. Zunächst mag sie nur zierlich erscheinen „wie des Vogels Tritt im Schnee“, aber sie ist unendlich viel mehr als das. Auch mit Mörkes berühmtestem Gedicht, dem „Alten Turmhahn“, ist die Quintessenz dieser vielseitigen Dichtung noch lange nicht bezeichnet. Sie ist zu reich, um auf eine Formel gebracht werden zu können. Sie ist eine Schatzkammer von wunderbar buntem Glanz. Goethesche Tiefe und volksmäßige Schlichtheit, antike Anmut und romantische Formenfülle, barocker Spaß und kindlich rührender Märchenzauber, leidenschaftliche Gemütsregtheit und stille Beschaulichkeit ziehen uns abwechselnd an; und all das ist in einen matten Goldton getaucht, der Mörke so ganz eigentümlich ist. Er kann einfach innig und kindlich naiv sein und wiederum ein großer Herzenskundiger und Seher; er kann im Purpurmantel seiner prächtigen Sprache dahinschreiten und in possierlich hüpfendem Uebermut am derben Schwanz seine helle Freude haben; er kann das tiefste Gefühl rein und unberührt aus-

strömen lassen und seine Phantasie im abenteuerlichsten Arabesken schmuck tummeln.

Bei aller Liebe zur Einsamkeit ist er kein weltcheuer Fremdling. „Erdenleben, laß dich hegen, uns ist wohl in deinem Arm!“ singt er und bekennt:

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sehnend,
Sich dehnend
In Lieben und Hoffen.

Echt poetische Sinnlichkeit, die doch immer keusch bleibt, durchwärmt seine Dichtung. Zauberhaft duftende Frauenhaare haben ihm einst alle Sinne bestrickt, und in weltvergessender Leidenschaft kann er rufen: „Unter uns vergeh' die Erde, und kein Morgen soll mehr sein!“ Mörke hat wahrhaft genossen und eine Dionysische Genußfreudigkeit, wie sie in der „Herbstfeier“ glüht, sich bewahrt. Sie durchduftet vor allem seine Liebeslyrik, sowohl die liebliche Anmut in der unschuldig befangenen „Erinnerung“ wie die „Begegnung“ nach stürmischer Liebesnacht; und eine geradezu Goethesche Sinnlichkeit in Gefühl und Ausdruck atmet das „Erste Liebeslied eines Mädchens“. Mörke liebt die „schöne freundliche Gewohnheit des Daseins“ und fleht auf dem Siechbette die Muse an, ihm statt des Lorbeers nach dem Tode das Leben und fröhliche Blumen zum Kranze zu bescheren. „O Morgenrot, ich glühe von deinem Jugendblut,“ singt er, und

Mit thatenfroher Eile
Erhebt sich Geist und Sinn,
Und flügelt goldne Pfeile
Durch alle Ferne hin.

Und das Gedicht „Er ist's!“ scheint nur ein einziger seliger Jauchzer.

Doch so viel an goldener Heiterkeit und frohem Glücksegefühl bei Mörke entzückt, häufiger sind doch die dunkleren Töne der Wehmut und des Leides, und keiner kennt wie er die Sphäre gemischter Stimmungen, die die Seele „zwischen süßem Schmerz, zwischen dumpfem Wohlbehagen“

auf und ab wiegen. „Es wühlet mein verstörter Sinn noch zwischen Zweifeln her und hin und schaffet Nachtgespenster,“ singt er „In der Frühe“, und „halb ist es Lust, halb ist es Klage“, was „Im Frühling“ ihm die Sehnsucht erregt. Tief steigt er hinab in das Labyrinth der Brust und „wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen,“ mit einer Unmittelbarkeit, daß uns ein Schauer überläuft. Am meisten liebt er, wie Novalis, das „Dunkelklare“, gedämpfte Töne und halbe Farben, von leise verschleiernder Wehmut überhaucht. Vielleicht niemals ist das tiefe schweigende Leid des „Verlassenen Mägdleins“ schlichter und in all seiner Schlichtheit wahrer und ergreifender erfasst worden als in seinen Versen „Früh, wann die Hähne krähn“, die Storm „unergründlich schön“ nannte, und die sich in der That nur Goethes Gretchen- und Mignon-Liedern an die Seite stellen lassen. Gleich tiefes Mitgefühl erregen etwa die elegischen Verse „Ein Tännlein grünet wo“ und die der todgeweihten „Erinna an Sappho“.

Mörke sucht an Feinfühligkeit für die leisesten seelischen Affekte seinesgleichen, aber weltlichmerzliche Dissonanzen läßt in seiner reifen Dichtung sein gesunder Sinn nicht aufkommen, und vor dem Empfindsamen, Weichlichen und Süßlichen bewahrt ihn sein Humor und die stete Berührung mit der Natur, die ihm immer von neuem „Erstlingsparadieseswonne“ in alle Adern gießt, wenn er „am frisch geschnittenen Wanderstabe“ in der Frühe Hügel auf und ab zieht. In ihr entspringt die trutzige Frische, die in seinen Volker-Liedern, in seinen Jägerliedern in „gesundem Knall und Widerhall“ sich entlädt. Voll mythologischen Gestaltungsdranges beseelt er die Natur mit menschlichem Leben und fühlt sich in sie hinein. Sie wird ihm zur Geliebten, und er wirft den sehnsuchtsvollen Leib in den Fluß, der „mit Liebeschauerluft“ ihm die Brust „herauf fühlt“ und die hingegebenen Glieder wiegt. Zugleich aber ist die Natur dem Freunde Spinozas und Schellings das Göttliche, mit dem er voll pantheistischer Inbrunst sich zu vereinen strebt. So beut er dem Wasserfall die nackte Brust; ertrinken möchte sie in ihm, und enttäuscht

fragt der Dichter, als das kühle Naß von ihm abtropft: „Was ist's, das meine Seele von dir trennt?“ In noch unklaren, verworrenen Bildern spricht diesen Drang nach mystischer Verinnerlichung der apokalyptisch dunkle Hymnus „Die Elemente“ aus.

In dieser hingebenden Liebe zur Natur, auch zum Kleinen und Kleinsten in ihr, liegen die Wurzeln für Mörikes Hang zur Beschaulichkeit, zur Versenkung in die Geheimnisse des Lebens und zur Idylle. Dann schließt er zu stiller Feier sich gegen die Menschenwelt ab, freut sich, den „Frazen der Gesellschaft“ entronnen zu sein, und spricht zu seinem Herzen:

Laß uns fest zusammenhalten!
Denn wir kennen uns einander,
Wie ihr Nest die Schwalbe kennt.

Lange Nachmittage kann er am Waldsaum liegen und die Augen in der Ferne weiden lassen. Da wird ihm jeder Strauch, jeder Palm zur Schlinge, die ihn „in liebliche Betrachtung fängt“; dann sucht er die Einsamkeit zu süßem Genuß, dann lauscht er dem geheimnisvollen Säusen seiner inneren Flamme und steigt zum „Abgrund der Betrachtung“ nieder. Dann hört er „aus der Gottheit nächt'ger Ferne die Quellen des Geschicks melodisch rauschen“ und schwingt sich über alle stoffliche Schwere hinaus, um nur noch in der Dichtung „reinem Dufte, als im Elemente“ zu leben.

Anfangs entspringt dieser Drang nach dem Alleinsein einer fast mimosenhaften Kränklichkeit; mit allzu leidenschaftlicher Inbrunst sinkt er in die Arme der Natur „voll großer Pracht, die drückend mich erschüttert,“ und äußert in einem Briefe, er habe sich an seinem übergroßen Gange zur Natur beinah aufgerieben. Bald aber ist es nur noch ein zeitweiliges Zurückziehen in die Urheimat, aus der der Dichter immer gern wieder in das Leben zurückkehrt.

Mörike berührt sich auch in der Idylle nicht mit sentimentalischen Dichtern wie Tibull oder Salomon Gesner, sondern mit naiven wie Theokrit oder Goethe. Er sucht nicht Natur, um nach Schillers klassischer Scheidung zu verfahren, sondern

er ist Natur. Es ist nicht ängstliche Weltflucht eines verletzten Gemütes, was ihn zum Stillen und Kleinen zieht, sondern innige Freude an herzlicher Beschaulichkeit. Nicht der leidenschaftliche Pessimismus eines Rousseau läßt Mörke wünschen, als Jäger, Hirt oder Bauer für Knüttel und Beil geboren zu sein und an der Seite eines schlichten Weibes des Tages Last und Hitze in rauher Einfachheit zu ertragen; genießen will er vielmehr ein solches Leben. Er ist durch und durch Optimist. Auch will er keineswegs gleich dem Sturmvogel der französischen Revolution Kunst und Bildung verbannen, sondern das ist sein Wunsch inmitten solcher Idylle, in Winternächten am Ofen und auf der Schnitzbank die märchenfindernde Muse anzurufen. Auch sucht der Dichter nicht die einsame, kahle Klosterzelle auf, sondern den fein gebildeten, lebensfreudigen Cistercienserabt oder Karthäuserprior, und sein eigenes Pfarrhaus, das die schönste kleinere Idylle der deutschen Litteratur, der „Alte Turmhahn“, so unübertrefflich schildert, ist der Sitz allen Behagens und aller Gemütlichkeit.

In der „Waldbidylle“ ergötzt sich der Dichter an den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, dem Büchlein, das, wie er sagt, das lieblichste bleibe. Er preist die Muse des Märchens, die „dichtendem Volkswitz oft köstliche Nahrung gereicht,“ und bekennt: „Märchenhaft fühl' ich mich selbst, mit aufgeschlossenen Sinnen.“ Das Märchen — gleich dem Idyllischen, dem Mystisch-Tieffinnigen und dem Humor ein Erbe des schwäbischen Stammes — ist von früh an ein Hauptelement in Mörkes Dichtung. Von Kind auf schuf er sich selbst seine zauberhaften Fabelwesen und lebte seine Phantasmagorien mit größter Intensität. Seine epische Lyrik hält sich ganz im Gebiete des Wunderbaren. Historische Stoffe wählt er im Gegensatz zu Uhland überhaupt nicht; höchstens in „Erzengel Michaels Feder“ lehnt er sich an eine Legende an, die sich später in Ernst Meiers „Deutschen Volksmärchen aus Schwaben“ findet, und die Kerner auch in das Bilderbuch aus seiner Knabenzeit einführte. Wenn Schiller im Jahre 1798 an Goethe schreibt: „Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine an-

schluß einiges nachliefern, so vor allem „Schön Rohtraut“, wohl die herrlichste seiner Romanzen. Auch hier giebt Mörke nur ein Minimum von Handlung, die er nur in wenigen Situationen blickartig beleuchtet, aber gerade das ist hier von eigenartigem Reiz, den das für den Dichter so charakteristische Niederdämpfen und Nachzitternlassen aufs höchste steigert. Hier besonders tritt seine große Kunst des Nur-Andeutens, aber Nicht-Aussprechens zu Tage. Das Gedicht ist zeitlich wie räumlich vollkommen unbestimmt, vom Helden erfährt man nicht einmal den Namen, und trotz der dünnen romantischen Handlung verfällt der Dichter nicht ins Weichliche, Zerfließende; dafür sorgt das glückliche knappe Gefüge und der stumpfe Reim der leicht geschürzten Strophenform. Außer Goethe und Storm giebt es vielleicht keinen Dichter, der dies Wunder von keuscher Jartheit hätte schaffen können. Wie anders hat Bürger einen ähnlichen Stoff in „Lenardo und Blandine“ behandelt!

„Schön Rohtraut“ ist eine der wenigen Mörkeschen Balladen, die des Zauberhaften, Uebernatürlichen entbehren. Sonst ziehen meist Feen und Elfen, Gespenster und Hexen, Zauberer und Riesen vorüber. So der Magier Dracone, die Nixe Binsfuß, das Feengebilde Silpelit aus der Orplid-Welt, das spinnende Zaubermägdlein hoch in der gläsernen Kugel am Turm, das, eine andere Lorelei, den Schiffern Verderben bringt. Doch all das erhebt sich weit über die romantische Mode. Paul Heyse hat recht, Mörkes Romantik als realistisch zu bezeichnen, denn alle seine Fabelwesen haben vom Dichter individuelles Leben empfangen und sind grundverschieden von dem landläufigen Marionettenapparat. Sie sind für den Naturmytiker Mörke wirkliche Beseeltheiten des Elementarischen; ihm erscheint, wie dem Kindheitsalter der Völker, im Sturm wirklich noch die Windsbraut. Seine Phantasie nennt Wischer darum mit Schleiermachers geistvollem Ausdruck personbildend. Das tritt besonders auch im Humoristischen hervor. Der „Sichere Mann“ zum Beispiel ist von einer erstaunlichen Realität, und ganz originell ist die Kosmogonie, die dieser ungeschlachte Gesell in der Unterwelt zum besten

giebt. Er ist von Mörike geradezu aus dem Nichts gestampft worden, so sehr man sich an klassische Vorbilder oder an die Riesen des deutschen Volksmärchens erinnert fühlen kann. „Seinen geliebtesten Fraß zu verdaun, saftstrogende Rüben,“ liegt der „Schweinpelz“ mit den „wackeren Stiefeln“ in seiner Höhle und lichtet die rußigen Kammern seines Gehirns. Leicht gemahnt er auch an den Riesen Schlagodobro in Immermanns „Zulifantchen“. Es wurde Hermann Kurz nicht schwer, an „diesem über allen Ausdruck prächtigen Patron“ in einem famosen Brief an Mörike fortzudichten. Mit Recht meint er, der Sichere Mann könnte, ohne im mindesten zu befremden, auf dem Ida oder in Sizilien uns entgegentreten; „er ist der reinste Blutsverwandte vom Epyklopen, und ich weiß keinen Poeten, dessen phantastische Gestalten so toll und so plastisch zugleich wären wie die Ihren“. Ganz nach seiner Art spinnt er den Stoff weiter aus und meint — im Gegensatz zu dem gestrengen Mythenkritikus Strauß, der die Dichtung scharf ablehnte —, es sei der Mühe wert, auf diese Elemente ein ganzes Epos zu gründen und die Maschinerie der antiken Epen mit unseren vorhandenen oder erdachten Nationalmärchen humoristisch zu verschmelzen. Mörike wußte, was er that, als er es bei seinem Gedicht bewenden ließ.

Der „Sichere Mann“ versetzt uns mitten hinein in das weite und bunte Reich des Mörike'schen Humors, den er mit allen schwäbischen Dichtern (den einzigen Hölderlin ausgenommen), mit niemandem aber mehr teilt als mit Justinus Kerner. Gleich diesem hat Mörike seine Lust am geradezu Nürrischen, wie es das Ragenjammergebicht „Zur Warnung“ mit seinem „schmöden Vafel“ darstellt. Sein Humor umfaßt die ganze Skala vom Grotesken (wie eben im „Sicheren Mann“) bis zur zierlichen Neckerei seines „Elfenliedes“. Ungerufen kommen dem Dichter die tollsten Einfälle der Laune. In Klopstocks Oden lesend, wird er arg geplagt vom Mückenvolk, dessen Sechsfüßigkeit zufolge er für sein Gedicht den klassischen Senar erwählt; er benutzt das Buch am Ende nur noch zum Fangen der Mücken, die er zwischen den Blättern zerquetscht,

und den erhabenen Messiasfänger lustig parodierend, redet er eine der Todgeweihten mit jenem dem Monde geltenden, leicht gewandelten Verse der „Frühen Gräber“ an: „Du fliehst! o bleibe, eile nicht, Gedankenfreund!“, nicht wenig vergnügt, daß nun ein künftiger Leser in Klopstocks Oden zu seiner Verwunderung etwelche Schnaken finden werde. Als Parodisten zeigt den Dichter auch „Lammwirts Klagelied“, das mit ungezwungenem Witz „Schäfers Klagelied“ von Goethe nachbildet. In der „Apostrophe“ macht er sich in ähnlicher Weise über einen geistlosen Nachahmer Rückert'scher Formenkunst lustig, während ein von Zwiebeln handelndes Gelegenheitsgedicht an Uhlands „Mohn“ anknüpft. Ergötzliche Figuren sind der Präzeptor Biborius als fanatischer Essigfabrikant oder der leidenschaftliche Sonnenuhrenmacher, der schließlich sein eigenes Gesicht mit Zahlen bemalt, sich in die Sonne stellt und mit dem Schatten seiner Nase experimentiert. Als Satiriker von feiner Beobachtung beweist sich Mörke in der Erfindung gewisser Typen wie der „Sommerwesten“ oder der „Sehrmänner“, und satirisch ist er auch in seinem einzigen politisch angehauchten Gedicht „Hanswurst in der Sandmühle“. So beherrscht der Humor diese Gedichte als satte Grundfarbe, während er in anderen nur als leise Tönung hervortritt. Niemals aber ist er bissig und giftig, sondern stets lebenswürdig und höchstens koboldartig, und niemals schlägt dem Dichter die Stimme über; wie bei Larkens bleibt auch bei Mörke „die strotzende Ader der komischen Kraft innerhalb der feinen Schönheitslinie“.

Als Epigrammatiker steht Mörke nicht auf bedeutender Höhe. Er ist stets gehaltvoll und anmutig in der Form, aber nur ausnahmsweise, etwa in den Versen des „Liebhabers an die heiße Quelle zu B.“, von witziger Schlagkraft. Mörke gab seinen Witz meist in harmlosen Gelegenheitsgedichten aus, die sich übrigens keineswegs auf das Feld des Humors beschränkten. Er hat das Gelegenheitsgedicht, nach Goethe die erste und echteste aller Dichtarten, vielmehr auf eine litterarische Höhe gehoben, die von der gerade bei den Schwaben so beliebten Kasualpoesie himmelweit entfernt ist. Gelegenheits-

gedichte wie das „Hochzeitlied“, „An den Vater meines Vaters“, „An Hermann“, „An Wilhelm Hartlaub“ sind lyrische Perlen ersten Ranges.

Kirchliche Gedichte hat Mörike so gut wie gar nicht verfaßt, wohl aber solche mit religiösen, namentlich katholisch gefärbten Stoffen. Die düstere Feier der „Karwoche“ mit ihrem weihrauchduftigen Prunk besingt er oder die „mystische Glorie“ der „Christblume“, und die Legende ist ihm teuer. Demütig und gläubig ist das schlichte „Gebet“, tiefsinnig dagegen das Gedicht „Wo find' ich Trost?“, das, wie von dem sich verflüchtigenden Pietismus eines Schleiermachers leise gestreift, sich in das Geheimnis der Göttlichkeit versenkt. Gedichte wie „Zum neuen Jahr“, „Auf ein altes Bild“, „Schlafendes Jesuskind“ (nach einem Gemälde Albanis) erinnern in ihrer heiligen Einfalt und kindlichen Andacht an die Bilder eines Fra Angelico da Fiesole, an die duftig zarte Marienlyrik eines Novalis.

Bei aller genialen Ursprünglichkeit ist Mörike doch keine Erscheinung, die an ihrer Stelle in der Geschichte der deutschen Lyrik geradezu verblüffen könnte. Er hängt vielmehr organisch mit ihr zusammen; er knüpft, wie das mit einzelnen Hinweisen bereits angedeutet ist, an Vorgänger an, um aber, was er ihnen entnimmt, nach eigener Weise auszugestalten und fortzuführen. Er hat nicht neue Stoffe, neue Formen erfunden; originell im höchsten Sinne ist indessen seine Persönlichkeit, die sich in ihnen abbildet.

Mörike hat Brocks und Hölty in Versen gefeiert. Der eine war ihm wegen seiner beschaulichen Liebe zum Kleinen, der andere durch die zarte Innigkeit seiner Natur- und Liebeslyrik wert, aber von einem merklichen Einfluß ist nicht wohl zu sprechen. Deutlicher schon ist die Berührung mit einigen schwäbischen Dichtern, zum Beispiel mit Chr. Ludwig Neuffer. An sein „Morgengemälde“ erinnert Mörikes Eingangsgebidht „An einem Wintermorgen“, das den Sonnenaufgang freilich viel anschaulicher und schöner darstellt als das Neuffer'sche Seitenstück, das noch zu Auroras goldenem Wagen greifen muß;

ferner sei auf die Ähnlichkeit zwischen Mörkes Gedicht „Fragst du mich, woher die bange Liebe mir zum Herzen kam“ und einigen Versen in Neuffers „Lindamor an Cölinen“ hingewiesen. Der Einfluß Matthiassons auf Mörke ist sehr gering; wie viel wahrer und tiefer dieser die Natur erfaßte, lehrt ein Vergleich seiner Gedichte „Mein Fluß“ und „An Philomele“ mit Matthiassons äußerlich sehr ähnlichen „Badelied“ und „Die Nachtigall“.

Die vollste Wirkung übte Goethe auf Mörke aus; sein Gedicht „Antike Poesie“ preist „Iphigeniens Dichter“ als den Meister, der mit reiner Opferschale den echten Tau der alten Kunst schöpfe. Ueber Mörkes poetische Verwandtschaft mit Goethe waren seine Freunde von Anfang an einig, wie es heut alle Kenner sind. Namentlich Hermann Kurz kann nicht oft genug dieser Ueberzeugung Ausdruck geben. „Was Sie sagen, darunter ist mir immer, als hätte Goethe sein Vid. gesetzt,“ schreibt er einmal an den Freund und droht ihm ein anderes Mal, er werde ihn gelegentlich um seinen Kredit zu bringen suchen durch die Beschuldigung, er habe Goethes verlorene Lieder auf irgend eine illegitime Art an sich gebracht, um sich nun damit zu brüsten. Ein Gedicht wie „Rat einer Alten“ ist ganz Goethisch, ohne daß Mörke den Meister im geringsten nachgeahmt hätte. Mit einfachen Parallestellen kann man die zarten Beziehungen zu ihm nicht einfangen und auf Formeln bringen. Denn Mörke übernimmt nicht etwa bewußtmaßen Goethes Stil, geschweige denn Stoffe und Motive, sondern ein voller Hauch tiefinnerster Seelenverwandtschaft ergießt sich von seinen Lieblingen, mit denen er lange dichterisch verkehrt hat, über ihn selbst. Er dichtet nicht, wie sie gebichtet haben, aber er dichtet aus derselben Stimmung heraus. Nicht an das, was sie gestaltet haben, lehnt er sich an, sondern an das Wesen der gestaltenden Dichternatur. Er übernimmt, um ein Genesches Bild zu brauchen, nur die Tonart, um in sie seine eigene Melodie zu ergießen; er „konnte sich hingeben, ohne sich zu verlieren“. Solche Gedichte von gleicher Tonart sind die Goetheschen „Wechsel“, „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ gegenüber den Mörkeschen

„Mein Fluß“, „Septembermorgen“: es ist in beiden Fällen dieselbe sinnliche Fülle des Naturgefühls, in gleich naiver Einfachheit ausgedrückt. Auch die herrlichen Gedichte, die beide an die Spitze ihrer gesamten Lyrik gestellt haben, ließen sich miteinander vergleichen, wie sich Mörikes „Hochzeitslied“ gleichfalls mit Goethes „Zueignung“ berührt, und sein „Besuch in Urach“ hat Seitenstücke in Goethes „Ilmenau“ und dem Faustmonolog vor dem Wasserfall „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig“. Der „Alte Turmhahn“ und „Erzengel Michaels Feder“ zeigen in ihrem archaisierenden Stil Verwandtschaft mit „Hans Sachsens poetischer Sendung“ oder der „Legende vom Hufeisen“, Mörikes „Hanswurst an der Sandmühle“ mit Goetheschen Farcen wie dem „Jahrmärtsfest zu Plundersweilern“.

Eine Abhängigkeit von Schiller liegt bei Mörike nicht vor. Seiner Lyrik ist das Pathetische fern. Höchstens könnte man bei der „Herbstfeier“ an Schillers große Kulturgedichte denken; doch ist Mörike auch hier von Goethe nicht verlassen, wie die sinnliche Beseelung im einzelnen darthut. Manches hat er mit Hölderlin gemein. Sein Hang zur Einsamkeit und zur Spekulation, sein Leben und Weben im Geiste der Antike stellt ihn dem älteren Landsmann an die Seite, mit dem er auch in der schwärmerisch verinnerlichten Naturauffassung verwandt ist. Tief sind sie beide, Hölderlin im Geist, Mörike im Gemüt, und da der Fluß und Schwung seiner Verse nicht, wie bei Hölderlin oft, der naiven Anschaulichkeit und gesunden Frische entbehrt, so ist er der größere Lyriker. Mörike steht in glücklichster Mitte zwischen Hölderlin und Uhland, der doch oft etwas gar zu Gesundes, Normales hat. Es giebt bei Uhland so gar nichts Problematisches. Er ist zu klar und durchsichtig und vermag, abgesehen von den Frühlingsliedern und einigen anderen echt lyrischen Gedichten, nicht zwischen den Zeilen zu schreiben, und läßt so dem nachtastenden Gefühl, der nachschaffenden Phantasie selten etwas zu thun übrig; es geht bei ihm alles restlos auf. Ist Hölderlin zu sehr Grieche, insofern ihn der ideale Schwung zuweilen allzusehr der Wirklichkeit entrückt, und steht Uhland

allzufest auf der Scholle, so ist Mörke von diesen beiden Gegenständen zu seinem Vorteil gleich weit entfernt.

Von den eigentlichen Romantikern steht zunächst Novalis Mörke nahe, von dessen Gedichten manche — so gleich das erste — uns wie ein Amalgam von Goethe und Novalis anmuten. Mit Tiecks Lyrik teilt Mörke das Stimmungsvolle und das Phantastische, das flüssige Wogen und Wiegen, nur daß seine besten Gedichte nicht wie die Tieckschen Musik machen, sondern Musik sind. Mörke ist viel tiefer und wahrer als Tieck, den der romantische Spieltrieb zum bloßen Virtuosen gemacht hat. Nur ganz kurze Zeit hat Mörke im Banne Heines gestanden, ohne sich gegen dessen poetische Bedeutung zu verschließen; „er ist ein Dichter ganz und gar,“ äußerte er später einmal zu Storm, „aber nit eine Vierteltund’ könnt’ ich mit ihm leben wegen der Lüge seines ganzen Wesens.“ Dennoch zeigt beider romantische Märchenphantastik eine gewisse Verwandtschaft. Gedichte wie „Vom Sieben-Nixen-Chor“ und der Prinzessin Liligi gleichen Heines „Donna Clara“ (auch in dem korrespondierenden Stil) oder „Bimini“: ähnliche spukhafte Begebenheiten, mit demselben fremdartig bunten Schmelz der Sprache geschmückt, gleiten in denselben leichten reimlosen Trochäen dahin; und Heines „Traumbilder“ könnten wohl unmittelbar auf Mörkes „Nächtliche Fahrt“ („Jüngst im Traum ward ich getragen“) gewirkt haben.

An die Donaufahrt am Ende von Fouqués „Undine“ erinnert das Motiv in Mörkes „Zwei Liebchen“ („Ein Schifflein auf der Donau schwamm“).

Nächst Goethe ist Mörkes Lyrik besonders dem Volksliede verwandt. Gedichte wie „Die Soldatenbraut“, „Der Tambour“, „Der Knabe und das Jmmlein“ sind ohne das Volkslied kaum zu denken. „Im Weinberg auf der Höhe“, „Der Knab’, was hält er in der Hand?“, „Ach Rüper, lieber Rüper mein“, „So tröste sich Leid mit Leide“, „Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad“, „Wie heißt König Ringangs Töchterlein?“, „Es scheinen drei Sterne so hell“, das sind Verse, die unmittelbar aus „Des Knaben Wunder-

horn" stammen könnten. Auch zahlreiche Einzelmotive sind dem Volkslied entnommen, zum Beispiel das Schwälblein als Botin und Unheilkünderin, das sich etwa in der morlakischen Geschichte „Radoslaus“ bei Herder so findet. Volksmäßig ist die einfach innige Natursymbolik. An das volksmäßige Wunschlied schließt sich Mörike an: „Wenn meine Mutter hexen könnt“ und „Wenn meine Mutter Frau Kaiserin wär“. Ganze Verse nimmt er wörtlich herüber, desgleichen einige Rehreime wie „Ein Stündlein wohl vor Tag“ und „Schweig stille, mein Herz“; in den Wunderhorn-Liedern „Es wollt' ein Jäger jagen“ und „Es reit' ein Herr und auch sein Knecht“ heißt es: „Drei Stündlein vor dem Tagen“ und „Schweig stillen!“ Mörike dichtet Rollenlieder, in denen die vom Volkslied am meisten begünstigten Stände wie Schäfer, Jäger, Fischer, Müller, Gärtner, Soldat, Räuber auftreten, und er dichtet genau so anspruchslose Kinderverse („Mausfallen-sprüchelein“), wie sie Voß zu seinem Alerger im Wunderhorn fand. Direkte künstliche Nachbildung des Volksliedes aber, die auch Uhland mit Recht verwarf, pflegte Mörike nicht. Wohl kannte er es wie wenige und studierte es immer wieder, aber als Dichter wahrte er sich doch durchaus seine individuelle Freiheit. Er schrieb sich die Edwardballade ab oder die Balladen aus Shakespeares Dramen, ohne des Englischen eigentlich mächtig zu sein; er schmecke den Sinn nur heraus, schreibt er an Kurz. Wenn er der „Ritterlichen Werbung“ den Untertitel „Englisch“ giebt, so ist das eine Fiktion; auch daß er das Gedicht „Ein Tännlein grünet wo“ im „Mozart“ als böhmisches Volkslied bezeichnet, ist willkürlich; eher könnten ihm an einer Stelle italienische Rispetti vorgeschwebt haben, in denen es heißt: „Ich sah ein Rößlein gehn mit muntern Sprüngen, Auf einer Wiese sah ich's angebunden.“

Noch stärker als Mörikes stoffliche Berührung mit der Volkspoesie ist die stilistische. Er übernimmt in den hierher gehörenden Gedichten ihren knappen, sprunghaften Stil, der gern Zwischenglieder in der Erzählung übergeht. Er befließt sich jener Schlichtheit der volksmäßigen Darstellung, die allen äußeren Glanz verschmährt („wie die singenden Vögel einsfarbig

sind," sagt Wilhelm Grimm); so ist das Gedicht „Das verlassene Mägdlein" von vollendeter Einfachheit, die keines eigenartigen Wortes, keiner auffallenden Konstruktion bedarf. Mörke liebt andererseits dramatische Rede und Gegenrede, die in der „Ritterlichen Werbung" streng stichomythisch gehalten ist. Sein Stil ist voll von Inversionen und Asyndeten und pflegt den Schematismus des Volksliedes, der namentlich in wörtlichen oder freieren Responionen hervortritt und ringförmige Schlüsse bevorzugt. Er bedient sich des Formelhaften, Altertümlichen und Mundartlichen. Hierher gehören Wendungen wie: „Hört an, was weiter werden mag", „Thut fischen und jagen", „Wohl auf und wohl ab", „Da ging es an ein Küssen", „Schau, was ein Nebel zieht am Berg", „Mein Herzlein rot", Wörter wie Ziefer, Glast, Sprüchel, Bübel, Fudeln, Knopern, wunniglich, spat, halt, gelt; coupierte, verlängerte oder unflektierte Formen wie gewend't, hätt', rosenfarb; Herze, Herre, ritte, zerfiele, schwüle, daheime; ein hölzern König, ein tief Gewölb, ein trunken Mann, schön lang Gras, auf zwei Rad; Verstärkungen wie „und sung und sung sich schier zu Tod", „seit viel vielen Jahren durch die weit weite Welt", „da kam der Wind, da nahm der Wind". Besonders eignet die alte holzschnittmäßige Manier Gedichten wie „Des Schloßküpers Geister zu Tübingen", „Storchenbotschaft", „Erzengel Michaels Feder", die halb Legende halb Hans Sachs'scher Schwank ist, und von Hans Sachs beeinflusst ist auch „Der alte Turmhahn", dem das altertümlich gravitatische Gewand so ausgezeichnet zu Gesichte steht. Wie vortrefflich steigert in folgenden Versen die sparsame Patina die humoristische Wirkung:

... Der Herr mit Abraham
Vor seiner Hütte zu reden kam,
Und ihm einen Sohn versprach.
Sara sich Lachens nicht entbrach,
Weil beide schon sehr hoch betaget.
Der Herr vernimmt es wohl und fraget:
Wie, lachet Sara? Glaubst sie nicht,
Was der Herr will, leicht geschieht?
Das Weib hinwieder kausen machet,
Spricht: Ich habe nicht gelachet.

Das war nun wohl gelogen fast,
 Der Herr es doch passieren laßt,
 Weil sie nicht leugt aus arger List,
 Auch eine Patriarchin ist.

Klaibers Bemerkung, Mörike habe zu sehr nur den feinsten Blütenduft aus der Poesie des Volksliedes geschöpft und sei den derberen Elementen in ihr zu wenig gerecht geworden, als daß er selbst volkstümlich werden könnte, ist doch einzuschränken. Gewiß sind Uhland und Hauff populärer, doch fangen auch einzelne Lieder Mörikes an ins Volk einzudringen; Schönbach hat volkstümliche Varianten des „Verlassenen Mägdeleins“ sowohl in Norddeutschland wie an verschiedenen Orten Süddeutschlands und Oesterreichs sammeln können. Mörike hat in seinen besten Gedichten das Volkslied übertroffen; während sich dieses ganz unpersönlich giebt, schimmert in jenen die Persönlichkeit des Dichters doch immer leise hindurch.

Von kaum zu unterschätzender Bedeutung für Mörikes Lyrik ist seine tiefgründige Beschäftigung mit der klassischen Antike geworden. Den Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin hat ihn Gottfried Keller einmal genannt. „Gestärkt am reinen Atem des Homer, von Goldgewölken Attikas umflossen“, erscheint Mörike selbst, gleich dem von ihm also gepriesenen Maler Eberhard Wächter. Auch von Mörike gilt, was Lessing über Nolten äußert: „Du hast . . . ein für allemal die Blume der Alten rein vom schön schlanken Stengel abgepflückt, sie blüht dir unverwelklich am Busen und mischt ihren stärkenden Geruch in deine Phantasie, du magst nun malen was du willst; nichts Enges, nichts Verwickeltes wird jemals von dir ausgehen.“ Mörike hat, obwohl er ein wirklicher, philologisch geschulter Kenner der antiken Lyrik ist, nicht das geringste von dem „Schulschmäcklein“, das er köstlich persifliert: seinen Versen merkt man es gewiß nicht an, daß der Verfasser lateinisch versteht und schnupft (was Mörike übrigens nie gethan hat). Die Verwandtschaft mit der Antike ist eben innerlichster Natur, und sehr viel wertvoller als seine Uebersetzungen sind uns seine eigenen, aus demselben Geist em-

pfangenen Gedichte; wir danken ihm jene besonders deshalb, weil sie diese befördert haben. Denn von bewußter Nachdichtung geht Mörke aus. Seine Gedichte „Akme und Septimius“, „Auf den Arrius“, „Zwiespalt“ sind so treue Uebersetzungen des Catull, daß er sie mit ganz geringen Aenderungen in seine „Klassische Blumenlese“ aufnehmen konnte. Catull steht ihm in seiner sinnlichen Grazie überhaupt am nächsten. Ihn hat er in Motiven und Formen mannigfach nachgeahmt. Auch sein Gedicht „Auf den Tod eines Vogels“ schließt sich an Catull an, aber um wie viel höher steht doch Mörke als Ramler und die anderen zahllosen Nachahmer dieses besonders im achtzehnten Jahrhundert so beliebten Themas!

In zweiter Linie sind als Lieblinge des Dichters Tibull und vor allen Theokrit zu nennen, die er in herrlichen Distichen gefeiert hat. Seiner „Inscription auf eine Uhr mit den drei Horen“ giebt er ein Theokritisches Motto (wie den Versen „An eine Aeolsharfe“ ein Horazisches). Der mit so behaglicher Breite und saftigem Realismus geschilderte „Sichere Mann“, der im Stil mit seinen Respontionen, nachgestellten Beiwörtern, Anrufen an die Muse auch Homerisch anmutet, lehnt sich offenbar an Theokrits Idylle „Der Cyclop“ an. Theokritisch ist die liebevolle Ausmalung des Details, das Verweilen bei Nebendingen, das geradezu Einlagen veranlaßt. Dem Holzgefäß, das bei Theokrit der Weidhirt dem Thyrsis verehrt und in vierunddreißig Hexametern beschreibt, entspricht der Kachelofen im „Alten Turmhahn“; so verweilt auch Homer beim Schild des Achill, Moschos beim goldenen Korbchen der Europa. Noch an andere von ihm übersehte antike Lyriker erinnert Mörke; ein Trinklied des Theognis behandelt denselben Gedanken wie Mörkes „Muse und Dichter“; ganz besonders aber drängt sich endlich noch der Vergleich mit den Anakreontheen auf. Ganz im Sinne der griechischen Anthologie sind in ihrer knappen Medailleurelfunft die zahlreichen votivtafelähnlichen Gedichtchen, die namentlich in den Jahren 1845 und 1846 entstanden sind, vor allem „Auf eine Lampe“. An Anakreons „Besuch des Gros“ gemahnt Mörkes Gedicht

„Josef Wane“, das das verwandte Goethesche „Wer kauft Liebesgötter?“ sicherlich an vollendeter Grazie und neckischer Anmut übertrifft. Erich Schmidt hat recht, es als die letzte und neben Goethes Gedicht „Mit einem gemalten Band“ als die schönste Blüte der deutschen Anakreontik zu bezeichnen. Das gelungenste antikisierende Gedicht Mörikes überhaupt bleibt unbedingt „Erinna an Sappho“, das die gesamte, klassischen Mustern nachgebildete Lyrik der Plateniden turmhoch überragt.

„Klangvoll fährt er dahin,“ sagt Mörike von Theokrit. Auch an seinen eigenen Gedichten ist die Musik der größte Reiz. Der tonkundige Dichter empfing und fühlte sie von vornherein musikalisch. Als er im „Nolten“ das Gedicht „Rosenzeit“ einschiebt, muß Agnes es singen, und die Hoffnung wird ausgesprochen, „der Leser werde sich aus den einfachen Versen vielleicht einen entfernten Begriff von der Musik machen können, besonders aus dem zweiten Refrain, bei welchem die Melodie jedesmal eine unbeschreibliche Wendung nahm, die alles herauszusagen schien, was irgend von Schmerz und Wehmut sich in dem Busen eines unglücklichen Geschöpfes verbergen kann.“ Ueberhaupt bezeichnet die Vorliebe für Rehrreime und andere korrespondierende Verse den musikalischen Dichter; es sei an den „Feuerreiter“ oder „Jung Volker“ erinnert. Am gelungensten tritt sie in der Romanze „Schön Rohtraut“ zu Tage, bei der man von einer mitgeborenen Melodie sprechen kann, die durch den schon im Druck gekennzeichneten Strophenbau von kunstvollster Dreigliederung angedeutet wird. Zwischen den ersten und den letzten vier Versen der Strophe, dem epischen Aufgesang und dem lyrischen Abgesang, liegt wie eine Wasserscheide der retardierende fünfte Vers. Die beiden typischen, refrainartigen Zeilen jeder Strophe bilden gleichsam zwei die beiden Felder charakterisierende, immer wiederkehrende musikalische Leitmotive. Es giebt verschwindend wenige Dichter, die sich in der Musik ihrer Verse mit Mörike messen können; selbst Platen, Geibel und Leuthold erreichen ihn selten. Nur er konnte die zartesten, anschwellenden und verhallenden, Afforde einer

Neolscharfe so zauberhaft mit Wort und Vers wiedergeben. Er vernimmt wirklich die Harmonie der Sphären, die für viele andere Dichter nur eine oft wiederholte Phrase bedeutet. Keinem ist es gegeben, mit solcher Kunst gerade das Unsagbare, das unbestimmt Säuselnde, geheimnisvoll Klingende in der Natur wiederzugeben. Keiner versteht wie er die Stimmen der Nacht. Im Nachtwind, der in süßem Klingen die Wiese streift und den Hain durchläuft, hört er „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge, das aufwärts in die zärtlichen Gesänge der reingestimmten Lüfte summt“; und die weichen Töne nächtlichen Rauschens versinnlichen ihm selige Feen,

Die im blauen Saal,
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Gesang,
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.

Ähnliche Wortmusik fand er nicht bei Tieck, wohl aber bei Eichendorff, dem seine freilich vielseitigere Lyrik an Süße und Zartheit gleicht.

Ein „Glockentonmeer“ läßt er wallen und den Frühlingswind in leisen Harfentönen säuseln. Bald rauscht es vorüber in gelassenem Fluß, bald huscht es an uns vorbei mit gleitender Anmut, bald geht es in flotten Tanzrhythmen dahin. Der glänzend erhabene Schwung der Schiller-Rantate (eines „Adlerfittigs Rauschen“), die majestätische Pracht des Wintermorgengebichts, die heilige Weihe, die den „König bei der Krönung“ umfängt, der feierliche Orakelton in „Frage und Antwort“, die wogende Melodik und glutvolle Bilderfülle der geheimnisvoll verschleierten Peregrina-Gedichte, sie wechseln mit frischen hellen Volksliedtönen oder lustig hüpfenden Scherzweisen. Die unbeirrbare Sicherheit des metrischen Empfindens, das sich nie vergreift, die unbedingte Uebereinstimmung von innerer und äußerer Form ist ein Hauptgeheimnis von Mörkes Kunst. Für alles findet er den rechten Ton; das innerliche Geschehen weiß er durch mechanische Andeutung zu begleiten und so desto leichter zu vermitteln. Das Versmaß des „Gärtners“, wenn die Prinzessin vorüberreitet,

ahmt trefflich den leichten Trab eines zierlichen Damenzelters nach. Durch das „Lied vom Winde“ braust es wirklich von unregelmäßigen Stößen und jagender Sturmesseile. In den behaglichen Reimpaaren des „Turmhahns“ schlürft es manchmal wie auf Hausschuhen, durch die in ihrer Holprigkeit hier charakteristischen Hexameter des „Sicheren Mannes“ tappt zuweilen der schwere Trott ungefügter Holzpantoffeln, wie sie Schwind seinem verwandten Rübezahl mitgegeben hat; und der daktylische Langvers schildert sehr glücklich das vergnügte Klappen der „Storchenbotschaft“.

Mörkes metrische und rhythmische Kunst ist außerordentlich reich. Abgesehen von der verbreitetsten vierzeiligen Liedstrophe bedient er sich unter anderem der stumpf gereimten Zweizeiler der Volksballade („Suschens Vogel“), der alten Choralstrophe („In der Frühe“), der Horazischen Strophe („An Philomele“), des Distichons und Hexameters, die er allerdings oft falsch baut, während er den mit besonderer Vorliebe gewählten sechsfüßigen Jambus der antiken Tragödie in der Regel meisterhaft handhabt („Ach nur einmal noch im Leben!“, „An Moriz von Schwind“). Er dichtet gern in ungereimten Trochäen von vier Hebungen („Erinnerung“) oder von fünf („Abreise“), und er bildet eigenartige Dreizeiler wie im „Lied eines Verliebten“ oder daktylisch versetzte Blankverse wie in „Ludwig Richters Kindersymphonie“. Mit großer Leichtigkeit bequemt er sich dem festen Bau des Sonetts, dessen „gedrängte Kränze“ sich ihm von selber in den Händen flechten, er bewältigt gut die schwierige Form der Stanze, aber die Mode der Ghafelen, Terzinen, Glossen und dergleichen macht er nicht mit; seine Kunst wird nie zu Rückert'scher Künstelei. Bewundernswert ist es, wie Mörke Hans Sachsens derbe Reimpaare im „Zauberleuchtturm“ seiner Romantik dienstbar macht.

Er schlingt mannigfache Rhythmen innerhalb eines Gedichts wirkungsvoll ineinander und erfindet sich selbst vielfach gegliederte, originell gebaute Strophen (wie in „Schön Rohtraut“, den „Geistern am Mummelsee“, „Er ist's!“, „Um Mitternacht“), deren Teile sich scharf voneinander abheben. Er baut Gedichte aus ungleichen Strophen, die sich in kein

Schema fassen lassen, nicht aus Willkür, sondern nach den feinsten Gesetzen einer ungeschriebenen Metrik: „Im Frühling“, „Erstes Liebeslied eines Mädchens“, „Gesang zu zweien in der Nacht“, „Rat einer Alten“, „Kantate bei Enthüllung der Statue Schillers“. Er dichtet in fortlaufenden, nicht strophisch gegliederten Reimversen in der „Fußreise“, in den Gedichten „Auf einer Wanderung“, „Heimweh“, und in ganz freien, auch nicht durch den Reim gebundenen Rhythmen, wie vor allem in einigen Peregrinagedichten oder in den Versen „An eine Aeolsharfe“. Durch diese Formenfülle wird Mörke zu einem der königreichsten Künstler, der die aller verschiedensten Stimmungen zu bannen vermag. Die klassisch strengen Fesseln eines Platen duldet er nicht; Strophe, Vers und Reim sind immer individuell und werden gleichzeitig mit dem Inhalt eines Gedichts geschaffen; beides gehört organisch zusammen. Innere und äußere Form stehen nicht im Verhältnis von Körper und Kleid, sondern von Körper und Haut. Der Dichter verfügt über ein untrügliches metrisches Feingefühl, das jeder Nuance gerecht wird. Dazu genügt ihm gleichsam ein Fingerdruck; eine geringe Abweichung vom Herkömmlichen reicht oft hin, den Vers individuell zu gestalten. Besonders versteht er es, durch einen vereinzelt dastehenden Daktylus einen jambischen Vers zu beleben und zu beflügeln, einzelne Worte zu accentuieren und herauszuheben. „Der aus der Muse Blicken Selige Wahrheit las“: welche edle Getragenheit verleiht der Wechsel des Versmaßes diesem Satze. „Ach erschraf der Knabe“: wie malt dieser verkürzte Vers die sprachlose Ueberraschung. Welche Wirkung thut die eine Vorschlags-silbe in den Versen: „Schön ist der Flammen Schein, Es springen die Funken.“ Mörke füllt die Zeilen mit einander fast überstürzenden Silben, um Bewegtheit hervorzurufen: „Küßtest im Sturz nur diese schroffen Zinken“, ruft er mitten in einer Stanze dem Wasserfall zu, und spricht im „Besuch in der Karthause“ von einer altertümlichen Stuhluhr, die „das Pendelchen nur in allzu peinlicher Eile schwang“. Der Vers steht an der Stelle eines Senars; ein anderer desselben Gedichts schildert „So ein lachendes Pampelchen hier, für den

Stalldienst, wie mir deucht." Der Hexameter „Kings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet" ist mit seinen unmittelbar aufeinander gesetzten drei Längen am Schluß an seiner Stelle genau so charakteristisch wie der folgende Vers mit seinen drei Kürzen: „Es thut einen Schlag am vordern Thor, Und aber einen Schlag, daß es dröhnt und hallt." Besonders glücklichen Gebrauch von dieser Art, die Accente nach Belieben zu verdichten oder zu verdünnen, macht der „Alte Turmhahn", dessen Versmaß solche Behandlung geradezu fordert. Ein Hexameter des „Sicheren Mannes" berichtet, daß dieser „Weg- und Meilenzeiger mit Einem gemessenen Tritt knickt", und so ließen sich die Beispiele dafür verzehnfachen, wie Mörike auch in der äußeren Form Anschauung giebt.

Der besonders von der Romantik gepflegten, zum Schmuck der Verssprache dienenden Kunstmittel, die leicht ins Virtuosenhafte hinüberspielen, bedient sich Mörike in sparsamster Weise. Die Allitteration begegnet bei ihm selten, die Assonanz gar nicht. Den Reim handhabt er mit größter Leichtigkeit und Anmut, doch zuweilen auch nachlässig. Da begegnen zu leichte, auf Pronomina gelegte Reime wie *dir — wir, du — zu*; und namentlich blickt sehr häufig die Mundart durch. Der Augenreim steht durchaus nicht auf Mörikes Programm. Wir finden vokalisches unreine Reime wie *verzeihe — Treue, nahn — an*, und konsonantisches unreine wie *Vorde — Pforte, Arge — Marke, Felsen — wälzen* in ziemlicher Menge. Die „Begegnung" enthält unter zehn Reimen fünf unreine. Vereinzelt tritt auch der Binnenreim auf. Am meisten läßt die Behandlung der antiken Formen zu wünschen übrig, namentlich der Hexameter. Ganz sorglos steht Mörike dem Hiatus gegenüber; ein in sich so vollendetes Gedicht von klassischem Maße wie der „Besuch in der Karthause" weist nicht weniger als rund dreißig Hiate auf. Es ist das indessen nicht sowohl ein Beweis für Mängel in Mörikes Lyrik als ein Beweis dafür, daß manche Kunsttrichter den Hiatus viel zu ernst genommen haben.

Anhangsweise sei an dieser Stelle noch mit zwei Worten auf die selbstgebildeten Namen hingewiesen, die Mörike in

seine Gedichte eingeführt hat. Auch sie sind in der Regel auf Klangwirkungen berechnet. Ganz passend ist der „Sichere Mann“ Sußelborst getauft; auch die romantischen Namen Wenla und Volegrin sind gut geprägt, während man mit Milefint und Ringang weniger zufrieden sein darf.

Mörke ist nicht nach einseitig romantischer Art nur musikalischer Dichter, sondern er hat von der Antike namentlich zu viel gelernt, um nicht ein starkes Element plastischer Gestaltung in seine Kunst hineinzutragen. Wohl finden sich auch bei ihm echt romantische Gedichte nach Tiedschem Muster, „eins von jenen leichten, scherzenden Liedern, die die Erde nicht berühren, die mit lustigem Schritt über den goldenen Fußboden des Abendrots gehen, und von dort in die Welt hinein grüßen“, wie es im „Sternbald“ heißt. Aber er bleibt nicht in der vagen Stimmungssphäre stecken, sondern setzt nach Goethescher Weise jede Empfindung in ein prägnantes Bild um; er schafft sich stets ein Motiv, einen Handlungskern, ein festes Gerippe, und sei es auch nur mit ein paar Strichen angedeutet. Wie müßte der kleine Monolog des „Verlassenen Mägdeleins“ verlieren, sähen wir sie nicht in der bezeichnenden Situation des Feuerzündens. Eine ähnliche Rolle spielt der gemeinsame Regenschirm in der „Erinnerung“. Der Dichter fragt sich nicht einfach, wird Peregrina wiederkommen? sondern er sieht sie im Geiste wirklich auf der Schwelle sitzen, im Morgenzwielicht, das Wanderbündel neben ihr. Wie reizend ist das Motiv der „Abreise“: Während der Postwagen vor dem Hause auf den Reisenden wartet, fällt ein rascher Sommerregen; als jener wegfährt, läßt er einen trocknen weißen Fleck auf dem Pflaster zurück, und ehe der ganze Markt wieder trocken ist, werden es auch die Augen des Mädchens sein, das mit dem Tüchlein vor dem Gesichte dem Geschiedenen nachblickt. Das Motiv, die zierliche Handschrift der Liebsten mit des Vogels Tritt im Schnee zu vergleichen, ist in seiner Art ebenso gelungen wie das, den „Sicheren Mann“ aus Scheunenthorsflügeln sich ein Schreibbuch fertigen und den Teufelschwanz als Lesezeichen hineinlegen zu lassen. Im „Turmhahn“ schleicht sich die Sonne zwischen den Rastus-

stöcken hindurch ins Fenster und auf das kleine Rußbaumpult; sie beschaut da Oblatenschachtel und Amtssigill, sucht sich im Tintenfaß zu spiegeln, sticht sich am Federmesser und gleitet endlich über den Armstuhl zum Bücherschrank hinüber: mit welcher sinnlichen Anschaulichkeit ist das alles gezeichnet; was vermag der Dichter aus einem einzigen Sonnenstrahl zu machen!

Mörke dichtet nur in Bildern, wie er auch nur in Bildern denkt. Den ihm „inwohnenden Drang, alles, auch das Abstrakteste, sich gegenständlich auszuprägen“, bezeugt auch Storm von Mörke, der sich sogar die Leibnizischen Monaden am Froschlaich deutlich machte. So konnte der Dichter nie ins Rhetorische verfallen, das keine Anschauung weckt. Darum liebt er es auch, wie der große Plastiker Conrad Ferdinand Meyer, fremde Kunstwerke (Schwindische Bilder) anzudichten oder fremde Dichtung referierend nachzuschaffen (Grimmsche Märchen). Denn die kennt er ganz genau, und in die kann er sich nach Herzenslust versenken, bis er „ruhig klaren Auges“ schwebt „über der gediegenen Schöne, die aus mir herausgetreten, die ich ganz mein eigen nenne“. So gelangt er zu einer Objektivität, die unbeschadet des höchsten Individualismus von der Kunst gefordert werden muß.

Vor allem zeigt Mörkes Naturgefühl diese glänzende Bildlichkeit. Unübertrefflich malt er die „flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe“ und den ihr folgenden Sonnenaufgang:

Dort, steh, am Horizont lüpfst sich der Vorhang schon!
 Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
 Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
 Gaucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
 Auf einmal blizt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
 Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

Weiterhin ist in erster Linie auf das Gedicht „Besuch in Urach“ zu verweisen, das mit hoher Kunst ein Gewitter vorüberziehen läßt. Der goldne Sonnenschein schlüpft an dem Badenden, dem der Fluß die Brust herauffühlt, in Tropfen nieder; Luna sucht mit frommer Leuchte das Marmorbild des

Dionysos, ihm ihre feuchte Klarheit zärtlich auf die Stirn zu schöpfen; der Hügel schwillt dem Himmel sehnsuchtsvoll entgegen, berauschte Nebel wälzen sich jäh hinab ins Thal, und in des Sturmes dunklen Falten schwebt, wobei man an die Vision des Propheten Elias denken mag, des Vaters göttlich Wesen. Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle, herbstkräftig fließt in warmem Golde die gedämpfte Welt, die Finsternis wird mit Licht geschreckt. Natur und Menschenleben werden eins. Des gekosteten Glücks seliger Nebel umdämmt Stirn, Augen und Mund des von Unschuld strahlenden Mädchens; die langen Wimpern der Entschlummernden gehen wie Schmetterlingsgefieder auf und nieder, bis der Schlaf sie stellt. „Gleichwie ein Vogel am Fenster vorbei mit sonnebeglänzttem Flügel den blühenden Schein wirft in ein schattig Gemach,“ so fällt ein Strahl der Hoffnung in das gramvolle Gemüt des siechen Dichters. „Von Liebestrunkenheit bewegt“ singt er und blickt ins Goldgewebe der Träume. „Wie der wechselnde Wind nach allen Seiten die hohen Saaten im weichen Schwung niedergebogen durchwühlt,“ so fluten die Gesänge des liebeskranken Tibull dahin.

Von nicht geringem Einfluß auf diesen Gleichnisstil ist die Behandlung des Beiworts, in der Mörke ein Meister ist. Paul Heyse bekennt, das Geheimnis des Objektivs, das ihm schon beim Lesen Goethescher und Heinescher Lieder aufgedämmt sei, habe sich ihm völlig erst aus Mörkes Lyrik enthüllt. Mörke ist auch in der Zusammensetzung neuer Wörter groß; er spricht vom Sternenlüfteschwall und der Felsentrümmerfaat, von einem weihrauchblumigen Vierunddreißiger und einem wallenden Glockentonmeer. Er bildet Attribute wie: friedensfelig, zauberbang, geisterschwül, sonnewarm. Auch im Humoristischen und Grotesken versagt diese Gleichnisraft nicht; ein altes Klavier wird zur klapperdürren Mähre, an der man jede Rippe zählen kann, der hagere Feuerreiter wird mit einer Feuerleiter verglichen, und der Sichere Mann sucht nach einem Nagel, „anzuhängen die Wucht der wunderbaren Gedanken“.

Manche Zeilen bei Mörke sind von einer derart ge-

sättigten Lösung poetischer Bildlichkeit erfüllt, daß ein geringerer Lyriker ein halbes Duzend Gedichte davon bestreiten würde. Das gilt etwa von dem „Gesang zu zweien in der Nacht“, die mit leisem Tritt auf schwarzem Sammet geht, der nur am Tage grünt; hier ist jeder Vers ein Bild, jedes Wort ein funkelnder Edelstein. Oder man koste den Satz „Hell schwamm auf Duft und Nebelhülle des Mondes leiser Zaubertag“ Silbe für Silbe durch, der ein ebenbürtiges Gegenstück ist zu den Faust-Versen, auf die Goethe sich nicht wenig zu gute that:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran.

Aber Mörikes Malerphantasie schwelgt nicht in Bildern, er meidet sie manchmal ganz. Er wußte, daß das „Arkana des Dichtens“ im Maße liege, und fand für die Gedichte Albert Knapps Worte, die auf viele seiner eigenen weit besser passen: „So auf den ersten Blick scheint an diesen Versen nichts Besonderes zu sein; aber eben diese Einfachheit und kurze Behandlung der Hauptgedanken zeigen mir den Meister in dem Geheimnisse poetischer Darstellung, daß in diesem Genre um so schwerer ist, weil hier die reinste Mitte zwischen Phantasie und Nüchternheit gehalten werden muß.“ Sonnenaufgang und Mondnacht sind ihm die poetischsten Stunden, aber er braucht nicht wie kleine Talente das freie Licht des hellen Tages zu scheuen, um bedeutend zu sein. Manchmal stellt er ein Gemälde ganz schlicht und objektiv hin und läßt die Seele, wie er sich einmal über Karl Mayer äußert, nur in leichtem Widerschein darüber weben und ruhen. So meidet er plastische Starrheit, wo es gilt, einem entflatternden Jubelruf, einem hinschwindenden Seufzer den Zauber der Vergänglichkeit zu wahren.

Musik und Bild in wechselnder Mischung zu vereinen, ohne eine Kunst an die andere zu verknüpfen, ist der geheimste Reiz dieser Lyrik. Wir haben von Mörikes Neigung, beide Künste zu verschwistern, bereits zu sprechen gehabt; und im „Mozart“ wird uns davon mehr begegnen. Sehr charakte-

ristisch ist Mörkes Art, Töne plastisch auszuzeichnen. Er vergleicht im „Nolten“ ein Mädchengelächter mit dem Klang, den es giebt, wenn beim Regelspiel der Elfen alle neun goldenen Regel fallen; auch das Lachen der Schönen Lau wird hell wie ihre Zähne genannt. „Heller als frühe Morgenglocken“ ist das Auge des Dichters, im „Turmhahn“ „glänzet empor ein Hahnschrei“, und der helle Goldklang einer himmlischen Mädchenstimme dringt in das wirre Getöse, wie „Nachts aus krausem Gewölk des Mondes Klarheit tritt, ein Weichen die reine Bahn behauptend“. Als der Dichter den ihn besuchenden Storm an das Bett seines Töchterchens führte, deutete er auf zwei Kottföhlchen im Bauer und sagte: „Nichtige Gold- und Silberfäden ziehe sie heraus; sie singe so leise, sie wolle das Kind nit wecke!“ Auch in seiner Poesie führt er besonders gern den Vogelsang auf solche Weise vor. Im „Nolten“ vergleicht er die Töne eines Staren mit „silbergesponnenen Fäden, hundertfältig zu Filigran gekräuselt und verschlungen“; der Nachtigallschlag in der „Waldbögle“ „troff wie Honig durch das Gezweig und sprühte wie Feuerzackige Töne“, und in dem Gedicht „An Philomele“ steigt ihr vollschwellender Klaggesang tonleiterähnlich, wie das Raß, das man in eine Flasche füllt, in deren Halse steigt bis zum Ueberföäumen.

Als eines der glänzendsten Beispiele, wie sich Musik und Bild in Mörkes Lyrik innerlich durchdringen, sei die erste Strophe des Gedichts „Um Mitternacht“ angeführt:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
 Lehnt träumend an der Berge Wand,
 Ihr Auge steht die goldne Wage nun
 Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
 Und feder rauschen die Quellen hervor,
 Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
 Vom Tage,
 Vom heute gewesenem Tage.

Erst im Jahre 1838 entschloß sich Mörike, seine Lyrik gesammelt herauszugeben. Einzelne waren auch weiterhin eine Reihe von Gedichten erschienen. So hatte der von Chamisso und Schwab geleitete Deutsche Musenalmanach für das Jahr 1834 zwei Gedichte Mörikes gebracht; die „Herbstfeier“ der „Württembergische Landbote“ im Jahre 1835, zwei Gedichte das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten im Jahre 1836 und vier das Morgenblatt von 1838, dessen Redaktion eben damals auf Gustav Pfizer überging. Bei beschlossener Buchausgabe kam, wie das bei vielen Dichtern zu beobachten ist, ein besonders frischer Schaffenstrieb über Mörike. Die Gedichte würden in der ersten Ausgabe ein ganz anderes Gesicht zeigen, fehlten unter ihnen die mehr als ein halbes Hundert betragenden der beiden letzten Jahre 1837 und 1838; fehlten, um nur einige zu nennen, die „Walddiöle“, „Erzengel Michaels Feder“, „Ein Stündlein wohl vor Tag“, „Lose Ware“, „Das Märchen vom sicheren Mann“, „Schön Rothtraut“, die „Kantate bei Enthüllung der Statue Schillers“. Auch fallen in diese Zeit einige Umarbeitungen, so der „Schiffer- und Nixenmärchen“ und der „Schlimmen Greth“. Auf diese fetten Jahre folgen dann nach Abschluß der Sammlung einige magere.

Der Mühe, dem Dichter einen Verleger zu suchen, unterzogen sich mit treuem Eifer die Freunde Möhrken und Hardegg. Mörike hatte bereits einen Vertrag mit dem Buchhändler Hallberger unterzeichnet, als sich wider Erwarten Cotta, dem die Gedichte zuerst vorgelegen hatten, doch noch zur Uebnahme des Verlages bereit erklärte. Mörike sah das als großen Vorteil an, und auch Kurz gab seiner Freude Ausdruck, daß die Gedichte nun doch von dem „gesetzlichen Paten der Poesie“ aus der Taufe gehoben würden. Kurz nahm sich des Manuskripts nach Kräften an. Er erbot sich, einen Entwurf zur wirksamsten und besten Anordnung der Gedichte herzustellen, denn ein Fremder, meinte er, wisse die Kindlein immer richtiger zu stellen als der Vater, und er möchte doch die herrlichen Kreaturen so wohl gepflegt als möglich in die Welt treten sehen. Mörike war für dies Anerbieten sehr dankbar und billigte

im voraus unbedingt alles, was Kurz für ihn thun werde. Der Briefwechsel der beiden beleuchtet diese Thätigkeit. Kurz leitete die Sammlung ein mit dem „turmhohen“ Gedicht „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“ (dieser Einfall sei fürwahr ein ganzes Gedicht!), um sie mit dem Gedicht „Um Mitternacht“ und den Versen „Vom Tage, vom heute gewesenen Tage“ zu schließen. So sollte das Ganze sich wie ein *ἔργον καὶ ἡμέρα* ausnehmen. Im übrigen ist Kurzens Verdienst um die Anordnung gering; man vermißt leider einen rechten Plan der Reihenfolge, wodurch sich Goethes oder Uhlands Gedichte so vorteilhaft auszeichnen. Die Bedeutung dieses Mangels ist nicht zu unterschätzen; auch schaden die oft wenig glücklichen, langatmigen Gedichtüberschriften, die gleichfalls zum Teil Kurz zur Last fallen.

Als die Gedichte im Späthommer 1838 erschienen, erwartete Kurz einen „Hauptschlag“. Eine Distichenreihe dankte dem Freunde für die Uebersendung des Büchleins; obwohl hungrig nach Hause gekommen, habe er Essen und Trinken beiseite geschoben, das Messer zum Aufschneiden der Blätter an der schwarzbelederten Bibel geschärft und sich begeistert sogleich an die Lektüre gemacht. —

Das Erscheinen des Buches war in der That ein Ereignis in der Geschichte der deutschen Dichtung. Es war ein schlichtes Büchlein von nur zweihundertsechundsunddreißig weitläufig bedruckten Seiten in Kleinoctav und wog doch ungeheuer schwer in der poetischen Produktion der Zeit.

Die Aufnahme der Gedichte Mörkes entsprach ihrer Bedeutung keineswegs. Im „Telegraphen“ Karl Gutzlows fertigte ein Anonymus die Gedichte als vortreffliche Verse ab, die aber doch keine Poesie enthielten. Dagegen brachten zum Beispiel Menzels Litteraturblatt, die „Europa“ und „Ost und West, Blätter für Kunst, Litteratur und geselliges Leben“ warme, wenn auch durchaus nicht in die Tiefe gehende Anzeigen. Voll gewürdigt wurden sie im Jahre 1839, abermals in den Hallischen Jahrbüchern, wo Reinhold Köstlin unter dem Decknamen C. Reinhold eine große Abhandlung über die „Schwäbische Dichterschule und Eduard Mörke“ und Vischer seine eingehende,

indessen dem Nolten-Aufsatz an Bedeutung nachstehende Besprechung der Mörike'schen Gedichte veröffentlichten. Erwähnt sei endlich noch ein ganz verständiger Aufsatz, den Henri Blaze in der Revue des deux mondes des Jahres 1845 erscheinen ließ.

Bischof meint in seiner großen Besprechung von Mörike's Gedichten, sie ließen sich wie das Volkslied nicht lesen, ohne daß man sie innerlich oder laut in die Lüste finge. Sie gehören in der That zu den allersingbarsten, sie haben von Anfang an die Komponisten gelockt und sind neben denen Goethes und Uhlands, Eichendorffs und Heines die am meisten in Musik gesetzt. Bereits im Jahre 1885 zählt man einundfünfzig einstimmige Kompositionen zum „Verlassenen Mägdlein“, einundzwanzig zu „Agnes“, Gedichten, die so ziemlich jeder Komponist „vertont“ hat, der an Mörike herangetreten ist. Und kaum einer ist an dieser Goldgrube vorbeigegangen. Die Schwaben waren wie billig die ersten, die zugriffen. Vor allem sind Ernst Friedrich Rauffmann und Louis Hetsch zu nennen, die fast jedes Lied ihres Freundes und Lieblingsdichters in ihre Kunst übertragen haben. Sie teilten mit ihm die schwäbische Innigkeit und den schwäbischen Humor, und ihre schlichten, anmutig frischen Weisen erwarben sich den Beifall des Dichters und seiner Landsleute in vollem Maße. Besonders geschätzt wird Rauffmanns „Ein Stündlein wohl vor Tag“ und „Schön Rohtraut“, Hetschs „Verlassenes Mägdlein“. 1838 gaben die Freunde gemeinsam in zwei Heften „Lieder schwäbischer Dichter“ heraus, unter denen sich vier Mörike-Kompositionen befinden, und 1857 erschienen sechs Liederhefte des im Jahre zuvor verstorbenen Rauffmann mit zwölf Mörike'schen Gedichten. Auch Rauffmanns Sohn Emil ist mit trefflichen Nummern zu nennen und von anderen schwäbischen Lirndichtern Scherzer, G. Preffel, Faist, W. Speidel.

Aber auch die großen deutschen Meister haben sich früh zu Mörike hingezogen gefühlt. Schubert freilich starb allzufrüh, um seine Muse der kongenialen des Dichters zu gesellen, und auch Mendelssohn erlebte die Zeit nicht mehr, da Mörike

anfang, über die Grenzen Württembergs hinaus zu dringen. Dagegen ist der Name Robert Schumanns, des feinsinnigen Textkenners, eng mit dem Mörkes verknüpft. Wir zählen neun Lieder, in denen sich beide gefunden haben, wie „Schön Rothraut“, „Die Soldatenbraut“, „Der Gärtner“. Ebenso viele (darunter „Er ist's“, „Verborgenheit“, „Denk' es, o Seele!“) danken wir Robert Franz, der in ähnlicher Weise wie Mörke romantischen Gehalt mit klassischer Formenreinheit verschmelzt und der dem Dichter innig zum Herzen sprach. Zu den Glanzleistungen von Johannes Brahms gehören die Lieder „An eine Aeolsharfe“ und „Die Schwestern“.

Derjenige Komponist, der zu Mörke gehört, wie Schubert zu Goethe und Schumann zu Heine, ist Hugo Wolf, den Detlev v. Siliencron in einem Gedicht als begeisterten Sänger seiner dreiundfünfzig Mörke-Lieder gepriesen hat. Ob Mörke selbst, dem Schuberts „Erlkönig“ nicht einfach genug war, von Wolf, falls er ihn erlebt hätte, angezogen worden wäre, ist mehr als zweifelhaft. Die beiden Künstler trennt eine gewaltige musikalische Epoche, denn Hugo Wolf steht auf den Schultern Richard Wagners, für den Mörke kein Verständnis besaß und nach der ganzen Art seiner Anlage und Entwicklung kein Verständnis haben konnte. Dennoch hat Wolf des Dichters Wesen in seinen feinsten Fasern mit einer Sicherheit und Genialität ergründen und ausdeuten können, wie keiner vor ihm. Hugo Wolf gleicht Mörke darin, daß er allzu tief und originell ist, um heut schon nach Gebühr geschätzt zu werden. Nachdem ihn Emil Rauffmann zuerst gewürdigt, kämpft seine Gemeinde, besonders im „Kunstwart“ von Ferdinand Avenarius, der gleichermaßen stets für Mörke eingetreten ist, seit Jahren um die Anerkennung des unglücklichen Tonmeisters. Hugo Wolfs ebenso starke wie feine Natur zeigt eine seltene Vielseitigkeit. Er ist ursprünglich und volkstümlich, voll Witz und Humor, geistreich und von einer zwingenden Kraft in der Darstellung des Seelenlebens, dessen Stufenleiter er vom anmutigen Schaumgekräusel bis zum gewaltigsten Wogenprall beherrscht. Er vermag bis zu greifbarer Plastik zu charakterisieren; es findet sich bei ihm kaum die Spur der

lyrischen Phrase, der herkömmlichen Configur, sondern er ist individuell bis in die Fingerspitzen. Jeder Ton ist organisch erwachsen aus der geistigen Durchdringung dessen, was er aussagen soll; Wolffschen Kompositionen andere Texte unterzulegen, ist vom künstlerischen Standpunkt vollkommen undenkbar. Seine Melodie will nichts als den Gehalt eines Gedichtes voll ausschöpfen; was die Singstimme nicht zu fassen vermag, das giebt die unvergleichliche Fülle der Begleitung, die sich jeder Regung anschmiegt wie dem Körper ein nasses Gewand. Man beachte etwa, wie in „Denk' es, o Seele“ die munteren Sprünge der schwarzen Rößlein, an deren Hufen man bei Wolf das Eisen förmlich aufblitzen sieht, plötzlich in den düsteren Trauermarsch übergehen, oder wie in dem Liede „Um Mitternacht“ Mörikes Rhythmenkunst, die majestätische Gelassenheit der Nacht und das feste Murmeln der Quellen, musikalisch illustriert wird. Daß aber Wolf bei aller souveränen Beherrschung der Technik, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, kein tüftelnder Programmmusiker ist, mag man aus seinem „Gesang Weylas“ erkennen, dessen ergreifenden Stimmungszauber er mit den denkbar einfachsten Mitteln in Töne gebannt hat.

Mörke hat sich mit seinem einzigen, an Umfang mäßigen Gedichtband unbedingt in die erste Reihe der deutschen Lyriker gestellt. Freilich dauerte es lange, ehe er sich durchsetzte und diese Anerkennung fand. Anfangs konnte er gegen Herwegh, Freiligrath, Bruh, die alle Welt in Atem hielten, sowie gegen die in den dreißiger Jahren allbeliebten Lenau und Rückert nicht aufkommen, und nach ihnen begann der glattere und leichtere Geibel seine Herrschaft, die ein Vierteljahrhundert währen sollte. Die vierziger und fünfziger Jahre waren der Lyrik sehr günstig; eine Anzahl unserer Besten trat nacheinander auf den Plan: Annette v. Droste-Hülshoff, deren erstes Gedichtbuch dieselbe Jahreszahl trug wie das erste Mörikesche, etwas später Heibel und Gottfried Keller, Klaus Groth und Theodor Storm. Sie haben Mörke nicht überboten. Annette Droste, die ein paar Sonnenaufgänge gedichtet hat, die sich

den Mörikeschen an die Seite stellen, und die in „Des alten Pfarrers Woche“ ein anmutendes katholisches Gegenstück zu dem protestantischen „Turmhahn“ geschaffen hat, muß doch im ganzen hinter Mörike zurückstehen, da ihrer zwar sehr individuellen und charakteristischen, zugleich aber spröden und herben Kunst jener duftige Schmelz fehlt, dessen die höchste Lyrik nicht entraten kann. In noch höherem Grade gilt das von Hebbel und Keller. Auch sie sind, wenn schon ihre Hauptleistungen auf anderen Gebieten liegen, echte Lyriker, aber mehr dem Gehalt als der Form nach. Ihre Gedichte sind zu schwer, um sich ganz frei aufschwingen zu können; nur wenige unter ihnen sind in sich vollendet, die meisten zu wenig unmittelbar, zu sehr gemacht. Sie entbehren der Musik und ersetzen den hinreißenden Fluß des Gefühls oft durch rhetorisches Pathos. Dagegen reichen Groth und Storm viel näher an Mörike heran; der eine mit seiner volksmäßigen Frische und Ursprünglichkeit, der andere, der ein Gedichtbuch von selten vollendeter Harmonie hervorgebracht hat, mit seinem süßen Wohlklang. Der Stammbaum unserer größten Lyriker führt sicher von Goethe über Mörike zu Storm, aber so quellfrisch wie die Mörikes, an der sie sich bewußt geschult hat, ist die Lyrik Storms doch nicht. Sie ist doch nicht ganz Lyrik aus erster Hand. Goethes geniale Naivetät ist bei ihr versetzt mit einer, wenn auch geringen, Portion Heinescher Bewußtheit und Geibelscher Süßlichkeit. Auch von den späteren Lyrikern hat keiner Mörike übertroffen; höchstens sind Hermann Lingg und Martin Greif in ihren besten Stücken ihm nahe gekommen. Und von seinen Vorgängern hat er die meisten überflügelt, nicht nur Lyriker zweiter Ordnung wie Kerner, Wilhelm Müller, Chamisso, sondern auch Platen, Rückert und selbst Lenau, der zu sehr aus seiner Zeit und aus persönlichen Mißverhältnissen heraus dichtete, um seinen vollen Ruhm heute noch behaupten zu können. So bleiben ihm denn nur Uhland, Eichendorff und Heine als ebenbürtige Genossen, und zwar reiht er sich unter den vieren am nächsten Goethe an. Diese Tradition in anders gerichteter Zeit gewahrt zu haben, ist die historische Mission,

die Mörke erfüllt hat. „Ihm verdanken wir es,“ sagt Strauß, „daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können; daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie lebten und lebten mit Einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen.“

Siebentes Kapitel.

Gänzliche Musse. 1843—1851.

. . . wie oft noch im Angesichte des Winters
Hell aus nacktem Gezweig ein Frühlingsvogel die Stimme
Hebt und zumal im Busen die staunende Freude dir wecket,
Also war ich erfreut und gewiss glückbringender Zukunft.
Mörke, Jdylle vom Bodensee.

Im Herbst 1843 verließ das Geschwisterpaar Cleverfulzbach, nachdem ein Teil der Wirtschaft versteigert worden war, und folgte zunächst einer Einladung Hartlaubs nach Wermuthshausen, wo es den ganzen Winter zubrachte. Das trauliche Verhältniß zu den liebsten Freunden wurde nur durch Morikes Krankheit gestört; auch Klärchen war etwas bleichsüchtig und mußte zeitweilig das Bett hüten.

In aller Ruhe wurde nun erwogen, wo man sich endgültig niederlassen solle. Zuerst dachte der Dichter an sein liebes altes Ludwigsburg; auch Eßlingen kam in Frage: doch er konnte sich nicht entschließen. Als er so wieder eines Tages mit Klärchen über der Landkarte saß und die Gegend nach jeglichem Himmelsstrich prüfte, sagte er, als sein Finger in die fruchtbare Umgebung von Schwäbisch-Hall kam: „Da ziehen wir hin.“ Und so geschah es im Frühjahr 1844. Im Mai schrieb er von hier aus an seinen ehemaligen Amtsbruder Schmidlin: „Hall ist ein sehr behaglicher Aufenthalt. Ich lebe viel im Altertum, durchstöbere manche Chronik (ohne alle litterarische Absicht, da ich vorderhand dergleichen noch ganz lassen muß) und zeichne auch zuweilen wieder etwas. Man findet hier und in der Gegend schöne Landschaften, und eine Menge mittelalterliches Bauwerk reizt einen unwiderstehlich, den Bleistift in die Hand zu nehmen.“

Das nahe Stift Comburg, die Ruinen der Limpurg und die Geyersburg wurden für die Freunde fleißig beschrieben und abgezeichnet. Das Bergwerk bei der alten Salzstadt interessierte den Dichter gleichfalls sehr und gab seiner schon

in der Kindheit gepflegten mineralogischen Neigung neue Nahrung.

Bald zeigte es sich indessen, daß Hall doch nicht der geeignete Ort für Mörike war. Der rauhe Hauch, der über den Roher weht, trieb ihn fort, und nachdem noch einmal in Cleversulzbach Halt gemacht worden war, siedelten Mörikes sich im Herbst 1844 in dem wärmeren Klima der im Thaleßel geschützt gelegenen alten Deutschordensstadt Mergentheim an, deren heilkräftige Mineralquellen dem Dichter früher gut bekommen waren. Diesmal aber versagte die Wirkung. Mörikes altes Leiden, augenblickliche Unfähigkeit die Füße zu gebrauchen und plötzliches Versagen aller Kräfte, trat hier in so bedenklicher Verstärkung auf, daß der Mergentheimer Doktor sich an den königlichen Leibarzt Ludwig wandte; zu diesem begab sich das geängstigte Klärchen nach Stuttgart und erhielt die Diagnose auf unheilbare Rückenmarksaffectio. Für den Augenblick wurde „als mögliches Hinhaltungsmittel“ der Gebrauch des Teinacher Brunnens verordnet, wohin denn auch Mörike und Klärchen mit der gewöhnlichen Staatsunterstützung für erkrankte Geistliche aufbrachen. Unterwegs beschloßen sie, des Dichters Universitätsfreund Blumhardt aufzusuchen, der in Möttlingen Pfarrer war und sich durch glückliche Sympathieuren in den Ruf der Wunderthätigkeit gesetzt hatte. Kerner brauchte dem Freunde nicht viel zuzureden, es einmal mit dem Magnetismus zu versuchen. Und es gelang nach der Meinung aller Beteiligten wunderbar. Während der zwei Tage, die Mörike bei dem gastlichen Freunde verblieb, schlang dieser scheinbar zufällig und impulsiv in alter Vertraulichkeit öfters den Arm um des Dichters Rücken, und — Mörike fühlte sich so gestärkt, daß er nur noch zur Nachkur nach Teinach ging. Nach mehrwöchigem Aufenthalt daselbst kehrte er vollkommen genesen, und zwar, wie er überzeugt war, lediglich durch Blumhardts wunderfame Kraftausströmung, nach Mergentheim zurück. Froh bediente er sich der neu gewonnenen Kräfte zu ein paar kleinen Reisen, die ihn über die Grenzen der Heimat hinausführten. Im Sommer 1846 besuchte er abermals den Rheinfluss bei Schaffhausen, den er in prächtigen

Berfen pries, ferner den Bregenzer Wald, den Bodensee und die nächst gelegenen Schweizer Kantone. Hier keimte die „Idylle vom Bodensee“, die nach der Rückkehr rasch vollendet wurde.

Mörke fühlte sich recht wohl in Mergentheim, dessen Bewohner ihm freundlich entgegenkamen und ihn zum Freimitgliede der Museums-gesellschaft wählten. Er trank den Mergentheimer Brunnen und lebte still in seiner häuslichen Idylle, die diesmal ein Hündchen Namens Massi teilte. Nur manchmal störte den Frieden die „mechanische Aufführung der Magd Marie“, „dieser Laus“, wie der Dichter in einem Briefe schildert. Für ihn war das kleinste Geschehnis gleich ein Ereignis, das ihn beeinflusste. Mühlings württembergischer Schreibkalender, den der Dichter jahraus jahrein fleißig benutzte, weist derlei in Menge nach. Im Garten zog er ein wenig Wein, der freilich dem später ihn kostenden Sturm sich als nicht sehr bekömmlich erwies, seine Hauptmuße aber widmete Mörke der zur leidenschaftlichen Sammelwut werdenden Liebhaberei für Mineralien, vornehmlich für Petrefakten. Da wanderte er wohlgemut mit seinem Hammer dahin, um voll Verlangen nach Ammoniten, Enkriniten und Pentacrinen auszuspähen und auf allen vieren kriechend nach Lias-Terebratuliten zu suchen, wie es das Gedicht „Der Petrefakten-sammler“ ergötzlich beschreibt. Hartlaub teilte diese Neigung völlig, und Packete von Steinen gingen mit den lustigsten Musterkarten vielfach hin und her. Hartlaub sammelte auch „Petrefaktenlitteratur“ für Mörke, der mit liebevoller Sorgfalt aus großen wissenschaftlichen Werken Zeichnungen von Muscheln und Mineralien durchpauste oder solche nach der Natur in sauberen Tuschfarben malte. Er hatte sich eine eigene Steinkammer im Hause angelegt, wo er, einsam auf der Britische liegend, seine schönsten Stunden verbrachte. Daß Mörke an mineralogischen Falsifikaten eine ganz besondere Freude hatte, nimmt bei seiner Art nicht wunder.

Im Jahre 1845 verlor Mörke zwei Freunde durch den Tod, Ludwig Bauer und Otto Schmidlin. Namentlich des

ersteren frühes Ende ergriff ihn tief; es war ihm, als verliere er das schönste Stück seiner Jugend, die ihm an sich schon in immer größere Ferne trat. Der Dichter begann erst die Vierzig und dennoch schon den Abstieg von der Höhe seines durch Krankheit früh geknickten Lebens. Einen anderen Freund raubte ihm das Leben: Hermann Kurz. Schon in den ersten vierziger Jahren fängt das Verhältnis an zu versanden; das alte Sie tritt in den spärlichen, kühleren Briefen wieder auf, und im Jahre 1848 ist es ganz aus zwischen ihnen. Es war die leidige Politik, die sie trennte. Kurz war in der Politik radikal und auf das Reale gerichtet, zudem neigte er dem jungen Deutschland zu, das Mörike fremd bleiben mußte. Dieser besaß für Politik ein wenig ausgebildetes Organ, und wenn er seinen Molten das ganze Jahr in keine Zeitung hineinschauen und „ordentlich in stille Gichter“ fallen läßt, wenn neben ihm am Wirtstische von Politik die Rede ist, so steckt darin ein Stück Selbstbekenntnis. Vom öffentlichen Leben und namentlich von allem Parteiwesen hielt er sich stets geflüffentlich fern.

Auch zum öffentlichen Festdichter gab sich Mörike nur schwer her; von den für kleinere Kreise bestimmten Gelegenheitsgedichten abgesehen ist da einzig die schöne und schwungvolle „Kantate bei Enthüllung der Statue Schillers“ zu nennen, bei der er aber auch mit dem ganzen Herzen beteiligt war. Daß er aber im Herzen auch nicht teilnahmlos blieb, wenn es sich um die Geschicke des Vaterlandes handelte, beweist sein Briefwechsel mit Hartlaub, dessen leidenschaftliche Energie den Freund mit fortriß, wie seine positivere Natur den Dichter überhaupt vielfach, doch zwanglos beeinflusste. Hartlaub lebte alle Welt ereignisse mit starker Anteilnahme durch. Im roten Jahre 1848 ergriff auch er unbedenklich die Partei des Volkes und schalt die Allgemeine Zeitung ein reaktionäres Schmach- und Schandblatt. Er sandte dem Dichter unablässig Zeitungen und Excerpte, und dieser konnte ihm nach den Märztagen schreiben: „Wer hat sich in diesen Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden?“ Er äußerte seine demokratisch-liberalen Ansichten, als die Revo-

lution bis nach Mergentheim vordrang, und ärgerte sich nicht wenig über den endlichen Sieg der Reaktion und über den „elenden Triumph des Philisteriums“ bei der Wahl in seinem Wohnorte. Der Kölner Dombau erschien auch ihm als „die hohlfte Verfehrtheit und schändlichste Lüge im Angesicht der neuen Zeit“, als reiner Hofuspokus der Fürsten zur Einschläferung der Deutschen. Innig schloß seine Seele sich an den alten G. M. Arndt an, während Herweghs legendenhafte Flucht unter dem Sprizleder seinen scharfen Spott herausforderte. Ob der Olmüzer Friedenskonferenz im Jahre 1850 erfaßte ihn solche Empörung, daß er die Zeitung mit der Meldung nach den ersten zwölf Zeilen wegwarf und sich besserer Lektüre zuwandte. Nach seinem eigenen Geständnis konnte er damals kaum ein Buch nicht politischen Inhalts in die Hand nehmen. Er las in Leos Universalgeschichte über Napoleon, an den ihn ein dauerndes ästhetisches Interesse band, oder das Leben Friedrichs des Großen, dessen Kernworte ihn erquickten. Er verschlang den Schwäbischen Merkur, und im Jahre 1850 waren Kursachsen, Schleswig und der Bundestag tägliche Gesprächsthemata. In Hartlaubs Auszüge über des ehemaligen Stiftsgenossen Gfrörers Programm für die deutsche Reichsversammlung in Frankfurt vertiefte er sich und besprach sich mit Uhland, als dieser nach der schweren Enttäuschung des Frankfurter Parlaments über Mergentheim zurückkehrte; und später bemerkte Rotter als Mitglied der Kammer der Abgeordneten ihn mehrmals unter den Zuhörern auf der Galerie. So muß die Tradition aufgegeben werden, Mörike habe der Politik stets ablehnend oder gleichgültig gegenüber gestanden.

Allmählich überwogen dann wieder die wissenschaftlichen und poetischen Neigungen. Mörike empfand ein natürliches Bedürfnis, in solchen Zeiten fortgesetzter äußerlicher Spannung und Unentschiedenheit „in die Tiefe zu gehen und durch den Blick auf die doppelte Welt sich gleichsam selber zu ergänzen“. Gern versenkte er sich damals in die Philosophie. Wahre Stärkung fand er in Schweglers Geschichte der Philosophie, und insbesondere beschäftigten ihn Hegel, Schelling, Feuer-

bach und Schleiermacher. Freudig begrüßte er Bishers Aesthetik sowie seine „Kritischen Gänge“ und fand hohe Anregung in Büchern wie Harleß' Ethik, Humboldts Kosmos.

Von der Poesie seiner Zeit war er begreiflicherweise viel weniger erbaut: „So arg war doch die Affenscharde mit dem Musendienst in Kammern und Unzucht noch zu keiner Zeit,“ schrieb er im Jahre 1847 an Hartlaub. Was konnte die auch in der Litteratur revolutionäre Periode der vierziger Jahre einem Mörike sein und geben! Wie fern stehen ihm Dichter gleich Heine und Gutzkow, Grabbe und Büchner, Herwegh und Freiligrath! Dagegen fesselte ihn seltsamerweise Börne recht stark; dieser radotiere hinreißend schön, fand er; sein Witz sei meistens höchst ergötzlich und seine Gedanken, wenn auch oft phantastisch, doch groß und warm. Man darf indessen nicht glauben, daß Mörike sich planmäßig auf der Höhe des Tages hielt und von allen bedeutenderen Neuerscheinungen Kenntnis nahm. Er betrieb seine Lektüre durchaus nicht systematisch und war kein sehr belesener Mann; er begnügte sich vielfach mit dem, was ihm zufällig in die Hand kam, so daß es seiner Bildung an Lücken nicht fehlte; Molière kannte er so gut wie gar nicht. In Cleverfulzbach hatte er sich eingehender mit Walter Scott beschäftigt und mit Bulwer, der ihn aber als ein raffiniertes und forciertes Talent nicht anmutete. Dagegen war er für die poetische Luft, die bei Boccaccio weht, nicht unempfänglich, wenngleich er den Verfasser als „aufgelegten Schweinigel“ bezeichnen zu müssen glaubt. Ueberhaupt zog sich Mörike vor dem ihm fremden und peinlichen Treiben des Tages in die Vergangenheit zurück; er las und excerpierte gern Bücher wie Wernicks Epigramme.

Nicht nur bei seiner Lektüre stand der Dichter in stetem Austausch mit Hartlaub. Man folgte seinen Einladungen zur Mehlsuppe nach Wermuthshausen, um ganze Wochen dort zu bleiben, und ein Sohn Hartlaubs erhielt des Freundes Namen und Patenschaft. Mährlen, mit dem der Briefwechsel während der letzten Jahre ein wenig eingeschlafen war, verließ im Jahre 1847 seine Professur am Stuttgarter Polytechnikum, um als

Bergwerksdirektor nach Schapbach im Schwarzwalde zu gehen, wohin er den Dichter ebenso vergeblich einlud wie Blumhardt, der ihm und Klärchen sein ganzes Haus dauernd zur Verfügung stellte. Auch der ehemalige Stiftsgenosse Nast klopfte auf einem Besuch aus Amerika bei Mörike an, desgleichen Kerner, Lottchen Krehl, die alte Freundin der verstorbenen Schwester Luise, und viele andere. In das Jahr 1845 fällt ein Zusammensein mit Strauß und Rauffmann, das Mörike in einem reizenden Brief an Hartlaub ausführlich beschrieben hat; mit Rauffmann schwelgte er im „Don Juan“, und Frau Agnese Strauß erfreute ihn hoch durch den seelenvollen Vortrag seiner Lieder. Der Dichter zeigte sich dabei als feiner Beobachter, der das seltsame Verhältnis zwischen dem Straußschen Paare klar durchschaute. Er war übrigens der Frau Agnese sehr zugethan und blieb es auch nach ihrer Scheidung von Strauß. Auf dem Rückwege von Sonthem traf man in Heilbronn mit Kerner zusammen, der dem Dichter eröffnete, daß Alexander von Humboldt und Tiedt sich gemeinschaftlich bei dem Minister Schläyer für ihn verwandt hätten, wovon Mörike eine Pensionszulage erhoffte. In Heilbronn las er auch wieder einmal Briefe von Lohbauer, der als Professor der Kriegswissenschaften zu Bern lebte, sich dem frommgläubigsten Christentum ergeben hatte und dem Dichter die alte Liebe und Achtung einflößte. Bruder Louis, der verheiratet in Schaffhausen lebte, war ein gern gesehener Gast in Mergentheim, weil er immer „frischen Atem aus der Welt“ hereintrug.

Der neue Wohnort brachte auch neuen Verkehr, so einen Wetter Mörikes, Major Renner, seinen Hausarzt Hofrat Krauß, den Stadtpfarrer Wüst, Pfarrer Schönhuth von Wackbach, ein Fräulein Marie Bauer, das durch Visionen und orakelhafte Träume dem Dichter lebhaftes Interesse abgewann.

Wie selbst noch in seinen spätesten und schwersten Jahren konnte Mörike in guten Stunden derselbe sein wie einst im Tübinger Brunnenstübchen. Als ihn Bauers Sohn Alexander in Mergentheim besuchte, führte er ihm bei am hellen Tage herabgelassenen Rouleaux im Halbdunkel unter der tollsten

Mimif stundenlang einen wahren Hexen- oder vielmehr Dichtersabbath vor, so daß der entzückte Gast sich in Tausend und eine Nacht versetzt glaubte.

Die Geschwister teilten in Mergentheim das Haus mit der über ihnen wohnenden Familie des pensionierten bayerischen Oberstleutnants v. Speth; bald nach der ersten Bekanntschaft schlossen sich Klärchen und die Tochter Margarete eng aneinander an. Gretchen v. Speth hatte es sehr schwer, weil die Sorge für den todkranken Vater besonders auf ihren schwachen Schultern ruhte. Aufrichtiges Mitleid mit ihrem freudlos trüben Leben zog Morikes zu ihr hin. Dem rüstigen Klärchen wurde es eine liebe Aufgabe, der Freundin an die Hand zu gehen und ihr in der eigenen kleinen Häuslichkeit für die Stunden des Ausruhens ein trauliches Asyl zu schaffen, dessen jene bei der vielfach gestörten Harmonie im Spethschen Familienleben schmerzlich entbehrte. Der Dichter selbst widmete sich mit zarter Teilnahme dem kranken Vater, der ihm dankbar zugethan war. Im August 1845 starb Herr v. Speth. Morike las ihm das Sterbegebet vor und versprach ihm die Erfüllung seiner letzten Bitte, sich auch weiterhin seiner Tochter anzunehmen. Nach dem Ableben ihres Vaters brach das zarte, überanstrengte Gretchen zusammen; schwer krank lag sie unter Klärchens treuer Pflege in der Morikeschen Wohnung: „wie ein bis auf den Tod gejagtes und verletztes Reh,“ schrieb Morike an Hartlaub.

In dem Dichter entsproßte bald aus dem Mitleid die Liebe, und bezeichnenderweise war es wieder ein überfinnliches Ereignis, das er erlebt haben wollte, wodurch er in der Meinung bestärkt wurde, er und Gretchen seien für einander bestimmt. Er hat später, im Jahre 1866, selbst in der Stuttgarter Zeitschrift „Freya“ die Geschichte bekannt gemacht als ein Beispiel für „momentanes Fernsehen der Seele im schlafenden, völlig gesunden Zustand“. Eines Nachts weckte ihn das plötzliche Gefühl, als wenn ihm kalte schwere Tropfen gewaltsam in das Gesicht gespritzt würden, deren Fall er gleichzeitig auf dem Deckbett zu hören glaubte, wiewohl weder auf der Haut noch auf der Decke von Nässe etwas zu spüren

war. Als er am anderen Tage in Gretchens Gegenwart den Vorfall erzählte, ward diese sichtlich bestürzt und nachdenklich, und bekannte später Klärchen, sie habe in jener Nacht, bei ihrem Vater wachend, in einer ungewöhnlich erhöhten Stimmung, begünstigt durch die Einsamkeit und die tiefe nächtliche Stille, ihr Gebet verrichtet und nächst ihren Angehörigen auch die befreundete Familie eingeschlossen. Zuletzt habe sie, als Katholikin, für jeden einzelnen besonders, was sie sonst nie that, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerstätte eines jeden war, einige Tropfen Weihwasser gesprengt.

Margarete v. Speth stand 1845 bereits im 26. Lebensjahre; sie war ein zartes Geschöpf von feinen Gesichtszügen. Wenn ihr Bild in Mörikes Dichtung auch nicht so hell sich widerspiegelt wie das Peregrinens, ja selbst Luisens, so sprang ihm doch der Quell der Lyrik von neuem so reich, daß die beiden Jahre 1845 und 1846 sehr merklich hervorragen über die ärmeren ihrer Nachbarschaft. Auf Gretchen beziehen sich vor allem die Gedichte: An Klärchen. Auf den Tod eines Vogels. Margareta. Götterwink. Aus der Ferne. Das ursprünglich an Luise Rau gerichtete Sonett: „Ich sehe Dich mit rein bewußtem Willen“ wurde mit leichter Aenderung auf die neue Geliebte übertragen. Wir lernen sie aus diesen und anderen Gedichten mit Mörikes Augen sehen. Was ihn besonders anzog, war, daß bereits „der Gram mit dunklem Kranz“ ihre unschuldige Schläfe schmückte; so hatte ihn ja in Peregrinas Auge schon der Widerschein eines heiligen Grames bezaubert. Wie Gretchen „mit rein bewußtem Willen — Ach leider oft den Nächsten selbst entgegen —“ streng des Tages Pflichtenkreis erfüllte in stillem häuslichen Schaffen, das machte sie ihm lieb und teuer. So anspruchslos und kindlich, ja zaghaft und demütig sie sich gab, glaubte er doch, der jeden, den er liebte, zu einem höheren, vollkommenen Wesen machte, daß sie in verschwiegener Brust unverweklichen Reichtum verhülle. Er liebte ihre reine, fromme Seele, die von dem Rätsel ihres holden Reizes selbst nichts ahne. Doch hängt er auch an seinem Mädchen mit echt poetischer warmer Sinnlichkeit. „Wie ein kranker Sperber auf der Stange“ sitzt er

allein, in Sehnsucht ihrer harrend, deren Schönheit er freudig preist. Er stellt sich in seiner Dichtung wieder als Jüngling dar. Von einem „Liebeszauberschwindel“ befangen, drückt er die Pfänder der Teuren bei Tag und Nacht tausendmal an die Brust und preist den Glanz ihrer dunklen Augen, wie solche vor allen ihn immer begeisterten.

Daß Gretchen Katholikin war und zwar eine streng gläubige, war vielleicht nur noch ein Reiz mehr in den Augen dieses protestantischen Pfarrers, der als Dichter sich so gern dem mystischen Zauberbann überließ, mit dem dieser sinnfreudigere Gottesdienst jeden künstlerischen Menschen umfängt. Er wurde selbst frommer in Gretchens Nähe und suchte an ihrem religiösen Leben teilzunehmen. Er genoß öfters das Abendmahl, er vertiefte sich in des Jesuiten Spee „Trugnachtigall“ und sang mit Klärchen zusammen gern das Heilige-Geist-Lied, das ihnen „unauflöslich in das Herz geschrieben“ war. Er fertigte für Gretchen eine schön geheftete saubere Abschrift von Lamartines „Kruzifix“ und schrieb damals „Neue Liebe“, das frömmste aller seiner Gedichte, in dem er voll theosophisch-panentheistischer Mystik sich eins fühlt mit seinem Gott.

Aber dabei blieb es nicht. Hartlaub übersandte ihm im Jahre 1845 ein Briefchen, in dem der Stadtpfarrer Wüst sich beklagte, daß Klärchen ihrer Freundin zuliebe katholische Gebräuche mitmache; es habe „katholischerseits schon nicht geringen Triumph erregt, daß Mörike allein unter allen Protestanten am katholischen Hauptfeste Fronleichnam ihre Wohnung verziert hatten“. So weit hätte der Dichter allerdings niemals seiner Neigung nachgeben dürfen, und es war nur natürlich, daß diese Haltung eines gewesenen protestantischen Geistlichen unliebsames Aufsehen erregte. Hartlaubs waren außer sich. Der Freund machte Mörike die bittersten Vorwürfe und namentlich auch dessen Schwester, der er jahrelang so schroff begegnete, daß sie vor Gram geradezu krank wurde. Er zeigte sich als unerbittlicher Eiferer. Seine Furcht, Mörike möchte die Katholikin zur Ehe begehren, war nur allzu begründet; um so hitziger war sein Warnen, sein Protestieren.

Es war zu spät. Mörike war entschlossen, Gretchen um ihre Hand zu bitten, und Klärchen, der jene in leidenschaftlicher Liebe zugethan war, hielt sich ebenfalls fest davon überzeugt, daß auch der geliebte Bruder hier sein Glück finde. Sie betrieb diese Verbindung von Anfang an auf das eifrigste. Gretchen, eine zaghafte, sentimentale und willensschwache Natur, wagte weder ja noch nein zu sagen, doch es zog sie mächtig zu den zwei treuen liebenden Menschen, die sie zu sich riefen. Die Spethsche Familie war von dem Plane durchaus nicht erbaut. Das ist begreiflich, denn einmal gab der konfessionelle Unterschied ernstlich zu denken, und andererseits war Mörike nicht in der Lage, einer Frau die erforderliche Existenz zu bieten. Gretchens Vermögen war nur gering. Ein jüngerer Bruder stellte an ihre Mutter große Ansprüche. So sollte es noch Jahre dauern, ehe der Dichter das förmliche Jawort erhielt; doch waren die Liebenden schon im ersten Jahre ihrer Bekanntschaft so gut wie verlobt.

Klärchen war selbstlos genug gewesen, dem über alles geliebten Bruder die Freundin zuzuführen; sie wußte, sie würde ihn durch eine Ehe, die sie für ihn wünschte, nicht verlieren. Und wie hätte das auch der Fall sein sollen bei zwei Menschen, die sich derartig ineinander eingewöhnt und eingelebt hatten, die sich bis in die letzte Seelenfaser kannten und verstanden! Mörike sah in der so viel jüngeren Schwester das Erbteil seiner teuren Mutter, das ihm heilig, die unermüdlich sorgende Gehilfin, die ihm unentbehrlich war. Damit mußte eine Gattin sich abfinden; sie durfte nicht daran denken, aus dem Herzen des alternden Mannes die Schwester zu verdrängen. Nicht verzehrende Leidenschaft konnte Gretchen von dem Dichter erwarten, aber feste, treue Liebe. Sie trat fortan neben Klärchen, und da sie diese schwärmerisch liebte, wurde ihr das nicht schwer. „Geliebte Schwestern beide“, „beste Schwestern“, so sind viele an Klärchen und Gretchen gemeinsam gerichtete Briefe Mörikes überschrieben. Klärchen in ihrer ruhigen, sicheren Art beherrschte, ohne es darauf anzulegen, das seltsame Verhältnis der drei Menschen.

Wieder ward die Liebe Mörikes Muße. Unter ihrem

erwärmenden und belebenden Hauche sproßten poetische Reime fröhlich empor, die lange in ihm geschlummert hatten. Soweit man bei Mörike überhaupt von einer produktiven Periode sprechen kann, sind diese mittleren vierziger Jahre als eine solche zu bezeichnen. Der Dichter hatte gehofft, sie gleich nach seiner Pensionierung einsetzen zu sehen, aber schwere Krankheit schob sie hinaus. Noch im Jahre 1843 hatte er sich bereit finden lassen, die Redaktion der Zeitschrift „Der Salon“ anzunehmen, wurde sich aber sehr bald seiner Uebereilung bewußt und bat, der Franchhschen Damenzeitung gedenkend, himmelhoch, ihn nur in die Reihe der Mitarbeiter zu stellen. Irgend eine Arbeit liefern zu müssen, auf deren rechtzeitiges Fertigwerden man wartete, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Er ist ein durchaus naiver Dichter: „er gehorcht der gebietenden Stunde“. So wurde auch nichts aus einem Vorschlage Möhrleus, der zwischen Mörike und Felix Mendelssohn über ein Opernlibretto verhandeln wollte. Als nach Ludwig Bauers Tode die Freunde eine Auswahl aus seinen Schriften herauszugeben beschlossen und Mörike angingen, als der nächste dazu die einleitende kurze Lebensbeschreibung zu verfassen, lehnte er dies ab. Bauers Schriften erschienen im Jahre 1847. Den biographischen Abriß lieferte der Rektor Karl Wolff; Gustav Pfizer redigierte den Text, den Mörike nach seiner Art leider einigen Abänderungen unterzog. Die Einleitung nimmt auch auf Mörike Bezug. Die vorangestellte Auswahl Bauerscher Briefe ist auch für Mörike sehr aufschlußreich; besonders gilt das von den neun schönen und gehaltvollen Briefen an diesen selbst, die theils vollständig, theils im Auszuge wiedergegeben sind.

Mörikes Schriftstellerthätigkeit während der Mergentheimer Zeit gipfelt in der „Idylle vom Bodensee“. Das Hauptmotiv dieser Dichtung reicht, wie schon früher angedeutet, weit zurück. Im Oktober 1828 schreibt Mörike in halb wehmütiger, halb launiger Stimmung an Rauffmann über einen Besuch in Tübingen und die Erinnerungen an die goldene Studentenzeit, die sich dem mißvergnügten Pfarrvikar dabei aufdrängten; er schildert seinen Gang auf das

Schloß und fährt fort: „Ich sah alle die Plätzchen und heimlichen Gänge wieder, die seit Jahr und Tag nicht geläutete Glocke, die wir so gern gestohlen hätten, um sie in den Sichern-Manns-Wald zu schleppen; sie hing wie im Traume da, ohne mehr zu wissen, daß eine Stimme in ihrem Metall schlafe; ich schlug sie leicht an, und sie erschraf über sich selber, wie auch ich über diesen Ton aus alten Zeiten innerlich zusammenfuhr.“ Siebzehn Jahre später entführte der Dichter die Glocke, die so lange geschwiegen hatte, an den Bodensee, und als er sie nun wieder anschlug, da gab sie einen reinen, fröhlichen Ton. Sicherlich hat sich Mörike nicht während der ganzen Zwischenzeit mit dem Plan einer Dichtung von Glockendieben getragen. Das alte Motiv ist eines von den zahllosen, wie sie jedem Dichter während seines Lebens unerbeten vom Himmel fallen, um nur in den seltensten Fällen fruchtbaren Boden zu finden und zur Dichtung aufzuwachsen. So lange war Mörikes Glockenvorwurf dichterisch heimatlos gewesen, am Bodensee faßte er zufällig Wurzel; der Bodensee gab eine Reihe verwandter Motive her, die sich nun plötzlich und von selbst um das ursprüngliche zum Krystall zusammenschlossen. Mörike hatte den Bodensee, an dessen Gestaden auch Schwab und J. G. Fischer poetische Ernte gehalten haben, auf wiederholten Ausflügen kennen und lieben gelernt. Die Blumen, die er an seinen lachenden Ufern gepflückt hatte, band er in der Stille von Mergentheim zum anmutig bunten Strauß. Das Wohlgefühl des von schwerer Krankheit Genesenen und das Glück der Liebe schufen diese Dichtung, an deren langsamer Entstehung Hartlaub wie immer den lebhaftesten Anteil nahm. Im Juli 1845 standen bereits 230 Hexameter (wie der Dichter meinte, die Hälfte des Ganzen) auf dem Papier; sie enthielten die Erzählung bis zur Einweihung der Glocke. Dann erlitt die Arbeit eine längere Unterbrechung: der Tod Speths raubte dem Dichter die Stimmung. Ende September berichtet er Hartlaub, es fehle außer einigen Uebergängen noch der „Schwanz“. In Bermuthshausen, schreibt er am 24. Oktober, wolle er das Gedicht ins reine bringen: „Es wird, glaub' ich gewiß, euern Beifall erhalten. Durch

die ausführlichere Behandlung der episodischen Liebesgeschichte (welche ausdrücklich der ländlichen Muse selbst in den Mund gelegt wird) erhält sie mehr gemüthliche Fülle, leidenschaftliche Bewegung und Zartheit, auch größere Ausdehnung. Es werden immer 700 Verse werden, die sich von selbst in 3 Gesänge (zwei größere und einen kleinern ‚Schlußgesang‘) teilen. Auf welche Art das Stück erscheinen soll, ob einzeln oder mit anderm, wollen wir alsdann bald ausgemacht haben. Das erstere gefiel mir nicht übel; in Form einer kleinen eleganten Broschüre mit Goldschnitt zc. und — wie z. B. Voßens Theokrit oder Schwends Homerische Hymnen — immer nur 12 Hexameter gebrochen, also 24 Zeilen auf die Seite.“ In der That schwoll der Stoff während der Arbeit auf weit über das Doppelte an: Mörike theilte ihn erst in sechs, endlich in sieben Gesänge.

Am 2. November bot er Cotta die noch unvollendete Iphylle an, die „ungefähr in der Mitte zwischen den griechischen Mustern und Hebels erzählender Darstellungsweise“ stehe. Er war selbst mit seinem Werkchen recht zufrieden und wünschte auch in der Ausstattung „etwas Apartes“. Zur Herstellung des Titels empfahl er die Maler Fellner und Neureuther. Zugleich bat er Cotta um einen Vorschuß von fünfzig Gulden, den dieser auch gewährte, ohne das Manuscript überhaupt gesehen zu haben. Ja am Ende nahm gar nicht er es in Verlag, sondern Schweizerbart. Ein alter Bekannter, Heinrich Bruzger aus Riga, damals Professor am Polytechnikum in Stuttgart, brachte die geschäftlichen Unterhandlungen zu Mörikes vollster Zufriedenheit zum Abschluß. Sehr vergnügt schrieb der Dichter am 8. Juli 1846 an Hartlaub, fünfzig Karolin für ein Büchlein von wenig über sieben Bogen von Zeit zu Zeit ohne weitere Mühe einzunehmen, sei wahrlich schön genug. Im September erhielt Hartlaub die Aushängebogen, am 24. Oktober ein fertiges Exemplar. Doch dauerte es noch vierzehn Tage, ehe die Iphylle im Buchhandel erschien. Mörike hatte nämlich um die Erlaubniß nachgesucht, sie dem Kronprinzen Karl widmen zu dürfen; erst im November kam aus dessen Kabinett die Genehmigung. Mörike verschickte zweiunddreißig Exemplare; drei davon mit Begleitschreiben

an den Kronprinzen, die Kronprinzessin und die Prinzessin Marie. Dem König von Preußen sandte er „nach besserer Ueberlegung“ keines: „es hieße sich doch wirklich weggeworfen nebst dem Geld“. Auch die beschlossene Sendung an Alexander von Humboldt und Lieck unterblieb. Als Dank des Kronprinzen von Württemberg traf bald darauf ein wertvoller Brillantring ein, während die Kronprinzessin den Dichter durch eine Geldspende nur halb erfreute.

Der Bodensee, in dessen klarem Grunde sich so viele dem Dichter wohlbekannte Städte und Dörfer beschauen „im Glanz durchsichtiger Lüfte“, ist der glücklich gewählte Schauplatz der kleinen Dichtung; auf ihm kreuzt gemächlich des Idyllikers leichtes Boot; sein fröhlicher Ruderschlag läßt glänzende Tropfen emporspritzen, in denen die Sonne heiterer Lebensfreude sich spiegelt. Liebenswürdigste Anmut und sprühende Laune atmet dies glückliche Kind einer glücklichen Stimmung. Die frische Seeluft, die durch die Dichtung streicht, hat den Dichter selbst verjüngt und zu neuem Schaffen gestärkt. „Sing'! und reich', die wir lang nicht übten, die Flöte dem Dichter!“ so fleht er zur Muse. Aus lebendiger Anschauung ist die Idylle erwachsen und fest lokalisiert an der württembergischen Landesgrenze gegen Bayern, südöstlich von Friedrichshafen. Im Hintergrunde ragen schimmernde Alpenketten; aus ihnen erhebt der Säntis „silberklar in himmlischer Ruh die gewaltigen Schultern“. In prächtiger Breite ergeht sich Mörikes warmes Naturgefühl, alles lebt und duftet in diesem kleinen Freilichtgemälde. Um es im Kolorit ja nicht zu versehen, hat der Dichter auch litterarische Studien getrieben und Bücher wie Schwabs Bodensee oder Memmingers Beschreibung des Oberamts Tettnang mit nachweisbarem Nutzen gelesen.

Was bei Betrachtung der Handlung zuerst auffällt, ist leider die nicht wegzuleugnende technische Schwäche, die in fast allen größeren Dichtungen Mörikes hervortritt: der Mangel an einer einheitlich straffen Komposition. Die Idylle zerfällt von selbst in zwei Idyllen. Gesang drei bis sechs, die eine Episode vorstellen sollen, stehen ganz selbständig da und über-

wiegen räumlich die in den anderen drei Gefängen vorgeführte Haupthandlung. Dennoch hat die Rahmenerzählung als die besser herausgearbeitete dem Ganzen mit Recht den Untertitel gegeben: Meister Martin und die Glockendiebe. Märte, ein prächtiger alter Fischer, anschlägig und listig, hat seine Schalkheit vom Dichter selbst entlehnt, namentlich sein mimisches Talent:

Darin that es ihm keiner zu gleich, dem bei der Geburt schon
Jegliche Kunst und Gabe der scherzenden Muse geschenkt war.

Der lustige Meister Märte also spielt dem habgierigen, rabulistisch geschwätzigen und feigen Schneider Wendel einen rechten Streich. Er redet ihm nämlich ein, er habe in der uralten, verfallenen Kapelle am Seeufer die längst vergessene Glocke entdeckt, und verführt dadurch den lüsternten Mann zu dem Unternehmen, sie über Nacht zu stehlen. Aber als dieser nun mit angstklopfendem Herzen heimlich anschleicht und mit seinem Genossen in den Turm einsteigt, was erblickt er:

Statt der Glocke

Schwebt ein Ungeheuer von Gut, dreieckig, am Stricklein!
Nicht ein solcher fürwahr, wie er Sonntags während der Predigt
Hinter dem Sitze des Schultheiß hängt, andächtiger Stille;
Noch wie der Schäfer ihn hat am festlichen Tage des Wettlaufs
Auf dem Gröninger Markte, geziert mit farbigen Nesteln;
Nein, wie im Acker der Landmann ihn aus der werdenden Furche
Unter der Pflugschar ziehet hervor und ihn wirft in den Graben:
Gelb von Regen gewaschen der Filz und gedörrt an der Sonne,
Löcherig, ohne Gestalt, ein Auswurf seines Geschlechtes.

Märte aber hat den beiden aufgelauret und läßt seinem schadenfrohen Mutwillen die Zügel schießen.

Eingeschoben in diesen Schwank ist nun ein zweiter, der uns in des Fischers Jugend zurückführt. Die Verknüpfung ist so lose wie möglich, ähnlich der in „Lucie Gelmeroth“. Der Dichter bittet die ländliche Muse, die ja stets nach der Seite zu schweifen und nach Wunsch zu ruhen liebe, den Schritt zu hemmen, den Blick in ihres Lieblings Jugend zu werfen und einen von dessen Streichen dem Hörer zu vergönnen, deren

Märte lächelnd gedenkt, als er den Schneider in die Falle tappen sieht. Der erzählte Streich hat folgenden Inhalt. Märte hat einst den Rächer seines Freundes Tone gespielt, dem sein herzloses Mädchen untreu geworden ist, um einen reichen Dummkopf zu heiraten. Während die Hochzeit gefeiert wird, fühlen die jungen Bursche des Dorfes unter Märtes Anstiftung ihr Mädtchen an dem mißliebigen Paar, indem sie den Brautwagen mit der Aussteuer nächtlicherweile auf eine abgelegene Waldwiese entführen, diese mit den abgeladenen Stücken möblieren und unter weiblicher Verspottung zweier künstlicher Stroh puppen, die das Ehepaar darstellen, ein tolles Gelage abhalten, während im Hause der jungen Frau zuerst der Schreck und dann der Aerger natürlich groß ist.

Eine dritte Handlung endlich bildet Tones Verlobung mit der holden Schäferin Margarete, die des Dichters eigener Braut den Namen dankt. Es ist diese Partie ein sonniges Spiegelbild von Mörikes eigenem neuen Liebesglück.

Die lustigen Schwänke sind, was der Dichter gegen Storm ausdrücklich hervorhob, vollkommen freie Erfindung. Der Hochzeitsstreich entbehrt allerdings, so wie er erzählt wird, der überwältigenden Komik. Wir erfahren, wie Fresenius richtig hervorgehoben hat, von vornherein, was geschehen soll, und sehen darauf den Anschlag sich ganz programmäßig abwickeln; es fehlt an einem dramatischen Höhepunkt, der dem gelungenen geschilderten Glockendiebstahl nicht abzusprechen ist. Der Hauptwert dieser Dichtung liegt, wie so oft bei Mörike, nicht in der künstlerischen Geschlossenheit der äußeren Form, sondern einmal in der allgemeinen Stimmung, die gleichmäßig über dem Ganzen ruht, und zweitens in der liebevollen Ausmalung der Einzelheiten. Die Personen sind vortrefflich auf die Beine gestellt und im kleinen charakterisiert, selbst Nebenfiguren wie der blinde und halblaubte Großvater im Fischerhause und der schwer bezechte Ratsherr Sime-Barthel. Mit welcher hübschen Sinnlichkeit ist der natürliche Geiz der Trude gezeichnet, der schon in der Schulzeit der Kreuzer im Fäustlein naß schwitzte, ehe sie ihn für die Osterbrezel ausgab.

Wie ein gut Teil seiner Lyrik, so ist auch Mörikes Boden-seidynlle aus seiner verständnisvollen Liebe zur Antike erwachsen. Besonders waren Homer und Theokrit seine Vorbilder. Homerisch ist die ruhige Klarheit, der sichere Fluß der reinen Linien bei Mörike, der, wenn er auch zuweilen in der ersten Person spricht, doch die Gesetze künstlerischer Objektivität nicht vernachlässigt. Nach antiker Art liebt er Anrufe an die Muse und an die Personen seiner Erzählung, die er zum Reden auffordert, liebt er Ausblicke in die Zukunft und in die Vergangenheit seiner Helden und allgemeinere Betrachtungen als Ruhepunkte der Handlung. Er bedient sich viel der homerisch gehäuften nachgestellten Beiwörter und absoluter Genitive, dagegen ist er sparsam im Gebrauch der wörtlichen Responzion und der weit ausgeführten Vergleiche. Er meidet damit manierierte Starrheit und Stilwidrigkeit. Er entnimmt nicht dem überlieferten Vorrat des Epos typische Bilder, sondern wählt individuelle, wie sie das geschilderte Milieu an die Hand giebt, und wie sie den Personen, die sie gebrauchen, natürlich und geläufig sind; so läßt er den Töne, den ob der Kunde von der Untreue der Braut der bitterste Schmerz zerreißt, ausgezeichnet mit dem verwundeten Lachs an der Angel vergleichen, der blutströmend aus der Flut aufspringt.

Auch Mörike bedient sich des für die Idylle einmal gegebenen antiken Hexameters, und wenn schon Goethes Behandlung dieses Verses ein wenig nachlässig erscheint, so läßt sich Mörike bei allem metrischen Feingefühl und tabellofen Abschnitten oft gar zu sehr gehen. Unbekümmert fängt er Verse an mit Silbengruppen wie „Bis Montag, ich sage dir“, „Im Stammfloster“, „Braucht Vorsicht“, „Ins Marktfieber“, „Und ruhst“, so wie er es auch nicht vermeidet, Wörter wie Schalksnarr und Heimfahrt durch die Cäsar zu spalten. Solche formale Freiheiten sind zu bemängeln; dagegen hat der Dichter unseren vollen Beifall, wenn er dem zu einem deutschen Verse gewordenen Hexameter sprachliche Eigenheiten nicht aufopfert. Er ist im Gegenteil echt volkstümlich, indem er den deutschen Sprichwortschatz verwertet, und echt schwäbisch, indem er

zahlreichen, in einem kleinen Anhang erläuterten Provinzialismen und Volksgebräuchen Eingang gewährt.

Das klassischere Werk ist ohne Frage Goethes „Hermann und Dorothea“ mit seiner typischen edlen Einfachheit, mit seiner geradlinigen Handlung. Goethe ist plastischer, Mörike malerischer; er wirkt wohl reicher, lebendiger, bunter, entbehrt aber der unnachahmlich stilvollen Linie des Konturs bei Goethe. Er ist romantischer, moderner. Er fesselt mehr durch die Betrachtung des Einzelnen, als durch große Gesichtspunkte. Bei ihm fehlt der weltgeschichtliche Hintergrund, der Goethes Gedicht vom Zufälligen ablöst. Das liegt freilich in der Natur der Sache; denn Mörike hat seine Dichtung wohlweislich nicht als Epos bezeichnet, also als eine Folge von Begebenheiten, sondern als Idylle, die sich ja aus einer solchen bewegten Folge bewußt als ruhende Schilderung heraushebt. Wohl aber darf sich sein Werk mit Vossens „Luise“ messen, denn es übertrifft weitaus diese Idylle, die bei allzu dürftiger Handlung und überstrenger Stilistik oft genug ins Sentimentale, ins Moralisierende und Platte verfällt. Hat die „Luise“ die Ostsee zum größeren Hintergrunde, so vertritt deren Stelle bei Mörike das sogenannte Schwäbische Meer. Ist die etwas trockene „Luise“ ein norddeutsch protestantisches Gedicht, so haftet der farbenfreudigen „Idylle vom Bodensee“ etwas ausgesprochen süddeutsch katholisches an. Es ist eine katholische Kapelle, in der die angebliche Glocke hängt, und desselben Glaubens sind die handelnden Personen, denen die Legenden ihrer Konfession ganz geläufig sind. Wie lieb und vertraut dem Dichter die fremde Kirche samt ihren Dienern ist, zeigt auch das gleichzeitige, „Dem Herrn Prior der Karthause J.“ gewidmete Gedicht, dem später noch manches verwandte folgte. Beide Idyllen sind echte Heimatskunst, aber beiden eignet auch etwas Provinzielles, worüber sich „Hermann und Dorothea“ als im höchsten Sinne nationales Kunstwerk bedeutend erhebt. Doch hat das bei Mörike nicht gehindert, daß ihm auch gerade aus Norddeutschland freudige Zustimmung zu teil wurde; und im fünften Gesange, der den Liebesbund zwischen Tone und Margarete knüpft, läßt er die Beschränktheit

der Dorfgeschichte weit hinter sich. Als Ganzes bedeutet die Idylle doch eine der glücklichsten Vermählungen echt deutschen Volkstums mit echt griechischer Formenschönheit, warmen pulstierenden Lebens mit künstlerischem Maß.

Das Werkchen fand sehr bald freundliche Aufnahme. Uhland rühmte, daß ihm lange nichts so ungetrübten poetischen Genuß gewährt habe wie diese Dichtung. „Sie haben sich,“ heißt es in seinem Dankbrief an Mörike, „in unserer unmüßigen Zeit den Frieden der Poesie gewahrt, ohne ihn doch in idealer Ferne suchen zu müssen; er lag Ihnen näher in der innersten Wirklichkeit des Volkslebens und Volksgemüts.“ In Uebereinstimmung mit Uhland, der meinte, ein Sonnenblick der Anerkennung werde dem Dichter wohlthun, empfahl Jakob Grimm im Jahre 1847 die Idylle mit warmen Worten zur Auszeichnung durch den Tiedge-Preis als das beste in den letzten fünf Jahren erschienene Gedicht. Sein Votum bezeichnete es als „ein weiches, ungefärbtes, von glücklichster Stimmung eingegebenes Werk voll lebendigen Gefühls“. Der Preis wurde denn auch Mörike zuerkannt. Ein Ausdruck in der Idylle gab Grimm Gelegenheit, den Dichter im Deutschen Wörterbuch anzuziehen. Eine sehr warme Würdigung ließ Adolf Stahr der Dichtung in der Bremer Zeitung zu teil werden. Ein Kreis von Dresdener Malern sandte, von der Idylle entzückt, dem Dichter einen Dankbrief, unterzeichnet mit Namen wie Ernst Rietschel und Ludwig Richter, Wendemann und Thäter. Mörike war hoch erfreut über den Beifall der trefflichen Künstler, die ihm in der Folge öfters Blätter und Studien zugehen ließen.

Auf der anderen Seite richtete der dem Dichter nicht günstige Litterarhistoriker Heinrich Kurz in seiner Litteraturgeschichte seine Angriffe gerade gegen die „Idylle vom Bodensee“, und der bornierte Platenide Minckwitz wagte es gar in seinem „Deutschen Parnaß“, die Hauptidee als einen faden, die Episode als einen abgeschmackten Schwabentreich zu bezeichnen und des Dichters „durchaus niedrige und prosaische Sprache“ zu schelten, die an einen im Pathos deklamierenden Pfarrer gemahne.

Mörke selbst hatte die Dichtung wenig Arbeit und die reinste Freude bereitet. Unmittelbar nach ihrer Vollendung schrieb er an Hartlaub: „Am liebsten würde ich jetzt abermals ein kleines Epos machen, dem aber nur ein Stoff von höherer Bedeutung (zum Beispiel aus dem nordischen Sagenkreis) zu Grunde zu legen wäre.“ Es blieb bei diesem Plan. So war es ja immer bei Mörke; sobald er eine Dichtung abgeschlossen und herausgegeben hatte, verhiess er schaffensfreudig den Freunden neue Werke, die das letzte noch übertreffen sollten. Meist aber legten sich jahrelange Pausen dazwischen, wenn nicht die rasch entsprungenen Pläne Fragment blieben oder gänzlich verkümmerten.

Einen solchen Plan, einem angehauenen Marmorblock vergleichbar, stellt auch das Päckchen loser und undatierter Konzeptblätter in des Dichters handschriftlichem Nachlaß dar, auf dessen Umschlag er geschrieben hat: „Zur Geschichte von der silbernen Kugel“ oder „Der Kupferschmied von Rothenburg“.

Die interessante alte Reichsstadt Rothenburg an der Tauber, die Mörke damals kennen lernte, fesselte ihn sehr; nicht nur weil die steile Felswand hinter der Steinmühle daselbst wegen ihres Reichtums an Petrefakten bekannt war; auch der Dichter fand hier, wie mancher andere vor und nach ihm, reiche Anregung. Hier waren vorzugsweise die Hochzeitsgebräuche im Schwange, die die „Idylle vom Bodensee“ schildert, und die Verse, die Mörke dem „Kugelmännlein“ zufolge auf einer Bank angeschrieben gefunden haben will, waren an der Scheune des sogenannten Schloßchens bei der Koboldzeller Kirche unweit Rothenburgs zu lesen. In einer größeren, zu Rothenburg spielenden Novelle wollte der Dichter seine Eindrücke verwerten. Der Entwurf ist nicht so weit gediehen, daß man Mörkes Absichten völlig übersehen könnte. Nur vier dieser Bogen, Blätter und Zettel enthalten längere, zusammenhängende Textabschnitte, zwei andere ziemlich voneinander abweichende Skizzen und Uebersichten über den Plan des Ganzen und die übrigen neun eine Anzahl von Notizen und Anmerkungen über die Ausführung im Einzelnen.

Mörke tastet selbst noch unsicher an seinem Plan herum. Name und Art der Personen stehen noch nicht ganz fest, und die Motive huschen zum Teil noch kaleidoskopartig durcheinander. Selbst das Hauptmotiv, das wieder freie Erfindung des Dichters ist, erscheint noch nicht klar herausgearbeitet: Ein Silberbeschlag, der um die Wende des 18. Jahrhunderts den Rothenburg bedrohenden Franzosen entzogen werden soll, wird zu einer Kugel eingeschmolzen, die entweder im Garten verborgen oder als Kirchturmknopf in Sicherheit gebracht werden soll; nach einer anderen Idee rollt sie in die Tauber. Der Henjesehe „Falle“ tritt also in dem Vorhandenen noch zurück. Der Schwerpunkt liegt in der ansprechend begonnenen Ausmalung des Zeitkolorits und Milieus zur Zeit der Koalitionskriege. Den Hauptteil der ausgeführten Abschnitte macht die eingehende, auch historisch und geographisch weiter ausholende Beschreibung der alten Reichsstadt Rothenburg aus. Die individuell am besten hervortretenden Personen der Handlung sind der pensionierte Steuereinnnehmer Knisel (auch Arthaus oder Arthus genannt) und seine recht unliebenswürdige Frau Susanna, die den kleinstädtisch philiströsen, auch mit komischen Zügen reichlich ausgestatteten Bedanten stark unter dem Pantoffel hält. Beider Charakteristik ist vortrefflich angelegt. Einen Hauptzug hat Knisel vom Dichter selbst: er ist leidenschaftlicher Mineralog, so daß Mörke manches kleine persönliche Erlebnis auf ihn übertragen konnte; so findet sich die Mergentheimer Bodenkammer mit der Steinkiste auch bei dem Steuereinnnehmer in Rothenburg.

Die Arbeit an dieser Novelle geht über die Mergentheimer Zeit kaum hinaus, denn gleich nachher beschäftigte den Dichter das „Stuttgarter Huzelmännlein“, in das er einzelne Motive der Rothenburger Novelle, wie das vom menschenfangenden Stiefelzieher, vielleicht auch einige geplante Kunstreiterszenen, hinübernahm. Mörke hatte es sich umfassende Vorstudien kosten lassen; massenhaft finden sich in den schwer zu entziffernden Brouillons Zeittafeln und bibliographische Zusammenstellungen, Charakterstizzen und technische Erwägungen, die den interessantesten Einblick in eine Dichterwerkstatt ge-

währen, weshalb eine Publikation dieser Fragmente sich wohl verlohnte.

Wieder lag dem Dichter eine episodische Zwischenerzählung besonders am Herzen. Ihm war einmal ein seltsames Buch in die Hände gefallen: Rittgräffs im Jahre 1815 zu Wien erschienene „Historische Antiquitäten, oder außerlesene, wenig bekannte, zum Theil noch ungedruckte Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker-, Sitten-, Kunst- und Literar-Geschichte der Vorwelt und des Mittelalters. Zweiter Theil“. Darin erregte seine helle Freude die Geschichte „Wie ich, Jost Artus, gezogen bin mit anderen ins heilige Land, und was ich sah und erfuhr auf dieser Pilgerfahrt“. Der treuherzig erzählte Bericht des „Bartscherers und Lautenspielers“ Artus gefiel dem Dichter so gut, daß er ihn aufs schönste abschrieb, um ihn in irgend einer Weise der Novelle einzuverleiben.

Leider blieb die Novelle, obgleich öfters vom Dichter mündlich erzählt, ungeschrieben. Sie wäre offenbar ein Kind derselben heiteren Laune geworden wie die „Idylle vom Bodensee“ und das „Hühelmännlein“. Es wäre ein hoher Genuß, gerade Mörike in dieser kleinstädtisch bescheidenen Enge, in dieser altväterischen Behaglichkeit als Humoristen sich ergehen zu sehen. Freilich, die ausgeführten Bruchstücke zeigen noch eine bedenkliche Breite, eine allzusehr beschreibende Anlage; noch ist das reiche Detail nicht künstlerisch gesichtet und aufgearbeitet. Die Geschichte von der silbernen Kugel wäre ein Vorläufer der kulturhistorischen Erzählung geworden, die wenige Jahre später durch Scheffels „Ekkehard“ in Aufnahme kam. Mörike hatte viel Neigung zu dieser Gattung; auch sein späterer „Mozart auf der Reise nach Prag“ giebt sich ja ganz historisch, ohne es allerdings wirklich zu sein. Sämtliche frühere Erzählungen Mörikes schweben zeitlich in der Luft. Sie verlassen auch gern den festen Boden der Wirklichkeit, um sich entweder ins Uebernatürliche und Uebersinnliche zu versteigen oder märchenhafte und psychologisch abnorme Elemente einzuführen. Im „Rupferschmied von Rothenburg“ wagt sich der Dichter zum erstenmal auf historischen Grund. Doch auch hier gelingt es ihm noch nicht (wie einzig in der „Idylle vom

Bodensee" und im „Mozart"), den Realismus allein walten zu lassen; er giebt dem Aberglauben, der Gespensterfurcht Raum und salviert sich durch die Bemerkung, was man sonst nur in lustigen Fabeln und Märchen zu suchen gewohnt sei, komme in Zeiten so großer, wunderbarer Aufregung oft wirklich vor. Die Novelle weist manche Aehnlichkeit mit Wilhelm Raabes Meistererzählung „Das letzte Recht" auf, die ja in demselben Rothenburg spielt.

Erst fast zehn Jahre nach dem Erscheinen seiner Gedichte konnte Mörike eine zweite Auflage veranstalten. Schon im Jahre 1843 erkundigte er sich bei Cotta nach dem Absatze der ersten und erhielt die wenig ermutigende Antwort, daß von den 1000 Exemplaren erst 405 verkauft seien. Und als er vier Jahre später abermals sich Auskunft erbat, waren immer noch 393 Exemplare vorhanden, die bei einer neuen Auflage Makulatur werden mußten. Trotzdem war Cotta gern bereit, dem von ihm hochgeschätzten Dichter entgegenzukommen, zumal da die Verhandlungen über die „Idylle vom Bodensee" sich zerschlagen hatten. In vornehmster Art und unter beide Teile ehrenden Ausdrücken erklärte er sich bereit, den Restbestand der Auflage zu opfern und eine neue in Höhe von wiederum 1000 Exemplaren herzustellen. Als Honorar erhielt der Dichter 400 Gulden, 20 Freiemplare und die 40 Bände der Cottaschen Goethe-Ausgabe, die er sich noch ausdrücklich bedang. Schon am 3. Dezember 1841 schrieb Mörike an Hartlaub: „Ich habe neulich angefangen, meine Gedichte für den Fall einer neuen Ausgabe durchzugehen und mit aller Discretion für das Gute, das der ursprüngliche Wurf im allgemeinen hat, verschiedene Verbesserungen vorzunehmen. Am meisten schien mir deren die Romanze vom Feuerreiter und das Gedicht ‚Die Elemente‘ zu bedürfen. Beide sind noch in Tübingen im Jahre 1824 gemacht (der erstere im Sommer auf einem schönen Rasenplätzchen beim Philosophenbrunnen, das andere im Winter). Diese Stücke genießen bei Freunden und Bekannten eines gewissen herkömmlichen Ansehens, das ohne Zweifel dazu beitrug, mich gegen ihre Fehler blind oder, sofern ich sie zum Teil ganz deutlich fühlte, sicher und gleich-

giltig zu machen. Auch geschieht es einem bei ältern Gedichten manchmal, daß eine Art von Pietät jede Kritik verdrängt." Mörike begründet dann seine Aenderungen gegen Hartlaub, der seine Ansicht zur Sache eingehend vorträgt, wie er denn auch an der zweiten Auflage der Gedichte ein großes Verdienst hat. Der Briefwechsel der beiden ist stellenweis ein vollkommener Kommentar zu den Gedichten und deshalb für die technische Arbeit des Poeten, für die Poetik, von hohem Werte. Wir billigen die meisten der Varianten, verstehen es aber auch, wenn Storm bekennt, ihm habe hier und da in den alten liebgewordenen Stücken, namentlich im „Sicheren Mann“ und in „Peregrina“ die Korrektur wehgethan.

Wir besitzen auch ein gebundenes Schreibbuch Mörikes vom Jahre 1844, betitelt: „Neuere und revidierte ältere Gedichte, welche mit einiger Auswahl für eine zweite Auflage meiner gedruckten Sammlung zu benützen sind. Hierzu auch die hinten in diesem Hefte enthaltenen nötigen Verbesserungen der ersten Auflage.“ Auch dies ist ein sehr wichtiges Dokument. Die Gedichte sind mehrfach sauber durchkorrigiert und mit Angaben darüber versehen, wo sie in die Sammlung einzurücken sind. Neben mehreren Gedichten, so dem in schwäbischer Mundart abgefaßten „Der Schäfer und sein Mädchen“ steht die Notiz: „Nie in die Sammlung aufzunehmen“.

Niemals wieder floß der Strom der Mörikeschen Lyrik so reichlich wie in den Jahren 1837 und 1838, kurz vor Veröffentlichung der ersten Sammlung. Zwar versiegte er lange nicht so früh wie der Uhlandsche, aber die meisten der zehn bis zur zweiten Auflage im Jahre 1848 verstreichenden Jahre lieferten meist doch nur vereinzelte Beiträge. Etwas reichere Ausbeute brachten wieder die Jahre 1845 und 1846, die Zeit, als des Dichters Liebe zu Gretchen in ihrer Blüte stand. So veröffentlichte er 1846 nicht weniger als siebenzehn Gedichte im Morgenblatte, das schon 1842 vier andere abgedruckt hatte. Weitere erschienen in allerlei Jahrbüchern, so im Rinkelschen, und in Hoffmanns Sammlung „Weihnachtsbaum“. Ihrer sieben enthielt auch das von Heinrich Bröhle herausgegebene „Nord-

deutsche Jahrbuch für Poesie und Prosa" auf das Jahr 1847, das „den Mitarbeitern in Süddeutschland, Just. Kerner, Ed. Mörike und anderen vom Herausgeber gewidmet" war. Ein Gedicht „Der Abgebrannte" steuerte Mörike für ein Album bei, dessen Ertrag den von dem großen Hamburger Brande des Jahres 1842 Betroffenen zu gute kommen sollte. Mörike nannte die zweite Auflage eine vermehrte; denn das um fast 70 Seiten stärker gewordene Buch ist um volle 54 Stücke bereichert worden. Sie ist aber auch eine verminderte, denn 11 Gedichte der ersten Auflage fehlen in ihr. So tilgte Mörike vor allem einige kleine Ausfälle gegen die „neutheologische Kanzelberedsamkeit" und dergleichen. Auch ein paar wenig bedeutende Gelegenheitsgedichte fielen weg; ein anderes, gleichfalls wertloses „Auf eine hohe Vermählung" blieb indessen, nur mit Unterdrückung der in der ersten Auflage beigeetzten fürstlichen Namen, in dieser Ausgabe noch bestehen. Auch den „Chor jüdischer Mädchen", der Kurz schon in der ersten Auflage gestört hatte, beseitigte Mörike nicht. Dafür wurden 1847 in die mit der Jahreszahl 1848 erscheinende Ausgabe eine große Anzahl neuer, sehr viel höher stehender Gelegenheitsgedichte aufgenommen, so die „An Klärchen", „An Wilhelm Hartlaub", „An den Vater meines Patchens".

Die wertvollste Bereicherung erhielt das Buch durch die Gedichte der Gretchenliebe, zu denen auch noch eines aus der Zeit der Liebe zu Luise Rau („Lebewohl") nachgetragen wurde. In zweiter Linie sind hervorzuheben die während der letzten Hälfte der Cleverfulzbacher Idylle entstandenen Gedichte „Die schöne Buche", „Ländliche Kurzweil", „Walbplage", denen sich das spätere „Ach nur einmal noch im Leben" anreihet. Strauß widmete der zweiten Auflage eine Besprechung in der Allgemeinen Zeitung.

Immer häufiger zeigte sich in der Folgezeit die hohe Schätzung, die man dem Dichter widerfahren ließ. Der König von Württemberg, dem Mörike seine Schriften zuzusenden pflegte, bedankte sich regelmäßig in anerkennenden Briefen und ließ ihm Gnadengeschenke zu teil werden. Die Königin

besuchte ihn in Mergentheim bald nach seiner Uebersiedelung. Der Brillantring des Kronprinzen mußte freilich alsbald zu Geld gemacht werden, denn Mörike kam aus den Schulden nicht heraus. Klärchen hatte Recht, als sie das Gespräch in der „Ländlichen Kurzweil“ mit der überzeugten Versicherung schloß:

Daß mein teuerster Herr Bruder
Bei dem allerbesten Willen
Zum Kapitalisten eben
Einmal nicht geboren ist.

Im übrigen nahm sich der anspruchslöse, geschäfts-unkundige Mann das nicht allzusehr zu Herzen und genoß sein bescheidenes Leben, so gut es ging, ohne ob seiner dürftigen Lage zu murren, ja ohne sie besonders schwer zu empfinden. Im Jahre 1845 betrugen seine Schulden noch 1500 Gulden, und sobald Honorare kamen, gingen sie den Gläubigern zu. Der Dichter seinerseits war seinem Bruder Louis gegenüber der langmütigste und großmütigste Gläubiger, so wie ihn selbst Freund Hardegg in der vornehmsten Weise unterstützte. Sehr gelegen kam der Preis der Liedgestiftung, der dem Dichter sechs Jahre lang je 100 Thaler eintrug. Besonders erfreute ihn die Anerkennung privater Kreise; so im Jahre 1849 eine Sendung von Georg Wigand, dem Verleger der um Mörike so verdienten Hallischen Jahrbücher, der ihm im Auftrage einer Anzahl von Verehrern und Freunden in Dresden und Leipzig 100 Thaler zugehen ließ, „um sich ganz nach Gefallen davon eine Erquickung zu verschaffen“. Im Jahre 1848 ließ ihm die Kronprinzessin durch Gustav Schwab ein Neujahrs Geschenk von 50 Gulden übermitteln. Auch das Konsistorium, dem Mörike zur Erlangung seiner Pension alljährlich ärztliche Zeugnisse vorlegen mußte, nahm sich nach wie vor des als Dichter immer bekannter werdenden Mannes an und bewilligte ihm gern einmal 50 oder 100 Gulden als Beiträge zu Badereisen. Und deren bedurfte Mörike je mehr und mehr; sein rheumatisches, mit Lähmungserscheinungen verbundenes Leiden verließ ihn nicht, und im Jahre 1847 mußte er wiederum monatelang beinahe unausgesetzt zu Bett liegen.

Trotz Sorge und Krankheit hielt Mörike fest an Gretchen, was ihm auch in anderer Hinsicht nicht leicht gemacht wurde. Hartlaub sah der Entwicklung der Dinge mit unverhohlenem Widerwillen zu und ließ nicht ab, dem Dichter Vorhaltungen zu machen. Er stellte ihm endlich mit unerbittlicher Härte die Alternative, zwischen seiner Familie und Gretchen zu wählen. Diesmal zeigte Mörike Energie; er hatte gewählt. Bitterlich beklagte er gegen Hartlaub die Unmöglichkeit einer „gegenseitigen Annäherung des dritten Gegenstandes und Curer“, aber immer von neuem trat er für das liebe Gretchen ein. Er litt dabei unendlich. Im Januar 1846 schrieb er dem Urfreund: „Unsere beiderseitige Lage zu einander wird endlich wahrhaft unerträglich!! . . . Ich kann nicht mehr froh sein und Klärchen kann's nimmer, eh' wir im alten Liebesgleiß und Umgang mit Euch sind“, und noch im Jahre 1850: „Mir ist's ein großer Schmerz, mein teuerster Wilhelm, daß wir so zu einander stehen sollen!“

Auf der anderen Seite hatte der Dichter mit dem Widerspruch von Gretchens Familie zu kämpfen; namentlich mit ihrem Bruder Wilhelm kam es zu bösen Auseinandersetzungen, und die Testamentsstreitigkeiten brachen nicht ab. Gretchen selbst war unter den obwaltenden Verhältnissen viel leidend und nervös. Die ihr die liebsten waren, mußten das als Eifersucht empfinden. So machte sie einmal Klärchen, deren Liebe für sich sie abnehmend wähnte, einen „Angst und Schrecken erregenden Auftritt“, so daß die verständige Klara sich gar nicht zu helfen wußte, Mörike aber in einem entfernten Zimmer mit großem Schmerz den Jammer vernahm. Im Jahre 1849 berichtet er Hartlaub, Gretchens Nerven seien „dermaßen heruntergebracht, daß sie bei der ruhigsten Arbeit gar nicht mehr aus dem Bittern herauskommt“. Zur Erholung hielten sich Mörike, Klärchen und zeitweilig auch Gretchen im Winter von 1850 auf 1851 besuchsweise bei Louis auf, der damals die Besitzung Büffelgut bei Regensburg verwaltete, die dem Dichter außerordentlich gefiel. Er erging sich gern in der schönen Umgebung, bewunderte die Walhalla und den Regensburger Dom, zeichnete und aqua-

rellierte mancherlei und ging einigen Napoleonerrinnerungen nach. Seltsamerweise findet sich in seinem Schreibkalender auch eine statistische Uebersicht über die „Regensburger Biergelegenheiten“. An diesem Zusammenleben und Zusammenreisen mit Gretchen nahm man jedoch Anstoß, so daß eine endgültige Regelung der Verhältnisse sich dringend erforderlich machte. Im Mai 1851 schreibt Mörike an Hartlaub: „Für das einzige Mittel, die Gemüter zu befriedigen und unsere Verhältnisse allseitig zu ordnen, erkannte man die Ergreifung eines auf regelmäßigen Erwerb gerichteten Geschäfts und eine Verbindung mit Gretchen auf ganz neuem Fuße — durch mich, sofern die äußerlichen Hindernisse nicht unüberwindlich sein sollten. Die Mutter weiß davon noch nichts und Niemand soll vorderhand davon wissen.“ Ähnlich äußerte er sich im Juni gegen Mährlen. Erst im August erhielt er nach vieler Mühe das förmliche Jawort.

Vor allem mußte Mörike jetzt sehen, sich eine Existenz zu schaffen, die ihm die Heirat ermögliche. Da wurde denn gar vielerlei ins Auge gefaßt und erwogen. Die Freunde wie Hardegg und Mährlen thaten das Ihrige und folgten allen Anregungen des Dichters; leider vergeblich. So hatte Mörike daran gedacht, bei den königlichen Kunstsammlungen, bei den Altertümern oder Münzen eine Kustodenstellung erlangen zu können; oder er versuchte, unter Berufung auf seine Geschicklichkeit im Zeichnen, im Naturalienkabinett unterzukommen. Hardegg unterstützte seine Bemühungen, als Dingelstedts Nachfolger Bibliothekar des Königs zu werden, aber nichts wollte zu stande kommen.

Die Wohnung in Mergentheim gab Mörike auf und begab sich im Frühjahr 1851 mit Klärchen zu abermaligem dreimonatigem Aufenthalt an den geliebten Bodensee, wo er eine schöne Erholungszeit genoß und seine Bemühungen fortsetzte. Er ließ sich unweit Konstanz zu Egelskofen im Thurgau nieder. Wunderschöne Briefe an die Braut und an Mährlen besonders atmen seine Freude und sein Behagen. Die herrliche Umgebung wurde genossen, die Reichenau besucht, der Hohentwiel aber nur aus der Ferne bewundert und überall

der Zeichenstift fleißig geregt. Der Plan, in Konstanz ein kleines Mädchenpensionat zu begründen, wurde wieder fallen gelassen.

Nach Beendigung des Kuraufenthalts reiste Mörike allein nach Stuttgart, um hier selbständig seine Sache zu betreiben, während Klärchen über Wimsheim bei Leonberg, wohin Hartlaub sich im Jahre 1851 versetzen ließ, nach Mergentheim zurückging. Mörike bewohnte in Stuttgart vorläufig die leeren Zimmer einer Verwandten in der Rothebühlstraße. Zunächst ging er darauf aus, sich leichtere litterarische Arbeiten zu verschaffen, Anzeigen in Menzels Litteraturblatt, Korrekturen lesen und dergleichen, denn, so schreibt er an Mährlen, „Geld ist mir die nächste Zeit nötiger als je (und wann war es das nicht?)“. Er dachte an Herausgeberarbeiten und klagte über Flauheit und Mangel an Uebersichtlichkeit der Verleger. „Weißt du mir nicht . . . ein altes Schweineleder zum Wiederaufweichen?“ fragte er Mährlen, in der Absicht, durch Uebersetzungen etwas verdienen zu können. Vischer riet zu einer „kastrierten“ Uebersetzung des Shakespeares für das weibliche Geschlecht, aber abgesehen davon, daß Mörike das Englische in keiner Weise beherrschte, that ihm das „blutige Geschäft“ selbst leid. „Vorzüglich aber,“ fährt er in einem Briefe, der davon berichtet, fort, „überstiege es weit das Maß meiner physischen Kräfte, von dem die Freunde immer keine rechte Vorstellung haben; sie wissen nicht, wie wenige Stunden des Tages ich mich strenger an irgend eine Arbeit halten darf, ohne Schwindel und dergleichen zu haben.“

Der Dichter fühlte sich in seiner verzweifelten Lage um so unbehaglicher, als ihm Klärchen fehlte und er, wie er in einem Brief an Frau Elisabeth Mährlen klagt, ohne weibliche Hilfe nicht existieren konnte. Mit dem Stuttgarter Aufenthalt an sich war er ganz wohl zufrieden. Frau Mährlen, meint er, würde es „natürlich finden, daß jemand, der lange Zeit weder auf dem Lande noch in der Stadt gelebt, in früheren Jahren aber ganz auf das Dorf beschränkt, mit einem übergroßen Hang zur einsamen Natur, sich beinah' daran aufgerieben hat, versucht sein kann, sein Heil auch einmal in

der Hauptstadt zu probieren, selbst wenn die Wahl ihm frei gegeben wäre. Was faul und hohl hier ist, berührt oder ärgert mich wenig; des Guten aber und des Neuen, es sei Persönliches oder von seiten der Kunst zc. ist jedenfalls für einen armen Schlucker so viel da, daß ich, bei meiner physischen und geistigen Gebundenheit, bei meiner ängstlich abgemessenen Diät mir eher Mäßigung in den Genüssen des Vorhandenen als sonderliche Billigkeit in Ansehung des Mangelhaften muß befohlen sein lassen."

Am ratsamsten erschien dem Dichter zuletzt der Plan, „Frauenzimmerlektionen“ abzuhalten, private Vorträge, wie sie auch Schwab und Bauer in Stuttgart eingerichtet hatten. Der Entwurf einer Ankündigung von Mörikes Hand ist noch vorhanden: zweimal wöchentlich wollte er „Lektionen über poetische Litteratur der Deutschen (mit Parallelen aus anderen Litteraturen, aus altgriechischen Dichtern u. s. w.)“ einer kleineren Anzahl junger Mädchen von 16 bis 20 Jahren in seiner Wohnung erteilen. Er versprach sich davon einen ausreichenden Zuschuß zu seiner Pension und betrieb allerlei litterarhistorische Vorstudien dazu. Er mietete für Jakobi ein Quartier von drei Zimmern im Parterre des Hauses Augustenstraße 14, ohne daß ihm bestimmte Einnahmequellen schon in Aussicht standen. Endlich gelang es guten Freunden, ihm doch noch eine solche zu erschließen. Er erhielt eine Berufung an das königliche Catharinenstift „als Pfleger weiblicher Jugend“. Er verdankte die Stelle dem Rektor dieses bekannten Töchterinstituts Karl Wolff (einem Jugendfreunde L. Bauers), mit dem er schnell Freundschaft geschlossen hatte, und dem ihm wohlgesinnten Hofprediger Grüneisen, dem königlichen Kommissar dieser Anstalt. Doch setzten sie die Ernennung nur durch Verwendung der königlichen Favoritin Stubenrauch durch, der sie durch den Schauspieler Theodor Löwe (mit dem Mörike späterhin nur äußerliche Beziehungen unterhielt) ein Exemplar seiner Gedichte in die Hände spielten und so ein Interesse für den Dichter einflößten.

Mörike wurde am Catharinenstift der Nachfolger Gustav Schwabs, der im Jahre 1850 gestorben war, und bekleidete

dieſelbe Stellung, die auch Bauer drei Jahre lang innegehabt hatte. Am 19. September 1851 erfolgte die feſte Anſtellung, auf Grund deren der Dichter anfangs nur eine Litteraturſtunde in der oberſten Klaſſe zu erteilen hatte, wofür er jährlich nicht mehr als 50 Gulden bezog. So verſtand ſich denn private Bethätigung von ſelbſt. Erſt 1854 wurde ſein Gehalt auf 100 und endlich 1856 auf 350 Gulden erhöht.



Achtes Kapitel.

Letztes Schaffen. 1851—1866.

Zwar auch der Mann, der dem Haus vorsteht und neben dem Weibe
Blühende Kinder ernährt, noch über die Mitte des Lebens
Grünet er neidenswert: dann aber empfängt ihn das Alter
Schon mit unwillkommenem Gruss, und dringet ihm Freundschaft
Aut, die jeden beschämt und welcher doch alle sich fügen,
Ehe das Bitterste naht; denn lieb ist das Leben auch so noch.

Mörike, Idylle vom Bodensee.

So hatte denn Mörike wieder ein Amt. Freilich war es zu klein, als daß es seinem äußeren Leben neue Gestalt geben und ihn ausfüllen konnte. Es war wenig mehr als eine Sinekure für ihn, dessen Leistungsfähigkeit immer beschränkter wurde. Die Hauptabsicht des von der Königin Catharina im Jahre 1818 begründeten und nach ihr benannten Töchterinstituts war, jungen Mädchen der besseren Stände nach der eigentlichen Schulzeit noch einige Jahre hindurch eine erweiterte und vertiefte Bildung durch hervorragende Lehrkräfte zu teil werden zu lassen. Mörike hatte den Schülerinnen der beiden obersten Klassen je einmal wöchentlich deutsche Litteratur vorzutragen. So klein dieses Amt war, so ernst nahm es der Dichter. Er bereitete sich, wie es in seinen Schreibkalendern zu verfolgen ist, gewissenhaft auf die „Fräuleinslektionen“ vor. Ein paar Entwürfe zu Vorlesungen haben sich erhalten, im allgemeinen aber trug Mörike mehr poetische Texte vor, als daß er litterarhistorische Uebersichten gab. Auch kleine Aufsätze ließ er anfertigen. Wie erspriesslich und anregend diese bescheidene Thätigkeit für ihn selbst war, beweist der schöne poetische Ertrag der fünfzehn Jahre, während deren er am Catharinenstift wirkte. Aber nicht minder erspriesslich war diese Zeit für seine Schülerinnen; wenn sie auch noch nicht voll sich dessen bewußt waren, wen sie zum Lehrer hatten, so hingen sie doch an dem edlen Menschen mit fast schwärmerischer Verehrung. Er fesselte sie außerordentlich durch seine Meisterschaft im Recitieren, woran die Ueberlebenden unter ihnen mit Begeisterung zurückdenken. Persönlich und außerhalb der Schule trat er den jungen Mädchen kaum näher, doch zeichnete er sich voll nimmer müder Güte und Geduld

in Duzende von Stammbüchern ein, seltener zwar mit eigenen als mit fremden Versen. Künstlerische Gelegenheitsgedichte, die er der Frau Generalin v. Barnbüler, der Vorsteherin, oder Eduard Weigelin, einem Professor des Catharinienstifts, widmete, durfte er in die Sammlung seiner Lyrik aufnehmen, andere hat erst Krauß gedruckt. An der Verwaltung und Ausgestaltung des Instituts, an pädagogischen oder geschäftlichen Maßnahmen hatte er gar keinen Teil. Als bloßer Fachlehrer kam und verschwand er, ohne tiefere Spuren in den amtlichen Akten der Anstalt zu hinterlassen. Daneben hielt er im „Museum“ sehr erfolgreiche Vorlesungen, so über Shakspeare, Goethe und Schiller.

Seine Anstellung hatte es ihm endlich ermöglicht, die Erwählte heimzuführen. Nachdem man nicht leicht sich mit Gretchens Verwandtschaft auseinandergesetzt hatte, ward am 25. November 1851 zu Mergentheim stille Hochzeit gehalten. Die Trauung wurde durch den Stadtpfarrer Wüst in der evangelischen Kirche vollzogen. Mörike zählte wie der ehescheue Joseph im „Fest im Gebirge“ siebenundvierzig, Gretchen zweiunddreißig Jahre. Zu zärtlichen Flitterwochen waren sie also beide zu alt. Das Leben, das die beiden Familien in freundlicher Gemeinsamkeit zu Mergentheim begonnen hatten, wurde in Stuttgart einfach fortgesetzt. Die schöne Isoliertheit junger Paare in der so nötigen Zeit sich ineinander einzuleben fehlte hier, denn Klärchen schloß sich ihnen natürlich an; später verkaufte Gretchens Mutter ihr Haus und folgte dem Paare gleichfalls nach Stuttgart; zwei Monate vor ihrem im Jahre 1860 erfolgten Tode zog sie sogar in die Wohnung ihres Schwiegersohns, mit dem sie auf dem besten Fuße stand.

Mit der tiefen, innigen Liebe des reifen Mannes hing Mörike an der lange umworbenen Gattin. An ihrem ersten Geburtstage in der Ehe widmete er ihr ein Gedicht mit der Schlußstrophe:

Gesegnet sei mit Ja und Amen
Der Tag in jedem heiligen Namen,
Der meines Lebens Licht und Leben,
Dich, Margarete, mir gegeben!

Die meisten anderen der ihr fast regelmäßig dargebrachten Geburtstagsgedichte sind humoristisch abgetönt, ohne doch die tiefe und treue Neigung zu verbergen; als ihr Mörke einmal ein Kleid als Angebinde überreicht, versichert er, daß er die Allerbeste gern um und um in seine Liebe hüllen wollte. Gretchen war still und häuslich, und Visiten und Vergnügungen lockten sie so wenig wie den Dichter. Sie war unerquicklichen Verhältnissen entrückt und genoß des Asyls, das sie gefunden. Auf Theodor Storm, der im Jahre 1855 im Hause vorsprach, machte sie, wie ein freundlicher Hausgeist ab und zu gehend, einen noch jugendlichen Eindruck; auch schien ihm ihre Sanftmut nicht ohne Schelmerei zu sein.

Unbeschreiblich erhöht ward das Glück des die Kinder so sehr liebenden Dichters, als ihm eigene beschert wurden. In den Jahren 1855 und 1857 schenkte ihm Gretchen zwei Töchter, Fanny und Marie. „Mörkes späte Vaterfreuden sind rührend,“ schrieb Strauß an Rauffmann. Immer mußte der Dichter die Blondine und die Mohrin, wie er sie nannte, um sich haben; er wachte über ihnen mit der zartesten Liebe und voll Vaterstolz. Er widmete sich ihnen unablässig. Keiner konnte so gut mit ihnen spielen wie der Vater. Er erzählte ihnen allerlei schöne Geschichten, bastelte ihnen Spielzeug zurecht, malte ihnen Puppenstuben aus und trieb hundert Schelmereien. Als sie größer wurden, jagte er sich, „Fangerles“ spielend, oft „wie ein Reh“ mit ihnen herum. An ihren Krankenbettchen saß er mit banger Sorge, und wieder tritt dabei der gläubige Fatalist zu Tage in einem Zuge, den Notter berichtet: diesem zeigte der Dichter einmal ein auf abgelegnem Wege bei Stuttgart stehendes Weinberghäuschen, auf dessen einem Thürpfosten er während einer Krankheit Fannys jeden Tag ängstlich mit dem Messer ein Zeichen über das Befinden des Kindes eingeschnitten hatte; es sollte ihm das, wenn es so und so viele Male angebracht wäre, ein himmlisches Pfand der Rettung sein; die Zahl, die er sich in Gedanken hierfür gesetzt, kam heraus, und Fanny blieb wirklich am Leben. Des Dichters Lieblings- und Sorgenkind war das zarte, schwächliche Mariele, das den Vater nur um ein

Jahr überleben sollte: dem Poetisch-Geheimnisvollen seines Wesens verwandter als Fanny, die mehr das Humoristische von ihm überkommen hatte. Marie saß still zu den Füßen des Vaters und tuschte die Bilder in seinem Kalender mit kindlicher Unbeholfenheit aus. Fanny dagegen war frisch und derb, munter und originell. Sie gab auch besonders Stoff zu den zahlreichen Scherzen und hübschen Musterkärtchen, die Mörike dem Leben mit seinen Kindern abgewann.

Mörikes durch die Erfüllung so mannigfacher Wünsche in glückliche Gehobenheit versetzte Stimmung wirkte sehr bald schon befruchtend auf seine dichterische Phantasie. Ueber dreißig in die Sammlung aufgenommene Gedichte fallen in diese Stuttgarter Zeit. Namentlich die ersten fünf Jahre weisen reiche Schaffenskraft und schönes Gelingen auf. Im Anfang zwar mußte Mörike sich an das unruhvollere Leben in der Hauptstadt erst gewöhnen. Am 1. Juli 1851 schrieb er an Mährlen: „... vollendete und detaillierte den alten, wieder vorgeschulten Plan zu einer heiteren Erzählung in Prosa (die Gott weiß wieder wann und ob?) zur Ausführung kommt, denn hier in Stuttgart ist für so etwas wenig Aussicht.“ Vielleicht bezieht sich diese Bemerkung noch auf die „Geschichte von der silbernen Kugel“, doch kann sie ebenso gut auf das „Stuttgarter Kugelmännlein“ gehen, das zu Weihnachten 1852 als ein sinniger Gruß an die neue Heimat erschien; denn auch diese Dichtung ist nicht plötzlich aus dem Nichts geschaffen, sondern läßt sich in der Geschichte der Mörikeschen Phantasie- und Gedankenwelt um anderthalb Jahrzehnte zurück verfolgen. Schon im Jahre 1837 entstand das eingelegte Handwerksgejellenlied, das sich auch in einem Brief an Hartlaub aus dem Jahre 1844 wiederfindet, und im Jahre 1838 läßt sich Hermann Kurz in einem Briefe weitläufig über den ihm von Mörike mitgeteilten Stoff der Erzählung aus. Fest umrissen und lokalisiert aber wurde diese erst in Stuttgart. Das schöne alte Haus am Markt gegenüber dem „Adler“, das sich durch seine Erker, Knöpfe und Windfahnen, sowie durch seine beiden baldachin-beschirmten Steinbilder der Jungfrau Maria und des riesenhaften St. Chri-

stoph mit dem Jesusknaben auf der Schulter bemerkbar macht, wird dem Helden des Märchens zum Wohnhaus gegeben — Mörike konnte es später Storm zeigen —; auch das der Stiftskirche westlich gegenüber stehende ehemalige Mäntlersche Haus „Zum Schloßlein“ bekam einen Platz in der Erzählung, die nunmehr rasch gefördert wurde. Schweizerbart nahm sie in Verlag und zahlte für die erste Auflage, die die Jahreszahl 1853 trug, ein Honorar von 440 Gulden. Wieder war es ein Märchen, des Dichters letztes größeres, und ein, vor allem seiner Einheitlichkeit wegen, gelungenes Gegenstück zum „Schatz“. Mörike folgt im „Stuttgarter Huzelmännlein“ nicht mehr der Manier G. L. A. Hoffmanns, Modernes und Vergangenes, Novelle und Wundererzählung miteinander zu verquicken, sondern bleibt ganz in der Sphäre des historisch fest angesiedelten Märchens, ohne in den Ton des neuzeitlichen Novellisten zu verfallen. „Wohl vor fünfhundert und mehr Jahren“ hebt er seine Geschichte an, die zur Zeit Eberhards I. von Württemberg spielt, wenngleich uns einzelne Züge wie das geordnete Zunftwesen mit Wanderbuch und Herbergsvater stellenweis in eine etwas jüngere Zeit zu versetzen scheinen. Die Lust zum Märchen blieb dem Dichter dauernd; schon im Jahre 1845 hatte er in Versen „An einen kritischen Freund, der unzufrieden war, da der Verfasser neue Märchen schreiben wollte“ die „Nürnberger War“ in Schutz genommen.

Das Wort Huzel bedeutet etwas Verdorrtes, Verschrumpftes, insonderheit gedörrtes Obst. Das Huzelbrot, von dem z. B. auch Hermann Kurz in „Schillers Heimatjahre“ spricht, ist ein zur Hauptsache aus gedörrten Früchten (neben Birnen auch Feigen, Nüssen u. s. w.) bestehendes Backwerk, mit dem man sich in Schwaben gewöhnlich zu Weihnachten beschenkt. Bei Mörike hat es die wunderbare Eigenschaft, immer wieder nachzuwachsen, wenn man auch nur ein „Körnlein fingersbreit“ davon übrig läßt. Es ist ein Geschenk des vom Dichter frei erfundenen Huzelmanns. Dieses Huzelmännlein, wie es häufiger heißt, gehört zum weit verbreiteten Geschlecht der hilfreichen Zwergwesen, die als schwarze oder graue Männlein,

als Wichtel- oder Heinzelmännchen, als gutmütige Kobolde, Polter- und Hausgeister in allen germanischen Ländern und zumal in Schwaben als Poppeler, Pompele oder Klopferle der Sage wohl bekannt sind.

Mörke macht den „Pechschwitzer, den Huzelmann, den Tröster“ zu einem Patron des Schuhmacherhandwerks; ein zwerghaftes Männlein, kurz und stumpig, ein schmutziges Schurzfell um, Pantoffeln an den Füßen, pechschwarze Haare, dazu aber hellblaue, freundliche Augen. Dieser Kobold hat sich zwei gute junge Menschenkinder ausersehen, denen er wohl will, um am Ende ein Paar aus ihnen zu machen. Er verehrt dem Stuttgarter Schustergefallen Seppe, der auf die Wanderschaft geht, zwei Paar Glücksschuhe, die dem Schatzkästlein im „Schatz“ entsprechen; das eine soll er selbst tragen, das andere beim Verlassen der Stadt aussetzen, auf daß es von einem Mädchen gefunden werde: vielleicht, daß ihm dann einmal sein Glück auf Füßen begegne. Der im Laufe der Erzählung aufzulösende Knoten wird gleich im Anfang geschürzt, vielleicht zu früh; denn gleich beim ersten Anziehen verwechselt der Seppe den einen Schuh von seinem Paare mit dem einen vom anderen (was wohl etwas sorgfamer hätte motiviert werden können), und nun ist der Dichter in seinem Element: nun kann er sich tummeln in der launigen Schilderung des halben Glücks, das dem Seppe und der Brone Riederlen, dem ihm bestimmten Mädchen, in den vermischten Schuhpaaren erwächst. Der Vorteil, den der eine Schuh einbringt, wird vom anderen wieder aufgehoben. Der Seppe, der bisher im Leben nicht klettern konnte, kommt mit Leichtigkeit auf den Baum und an das Nest mit seltenen Vögeln, fällt aber ebenso schnell wieder herunter. An Brones Fuß hängt sich beim Beerenlesen unbemerkt eine Perlenschnur, die sie aber beim nächsten Schritt wieder abstreift. Bei ihr bewirkt der falsche Männerschuh eine unerklärliche Wildheit und Ungeheuerlichkeit, „sie wird mit einemmal ein ganzer Dapp“; den Schuster juckt im Mädchenschuh der Fuß darnach, ein Rad zu treten, so daß er bald zum Scherenfleißer, bald zum Dreher berufen zu sein vermeint.

Hermann Kurz fand diese Idee, die ihm Mörike erzählte, glänzend und ließ nach seiner Art nicht ab, sie weiter auszuspinnen. In dem erwähnten Briefe schlägt er dem Freunde vor, sie noch mehr auszubeuten: alles, was in der Welt von Projektmacherei und unverschuldetem Mißlingen ist, herein zu ziehen und den Helden zu einem umgekehrten Simplicissimus zu machen, der alles ganz geschickt angreift und, durch sonderbare Zwischenfälle aus der Bahn getrieben, immer unglücklich, ja lächerlich endet; der Schluß müsse natürlich heiter sein. Jener solle über eine breite Strecke geführt werden, die Erlebnisse Genovevas — so hieß Veronika damals noch — müßten einen kleinen Spiegel von denen des Mannes bilden. Um das Lebensbild bedeutender zu machen, könnte man es, meint Kurz, an die Vergangenheit anknüpfen und den Helden zum Typus eines Familiencharakters machen. Der Seppie wäre dann eine Art Uhländschen „Unsterns“ geworden. So durchdenkt Kurz den Stoff nach allen Regeln der Kunst; am Abend desselben Tages setzt er sich wieder an den Brief und fördert abermals ein neues Motiv zu Tage. Man muß gestehen, sein Plan ist geistreich genug, aber ob Mörike ihn bewältigt hätte, dürfen wir billig bezweifeln. Der Dichter war kein Mann der Satire und des Witzes, sondern des Gemütes und des Humors. Ein Seitenstück zu Chamisso's „Peter Schlemihl“ zu schaffen, war nicht seine Sache, und wir haben gewiß keinen Grund es zu bedauern, daß er aus dem anmutigen Stoff ein echt volkstümlich naives Märchen machte. Zum Glück ließ sich Mörike bei seinem Schaffen wenig von anderen leiten. Nur das retardierende Moment, das Kurz wünschte, es solle nämlich der Seppie erst durch eine andere Liebschaft gehen, die ein jähes Ende finde, hat Mörike glücklich eingeführt. Der Schuster verlobt sich nämlich in Ulm mit seiner Meisterin, und die Liebeserklärung im Rauchfang gewann bei Storm mit Recht den Preis; nachdem der Seppie aber gehört, daß die hübsche Witwe allbereits zwei Männer gewaltsam unter die Erde gebracht hat, verläßt er Ulm bei Nacht und Nebel. „Er nahm sein versehrtes Herz“, wie Mörike wunderhübsch sagt, „drückt' es, gleich wie die

Hausfrauen pflegen mit einem zertretenen Hühnlein zu thun, in sanften Händen wieder zurecht" und wandert der Heimat zu. Er kommt in Stuttgart gerade recht zum großen Nummenschanz zu Ehren der Hochzeit von Graf Eberhards Tochter. Er und die Brone treffen sich in dem lustigen Treiben des fahrenden Volks, der Gaukler, Springer, Wurfstelmaufeler, und nach ergangener Herausforderung eines Seiltänzers, hinter dem sich der Huzelmann verbirgt, besteigen beide, von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, das Seil, tauschen die richtigen Schuhe ein und gewinnen durch sie eine Kunstfertigkeit, die ihnen den lebhaftesten Beifall einträgt. Reizend wird ihr Verspruch auf dem Seile geschildert. So führt der Huzelmann alles zum guten Ende, obwohl der Seppe „sein nur mit einem Hund gejagt" hat.

Zahlreiche andere Motive, besonders aus dem Reich des Wunders, sind durch die Erzählung verstreut. So der unsichtbar machende Krackenzahn, den Graf Eberhard von Württemberg vor dem Volke für den Zahntochter König Salomos ausgiebt; so der amethystene Baurenschwaiger, durch dessen herrliche Töne jeder Wirtshauslärm beschwichtigt wird, wie Mörke ähnliches aus einer Idylle Theokrits und aus der griechischen Anthologie kannte; so der bereits für die „Geschichte von der silbernen Kugel" vermerkte frebsähnliche Stiefelknecht, der nachts durch das Gufrohr in den Garten hinaus jagt und die Obstdiebe beschleicht und herbeizerrt. Allerlei Verwandlungen gehen vor sich, wie sie das Märchen liebt: eine Perlenschnur etwa wird zu Mäufeschwänzen. Auch Mörkes mythologischer Schöpfungstrieb tritt wiederum zu Tage in der ätiologischen Anekdote, warum man eine gewisse Art grober Bauernstiefel als Stuttgarter Wasserratten bezeichne.

Allerlei ist auch hier in die Haupthandlung eingelegt, so ein Puppenspiel, wie es der Dichter als Biskar zu Ulm gesehen hatte. Die größte und schönste Einlage, die ungefähr den vierten Teil des Ganzen umfaßt, ein goldenes Märchenstück für sich und der wertvollste Schmuck der Erzählung, ist die „Historie von der Schönen Lau", die nach Mörke-

scher Weise dem lieben Leser, um ihn gleichsam vor langer Weile zu behüten, mitgeteilt wird, indes zwei handelnde Personen sich von ihren Sachen unterhalten. So unvermittelt diese Episode einsetzt, so wird sie doch im weiteren Verlaufe geschickt genug mit der Haupthandlung verknüpft, um des Dichters typischen Fehler der Komposition wenig hervortreten zu lassen. Die Lau ist eine schöne Wasserfrau, die, weil sie ihrem Gemahl, einem Donauniz, keine Kinder schenkt, in den herrlichen Blautopf bei Blaubeuren verbannt ist, bis sie fünfmal gelacht hat; dann, heißt es, werde sie fruchtbar sein. Das glückt ihr mit Hilfe der trefflichen Leute vom Nonnenhof, wo die biedere Wirtin Frau Betha Seysolffin christlich Haus hält.

Mörke hat sich in diesem lustigen Schwanke, vom glücklichsten Humor übergoldet, mit freudigem Behagen ergangen. Das drollig Derbe wie das innig Zarte ist ihm gleich gut gelungen, das Groteske wie das Zierliche. Moriz v. Schwind fand die „Vermischung des Feenhaften und Puzlichen ganz ausgezeichnet lustig“. Von köstlicher Frische ist die Sprache, die mit ihren formelhaften Elementen, ihrer Neigung zum Ge- reimten in knappen Reden und Dialogen, zum Volkstümlichen und Sprichwörtlichen, zum holzschnittmäßig Realistischen den echten Märchentönen trifft. Mörke hat die archaische Sprache für seine Zwecke gründlich studiert; er schöpfte aus Joh. Chr. Schmidts Schwäbischem Wörterbuch und anderen geeigneten Quellenwerken, die ihm zum Teil Wilhelm Hensen freundschaftlich nachwies. Er sammelte auf Zetteln zahlreiche volkstümliche Redensarten und Reime, übernahm Strophen aus „Des Knaben Wunderhorn“ und dichtete solche nach, wie auf der anderen Seite Hans-Sächsische Knittelverse. Seine Sprache ist voller Inversionen und Archaismen, aber niemals gezwungen und gekünstelt; sie riecht nicht nach der Lampe und nach dem Moderduft so vieler antiquarischer Schriftsteller, sondern das Altertümliche liegt über ihr wie der prächtigste Edelrost. Sie ist durchweg mundartlich gefärbt, und doch nicht so stark, daß ein Nichtschwabe sie schwer verstünde. Ein echter Schwabe von ausgesprochenster Eigenart hat sie gemeistert

und damit eine Dichtung von spezifischem Stammesgehalt geschaffen. Sie ist ein einziger Preis seiner schönen Heimat; so heißt es an einer Stelle: „Auf dem Berg, wo der Wolfshluger Wald anfangt, sah man damals auf einem freien Platz ein paar uralte Lindenbäume, ein offenes Bethäuslein dabei, samt etlichen Ruhebänken. Alhie beschaute sich der Seppe noch einmal die ausgestreckte blaue Alb, den Breitenstein, den Teckberg mit der großen Burg der Herzoge, so einer Stadt beinahe gleich kam, und Hohenneuffen, dessen Fenster er von weitem hell her blinken sah. Er hielt dafür, in allen deutschen Landen möge wohl Herrlicheres nicht viel zu finden sein, als dies Gebirg, zur Sommerzeit, und diese weit gesegnete Gegend.“

Die Erzählung ist nichts weniger als streng objektiv, ja der Dichter schlägt der Historie und dem Milieu bewußtermaßen ein Schnippchen sondergleichen, indem er dem Schuhmachermeister Bläse den lustigen Anachronismus „Ich wollt', das Pulver wär' erfunden allbereits!“ in den Mund legt. Mörike ist eben der schalkhafte Erzähler, der Leser der liebe Leser, dem jener freundlich aufischt.

Storm glaubte im Huzelmännlein eine Figur des Volksglaubens sehen zu müssen und bemerkte brieflich nach der ersten Lektüre, es scheine ihm, daß Mörike durch das Bestreben, das an Sage und Sitte Ueberlieferte zu wahren, in der freien poetischen Darstellung etwas behemmt gewesen sei. Mörike erwiderte darauf, er habe sich keineswegs die schwierige Aufgabe gesetzt, vorhandene Sagen künstlich zu verweben; mit Ausnahme dessen, was in den Notizen ausdrücklich als übernommen angeführt werde, sei alles frei erfunden, wenigstens sei er sich keiner weiteren Anlehnung bewußt. Das Volk wisse nichts von einer Wasserfrau wie die Lau, und das citierte Kinderverschen vom Klößlein Blei kurfriere ganz für sich in der Leute Mund. Mörike begegnete öfters der gegenteiligen Meinung, die seiner trefflichen Erfindungsgabe ungewollt ein gutes Zeugnis ausstellte. Auch Uhland sagte dem Dichter, in einer alten handschriftlichen Chronik habe er etwas gefunden, was ihn notwendig auf die Vermutung geführt hätte, jener habe

das unsichtbar machende Mittel einer verschollenen, von ihm für seine Zwecke modifizierten Blaubeurer Sage entnommen. Uhland hat in der Pfeifferschen „Germania“ über den Blautopf später einen Aufsatz veröffentlicht, der in den achten Band seiner „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ überging. Mörike war über diesen „nährischen Casum“, wie er das Zusammentreffen nennt, nicht wenig erstaunt und versicherte Storm, auch in der hintersten Kammer seines Gehirns sei nicht die leiseste Spur empfangener Ueberlieferung vorhanden; vernünftigerweise könne er es freilich zuletzt nicht anders als auf solchem Wege erklären, und auch für Storm will das Vates-tum des Poeten zur Erklärung nicht ausreichen. Es ging Mörike also wie Schiller, dem man für seinen „Taucher“ auch eine Quelle nachwies, von der der Dichter nichts wußte. Darin hat Mörike jedenfalls recht, es komme bei einem derartigen Produkt nicht darauf an, wie viel oder wie wenig an Stoff vorgelegen habe; auf alle Fälle macht das Märchen den wohlthuenden Eindruck, alt Ueberliefertes zu enthalten. In Wahrheit hat es Mörike aus den Urzellen einzelner Sprüche und Volksreime selbständig herausgeboren, und wir vermögen im einzelnen manche Quelle zu nennen, wie das der Dichter selbst zum Teil schon in den beigegebenen Noten gethan hat. Er beruft sich in kleinen Hinweisen zur Volkskunde auf Bücher wie G. Meiers Kinderreime, auf die Beschreibungen der Stadt Stuttgart von Pfaff und Memminger, wie auf des letzteren Buch über das Oberamt Blaubeuren. Er verweist, woraus man seine eindringende Beschäftigung mit diesen Dingen erkennt, auf alte Chroniken, Urkunden und Dichtwerke wie den Renner Hugos von Trimberg und die Mörin Hermanns von Sachsenheim. Daß die Meerfräulein winters in den Lichtfanz gehen, könnte Mörike G. Meiers „Sagen aus Schwaben“ entnommen haben, die ihm zugestandenermaßen ein anderes kleines Motiv an die Hand gegeben haben. Eine Spinnstube, in der man mit der schnellen Wiederholung des Satzes „'s liegt e Klögle Blei glei bei Blaubeuren“ sich unterhält, konnte er in „Schillers Heimatjahren“ von Hermann Kurz finden. Die Rau im ganzen als einen Sprößling der

Melusinen- oder Undinendichtung zu betrachten, liegt ferner, und Mörike hat wohl ein Recht, sie als seine leibliche Tochter anzusprechen.

Das Märchen, das Mörike vor dem Erscheinen zuerst im November 1852 der Stuttgarter Museums-Gesellschaft vorlas, fand fast überall die freundlichste Aufnahme. Nur der gestrenge Mythencriticus D. Fr. Strauß lehnte es in einem Briefe an Vischer vom 25. Juni 1853 sehr scharf ab. „Ueber Mörikes Märchen,“ schreibt er, „das mir unterdessen von ihm selbst aus gekommen, kann ich leider nicht ganz so glimpflich urteilen wie Du. Ich halte es geradezu für ein mißlungenes Produkt einer verwilderten oder besser vergrillten Phantasie.“ Er läßt im einzelnen eigentlich nur den Stiefelzieher gelten, tadelt dagegen den Mangel an Einheit in diesem „wahren Mausneß von Fabeleien“ und besonders, darin mit Vischer einigermaßen übereinstimmend, die „scheußliche Art“, wie die Liebenden einander zuletzt zugeführt werden. Die Historie von der Schönen Lau, meint er, biete nichts Neues und Bedeutendes, die Geschichte von dem durch einen unsichtbaren Träger durch das Dorf getragenen Färberjungen sei eine „wahrhaft Hoffmannsche Frage“. Er rügt Mörikes „dialektische Grille“ in diesem Mischprodukt, das ihn ordentlich unglücklich gemacht habe, und dem er den „Schuß“ entschieden vorzieht. Litterarhistorische Stichhaltigkeit haben diese befremdend ungünstigen Auslassungen so gut wie gar nicht.

Mörike hatte sein „Stuttgarter Fuzelmännlein“ mit folgender reizenden Wendung geschlossen: „Und nun, mein Leser, liebe Leserin, leb' wohl! Deucht dir etwa, du habest jetzt genug auf eine Weile an Märchen, wohl, ich verspreche, dergleichen so bald nicht wieder zu Markte zu bringen; gefiel dir aber dieser Scherz, will ich es gleichwohl also halten. Es gelte, wie geschrieben steht zum Schluß des anderen Buchs der Makabäer: allezeit Wein oder Wasser trinken ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist es auch lustig, so man mancherlei liest.“ Aber die Neigung zum wunderhaften Fabulieren lag dem Dichter zu tief im Blut; er schenkte dennoch der Welt abermals ein Märchen

und zwar eines von ganz neuer, fremder Art in der „Hand der Jezerte“.

Nur gering an Umfang, nicht einmal einen Octavbogen füllend, steht es seltsam vereinzelt unter des Dichters Werken da, eigenartig in Stoff, Stil und Gehalt. Wo die Geschichte spielt, und wann sie spielt, das sagt Mörise nirgends; halb ist sie orientalisches Zaubermärchen, halb Heiligenlegende. Von des Dichters Humor fehlt hier jede Spur; er ist hier überhaupt fast bis zur Unkenntlichkeit maskiert. „Die Hand der Jezerte“ ist nach der „Lucie Gelmeroth“ das zweite Beispiel seiner Fähigkeit, in unpersönlicher Kunst zu schaffen. Es ist, als liebte es der Dichter, der in Wahrheit so fest auf der Scholle saß, in poetischen Wunderträumen zuweilen hinauszuschweifen in ferne, geheimnisvolle Weiten, in unbekannten Landen ein schattenhaftes Zauberreich zu gründen und aus erdichteter Fremde fremdartige Gaben heimzuführen. Mag sein, daß Byron, daß Waiblinger ihm den Weg gewiesen, nachdem schon Wieland und auch Hauff sich im Orient angesiedelt hatten; jedenfalls liegt ein Schleier über dieser Dichtung, wie selbst über ihrem Reimen und Werden; plötzlich und unvermittelt steht sie da, und wir wissen nicht, woher sie kam.

Bewundernswert ist diese Kunst Mörises, in fremde Stile sich hinein zu fühlen; wir mögen an die Orplid-Poesie, an die Peregrina-Gedichte, an die Schiffer- und Nixenmärchen denken. In dieser Erzählung ist es der Stil des Alten Testaments, der Stil der Psalmen und des Hohen Liebes, die Sprache Davids und Salomos, die der Dichter nachahmt, wie vor ihm Herder in seinen Jüdischen Parabeln und seinen Dichtungen aus der morgenländischen Sage. Aber es ist auch der Stil von Tausend und einer Nacht, den Märchen Indiens und Arabiens. Myrte, Palme und Pinie halten säuselnde Zwiegespräche miteinander, köstliche Gewänder von Byssus und Seide rauschen darein, blizende Kleinodien funkeln dazwischen und Perlen, die Thränen bedeuten, indes Wohlgerüche von Salböl und süße Veilchendüfte in laue, unbewegte Lüfte strömen. Gedämpfte Musik, die sich zuweilen unbewußt in jambischen Tonsfall schmiegt, scheint hinter den schweren Teppichen

eines orientalischen Harems hervor zu bringen. In altertümlicher Sprache, mit schweren Prunkgewändern behangen, gleitet die Erzählung langsam und feierlich dahin, wie über den Märchensee ein Geisterschiff, an dem sich keine Welle bricht. Die Menschen darin haben etwas Plastisches, Statuarisches; sie gehen nicht, sondern sie schreiten, sie sprechen nicht, sondern sie reden. Ihre Leidenschaften sind gedämpft und harmonisch abgetönt, sie gleichen marmornen Götterbildern hinter einem zarten Gewebe, das die Linien verschleiert. Ueber allem lagert eine getragene Feierlichkeit, ein gleichmäßig matter Seidenschimmer ohne grelle Farbkontraste. Es ist die Rede von der weißen Marmorfigur eines griechischen Bildhauers, über der ein Tempel sich erhebt; das klassische Geisterschiff segelt zum felsig düsteren Eiland der Toten, zu dem nachmals Arnold Böcklin die Malerei geführt hat. Und wiederum werden romantische Wassergeister entboten und der Mond, der mit täuschendem Schein den Schatz vom Grunde heraufheben soll: Rheingoldmotive, die nachmals Richard Wagner der Musik gewonnen hat. Auch hier also wieder Klassizismus und Romantik in eigenartiger Verschwisterung; Goethe und Novalis in ihrer Märchenkunst reichen sich die Hand. Hier ist ein Vorläufer der Neuromantik, die sich in unseren Tagen so bedeutsam regt, die in Maeterlinck, Stefan George, Hugo v. Hoffmannsthal nur allzu blaß und abstrakt noch in zu weit getriebener Stilisierung hervor tritt. Diese ziehen aktiver Bewegung passives Bewegtsein vor, sie lassen sich lieber treiben, als daß sie rudern; bei Mörike aber finden wir eine fest umrissene Handlung von knappem Gefüge. Es ist die folgende: König Athmas errichtet seiner verstorbenen Geliebten Jezerte ein herrliches Marmordenkmal, an dem er mit ganzer Seele hängt. Da stiftet Naira, eine andere Buhle des Königs, in neidischer Eifersucht einen ihr ergebenen Jüngling an, die wunderbar schöne Hand der Statue abzubrechen. Er wird dabei entdeckt und rettet sich vor dem Tode nur durch die Lüge, Jezerte habe ihn vor Athmas geliebt. Der König versinkt in tiefen Gram, der doch die alte Liebe nicht zu ertöten vermag. Er trägt die abgebrochene Hand bei sich und betrachtet sie oftmals:

„Schaut sie nicht traurig her, gleich einer Taube in der Fremde? Siehe, es war ein weißes Taubenpaar, nun hat der Wind die eine verflüchtigt von ihrer Hälfte weg;“ solche Psychologie der Hand war auch Sturm nicht fremd. Im Tempel der Fezerte steht Athmas, vom Zweifel bedrängt, um ein Zeichen und erhält die Gewißheit von der Unschuld der Geliebten. Um dieselbe Stunde färbt sich die Hand der Naira schwarz. Die Schuldige wird zur Strafe auf eine öde Insel verbannt. Hier naht der Reuigen der Geist der Fezerte, und als man sie wiederauffucht, liegt sie mit schneeweißen Händen unter einer Palme zum ewigen Schlafe gebettet.

„Die Hand der Fezerte“ erschien in den „Vier Erzählungen“, einem zierlichen, hübsch in Rot und Gold gebundenen Büchlein, das mit der Jahreszahl 1856 bei Schweizerbart erschien und außerdem die Erzählungen „Lucie Gelmeroth“, „Der Schatz“ und „Der Bauer und sein Sohn“ wiederholte. Daselbe Jahr brachte eine zweite Auflage der „Idylle vom Bodensee“ und die dritte Auflage der Gedichte. Auch die zweite Auflage war nicht so schnell vergriffen worden, als Mörike gehofft hatte. Im Sommer 1852 waren noch 686 Exemplare vorhanden. Für die dritte Auflage des Jahres 1856, die in 1000 Exemplaren hergestellt wurde, erhielt der Dichter von Cotta 500 Gulden und die große Ausgabe der Werke Schillers. Vermindert war das Buch gegen die zweite Auflage nur um ein unbedeutendes Epigramm, vermehrt um einige wenige Gedichte, unter denen sich allerdings der „Alte Turmhahn“, in zweiter Linie die „Häusliche Scene“ und sonst fast nur Gedichte an bekannte Personen befanden. Abermals besserte Mörike an älteren Stücken, so abermals am „Feuerreiter“. Einige Gedichte waren wiederum schon vorher in Zeitschriften veröffentlicht worden, so in der Mehlerschen Frauenzeitung.

Und noch ein weiteres neues Werk — dem Umfange nach freilich auch nur ein Werkchen — erschien in diesem selten fruchtbaren Jahre 1855 (im Titel steht 1856): die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, wohl die reifste, aus-

(geglückteste Schöpfung des Dichters und zugleich seine letzte bedeutendere. Wie der unsterbliche Held dieser Novelle steht Mörike darin im Zenithe seiner Kunst und fühlt doch zugleich, wie bald sein Ziel erreicht sein mag.) Mörike schließt mit dieser Dichtung sein poetisches Leben ab, fast zwanzig Jahre vor seinem wirklichen Tode; es war ihm nicht beschieden, gleich Mozart aus der Fülle des Schaffens abberufen zu werden. Das Gutzmann-Märchen und die Mozart-Novelle vereinigen sich zum Schlußaccord der Mörikeschen Dichtung. Diese letzten Kinder seiner Muse sind ihrer Natur nach so verschieden wie Fanny und Marie, seine leiblichen Kinder. Dort mehr Heiterkeit und breites Sichausleben, hier mehr Tiefe und menschliche Wahrheit; dort nur helle Dur-Melodien, hier eine ergreifende Unterstimme in verschleierten Moll-Tönen. So gabelt sich in diesen letzten beiden Hauptschöpfungen des Dichters reiches Talent, während sein Erstlingswerk, der „Maler Nolten“, beide Elemente, nur nicht so rein, in sich vereinigt hatte.

Wie Mörike Zeit seines Lebens gerade zu Mozart sich hingezogen fühlte, ist mannigfach hervorgetreten. Mozart ist für ihn wie für C. F. A. Hoffmann ohne Frage der erste deutsche Musiker, für ihn wie für Hoffmann der Don Juan die „Oper aller Opern“. Eine tief innerliche Verwandtschaft zog Mörike zu diesem Sonntagskinde der Tonkunst, mit dem er den bezaubernden Wohlklang und die heitere Grazie gemein hat. Seit seiner Stiftszeit hatte Mörike sich immer mehr zu einem ebenso gründlichen wie feinsinnigen Kenner der Mozartschen Musik gebildet, dem ja selbst die knarrende Holzpforte seines dörflichen Pfarrgartens eine Arie aus „Titus“ sang. Mit welchem Interesse mag er die Federzeichnungen zu der Oper aufgenommen haben, die Lohbauer im Jahre 1828 hatte erscheinen lassen! Wie lange er sich schon mit dem Plan getragen hatte, seinen Liebling poetisch zu verherrlichen, zeigt ein Brief Hartlaubs an ihn vom 8. Juni 1847, in dem es heißt: „... Ich glaube auch gar nicht, daß man eine wahrhaft genußreiche Biographie von Mozart machen kann. Ja, ein Fragment Dichtung aus seinem Leben, wie Du einmal im Sinn hattest, würde tausendmal befriedigender sein.“ Der Plan gewann

festen Form, als des Komponisten hundertster Geburtstag herannahte. Im Jahre 1855 las Mörike Nissens Mozart-Biographie und schrieb dazu an Hartlaub: „Halb aus instinktmäßiger Sorge, mir mein innerliches Konzept dadurch zu verrücken, hatte ich mir bis jetzt das Werk nicht kommen lassen.“ Er vermied es absichtlich, sich in die einschlägige Litteratur zu vertiefen, denn er wollte kein objektiv treues, historisches Bild des Meisters geben, sondern ihn so darstellen, wie er auf Grund inniger Wesens- und Lebensgemeinschaft in seinem eigenen Inneren sich abspiegelte und leibhaft geworden war. (Es war kein abgerundetes Lebensbild, was er im Sinne hatte, sondern ein Momentbild, kein historisches Gemälde, sondern ein Genrebild.) Und zwar wählte er weislich den fruchtbarsten Augenblick, der nach Lessing unmittelbar vor dem Höhepunkt liegt und so der Phantasie freien Spielraum läßt: noch ist der Don Juan nicht fertig, und seinen Erfolg ahnen wir nur erst. Was der Dichter den Lesern seiner Novelle wünscht, ist, daß sie zum wenigsten etwas von jener eigentümlichen Empfindung anstreife, „womit oft schon ein einzelner abgerissener, aus einem Fenster beim Vorübergehen an unser Ohr getragener Accord, der nur von dorthier kommen kann, uns wie elektrisch trifft und wie gebannt festhält“. Ihm war diese feine mitschwingende Empfindsamkeit vollauf zu eigen. Nur ein Künstler wie er konnte die traumverlorene Innerlichkeit, das geistesabgewandte Schauen der künstlerischen Konzeption so zwingend vorführen, wie an der Stelle, wo Mozart im gräßlichen Garten sich auf der Spur einer verwischten musikalischen Reminiscenz träumerisch ergeht; nur ein Künstler wie er konnte, was die eigentlichen Romantiker nicht erreicht hatten, musikalische Schönheiten so wundervoll in Worte fassen.

Der „Mozart“ ist neben und vor der „Lucie Gelmeroth“ die einzige reine Novelle, die Mörike geschrieben hat, denn den „Maler Nolten“ und den „Schak“ hat er zu Unrecht als solche bezeichnet. Hier zeigt er in reinsten Form, was er in der Darstellung des einfachen Lebens ohne romantisch märchenhafte Zuthaten vermag; nur im „Mozart“ ist die Gattung ganz rein erhalten. Der „Mozart“ ist durchaus keine historische Novelle;

Mörke giebt Dichtung und Wahrheit: (die Handlung ist vollkommen frei erfunden, wahr aber ist der Charakter Mozarts, wenigstens subjektiv wahr;) Mozarts Biograph Otto Jahn bedauerte allerdings, daß Mörke an dem Meister gerade die Seite des leichten Lebemanns so sehr hervorgekehrt habe, und verwahrte sich lebhaft gegen die dem Helden zugeschriebene Art des Komponierens. Im Jahre 1856 begleitete Robert Franz seine Komposition des am Schluß eingelegten Gedichtes „Denk' es, o Seele!“ mit einem Briefe, in dem er den Dichter versichert, seine Novelle habe den philiströsen Zug, durch den Jahns schweres Werk Mozarts Bild für ihn getrübt habe, vollkommen weggewischt und „in eigentümlich reinigender Weise“ auf einen Kreis seiner Vorstellungen gewirkt.

Der Thatfacheninhalt der Novelle ist folgender. Mozart reist mit seiner Frau nach Prag, um dort den Don Juan zur Aufführung zu bringen, den er ausdrücklich für die Prager geschrieben hat, weil man in Wien seinen Figaro lau aufgenommen hat. Unterwegs führt er sich auf ebenso unabsichtliche wie originelle Weise in einem gräflichen Schlosse ein, dessen Bewohner zur Blüte des um die klassische Tonkunst so hoch verdienten österreichischen Adels gehören. Voll verstanden von diesen ausermählten Menschen giebt sich Mozart, getragen von den liebenswürdigen Wellen echter Geselligkeit, ganz wie er ist. „Einfältig und kindlich und sprügend von Fröhlichkeit über und über“ gleich dem Hochzeitschor im ersten Akt seiner neuen Oper, läßt er alle die „hundert goldnen Röhren“ seines Wesens und seiner Kunst springen. Unübertrefflich hat des Dichters Intuition den Tonkünstler in seiner vollen Wesenheit erfaßt und nach allen ihren Ausstrahlungen hin gezeichnet. Ganz wird dieser Mozart lebendig vor unseren Augen, in seinem treuherzigen Leichtsinne, seiner naiven Naturschwärmerei, seiner Freude an lustigen Possen, die Mörke von Herzen mit ihm teilte. Er hat etwas von den liebenswürdigen vacierenden Genies Eichendorffs, von des Dichters köstlichem Taugenichts zumal. Wir sehen ihn in Hemdärmeln auf der Chaussee dahinfahren und mit der Fliegenklappe wie toll im Zimmer einherjagen. So steht er vor uns: auf der einen Seite ein großes,

echtes Kind, auf der anderen Seite der große, echte Künstler, der, gleich dem Larkens des „Nolten“, in seiner eigenen Flamme sich verzehrt, durchdrungen von dem heiligen Ernste seiner Sendung und überschattet von der unverlierbaren Ahnung seines frühen Todes. Und neben ihm die prächtige Stanzel, sein herziges, resolutes Weibchen, die dem Meister alles Geschäftliche, womit er nicht zu Rande kommt, abnimmt wie Klara Mörike ihrem Bruder. Besonnen und gewandt, ist sie fast mütterlich besorgt um den allzu beweglichen und gedankenlosen Gatten, mit dem sie dann wieder zärtlich tollt und schmolzt wie ein Kind, den sie bezaubert durch ihre heitere Ruhe und ihre Lust am phantasiervollen Fabulieren. Wie neckisch und anmutig ist ihr und ihres Mannes Geplauder, wie reizend persifliert der joviale alte Graf den „familiären Kaiserstil“ der Josephs und Friederichs, und so haben wir hundert liebenswürdige Züge, die der Dichtung ihren intimen Reiz verleihen.

Und daneben die tiefsten Offenbarungen einer einzigen Künstlerseele, der Mörike wie kein Zweiter zu folgen vermag. So läßt er uns die Arie Susannas in der Gartenszene des „Figaro“ hören, „wo wir den Geist der süßen Leidenschaft stromweise, wie die gewürzte sommerliche Abendluft einatmen“. Und wie vermag er die „ganze Region von Schrecken“ im Don Juan-Finale loszulassen: „Wie von entlegenen Sternkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.“ Und dann gegen das Ende hin das beklemmende Bewußtsein, daß dieser Künstler, der seine Gaben so im Ueberfluß verströme, nur eine vorübergehende Erscheinung auf der Erde sein könne, eine Ahnung, die sich zuerst in Mozart selbst regt, und die das Ganze so tragisch ausklingen läßt in das angeblich böhmische Volksliedchen „Ein Tännlein grünet wo“, das zu Mörikes ergreifendsten Gedichten zählt.

Was Mörike von Frau Constanzens Zukunfts träumen rühmt, gilt von ihm selbst: alles Persönliche, Dertliche, Zeitliche wird durch seine Schilderung gleichsam zur Wirklichkeit und Gegenwart; ganze Gespräche, die schönsten Anekdoten schüttelt er aus

dem Marmel. (Er sieht seinen Helden bis in die kleinste Aeußerlichkeit genau vor sich; von seiner schlichten, beinahe steifen Kopfhaltung am Flügel weiß er zu berichten und von der rundlichen Bewegung seiner kleinen Hände.) Wien kennt er wie seine Tasche, ohne doch je einen Fuß hinein gesetzt zu haben. Das gräßliche Schloß beschreibt er, als habe er es mit Augen gesehen. Im Kulturmilieu und in der Lebensauffassung der Zeit hat er sich vollkommen heimisch gemacht und beherrscht das Kostüm des Rokoko ganz vortrefflich. Die Beschreibung des Reisewagens ist ein Beispiel für viele. Die Sprache hat er weise nur leicht wienerisch abgetönt und altmodisch gewandelt; sie trägt dasselbe allerliebste Böpfchen wie Mozart selbst. Mörike denkt und spricht wie ein Mensch des Jahres 1787, in dem die Geschichte sich abspielt. Er verweist auf die guten Muster eines Hagedorn und Götz, lobt die „unübertreffliche“ Horaz-Üebersetzung Ramlers, aus der er einige Verse sogar in den originalen Antiquatypen inmitten der deutsch gedruckten Novelle citiert, und macht den Leutnant zum Verfasser eines recht artigen anakreontischen Gedichts. Er läßt Mozart von der ausgedehnten Rußfreiheit seines Zeitalters Gebrauch machen, streut in die Musikantengespräche sparsam italienische Brocken ein und macht sich über den „verwünschten, giftigen, schwarzgelben Salieri“ lustig, als hätte er den Meister Bonbonniere mit eigenen Augen Zuckerwerk knabbern sehen. Er beruft sich dabei auf einen seiner Erzählung zu Grunde liegenden schriftlichen Bericht und fingiert außer einigen Briefen sogar ein nie geschriebenes Mozartsches Musikstück, so daß man Mühe hat, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, daß diese ganze Episode aus Mozarts Leben auf freier Erfindung beruht.

Auf der anderen Seite aber bringt Mörike zu viel Thatsächliches, das den Rahmen der Dichtung zu sprengen droht. Er weiß als gebildeter Mensch zu viel von Mozart, was ihm wichtig ist, und was er nicht unter den Tisch fallen lassen will, so daß diese Art von Detailkenntnis dem Poeten zuweilen zum hemmenden Gepäck wird. Er verweist (wenn auch in Anmerkungen unter dem Text) auf ein Mozart-

Porträt, das er als das treueste bezeichnet, oder läßt sich über die ursprüngliche Fählung der Stücke im Don Juan aus. So fehlt es nicht an unpoetischer direkter Charakteristik. Der Dichter und der Historiker vertauschen in zu deutlich voneinander sich abhebenden Abschnitten die Feder. Mörike ist streckenweise — einmal zehn Seiten lang — nichts als der Biograph des Meisters, freilich der beste und feinsinnigste, den man sich nur wünschen kann, aber man vergißt doch für Augenblicke, es mit einem poetischen und nicht mit einem kritisch-ästhetischen Werke zu thun zu haben. Der Stoff ist nicht ganz rein aufgearbeitet; in einigen Partien sind die Nähte noch zu erkennen. So hebt Mörike gleich als strenger Chronist mit genauer Angabe von Zeit, Ort und Personen an, bis im dritten Absatz mit einem gar zu deutlichen Ruck der Einschlag der poetischen Phantasie beginnt. Mörike weiß auch in dieser Novelle nichts von jener Objektivität, hinter der der Dichter verschwindet, sondern verkehrt gern persönlich mit dem Leser, dem er seine „harmlose Erzählung“ vorträgt. Er läßt ihn an seinen technischen Erwägungen teilnehmen, bemerkt, warum er das eine übergehe, das andere weitläufig ausführe, er macht eben die Dichtung, anstatt sie entstehen zu lassen; er vergönnt uns einen Blick hinter die Coulissen, der ja fraglos äußerst interessant und veranschaulichend ist, aber doch mitunter den Eindruck des Unfertigen aufkommen läßt. Gleich Theodor Fontane merkt er zu vieles „beiläufig“ an, verbreitet sich in einem längeren Exkurs, wie im „Nolten“, über den Charakter einer Person und verweist auf Ereignisse, die über die Grenzen der Erzählung hinaus reichen. Manchmal ist diese Technik mit ihren ungeschickten Verschachtelungen geradezu nachlässig zu nennen. Will man Mörike und seine Technik mit anderen Novellisten vergleichen, so kann man ihn etwa zwischen Wilhelm Raabe und Conrad Ferdinand Meyer stellen. Jener übertreibt seine gewollte Nachlässigkeit bis zur Saloppheit, dieser pudt peinlich jedes Stäubchen ab, ehe er vor den Leser tritt; Raabe läßt, um eine Gruppe zu bilden, eine Person nach der anderen vor des Zuschauers Augen gemächlich heranschlendern, Meyer ordnet sie bis zu statuarischer

Unbeweglichkeit hinter einem Vorhang, den er dann schnell und plötzlich aufrollt. Beide nähern sich mit ihrer Absichtlichkeit der Manier, Mörike zeigt die Vorzüge seiner liebenswürdigen Schwäche. Die längeren oder kürzeren Einlagen und Episoden, die als solche stören, sind an sich reizvoll genug. Die Geschichte von dem Einkauf gebrechelter Holzwaren beruht nach einer Bemerkung Berthold Auerbachs auf einem eigenen Erlebnis des Dichters. Die Geschichte des bedeutungsvollen Orangenbaums ist allerdings zu weit her geholt, aber wer — außer Storm — möchte die obligate Jugenderinnerung des Helden missen, die Beschreibung jenes entzückenden Wasserforss im Golfe von Neapel — „eine gemalte Symphonie . . . und ein vollkommenes Gleichnis überdies des Mozartischen Geistes selbst in seiner ganzen Heiterkeit“ —, in der Mörike, wie im „Molten“, abermals seiner Vorliebe für anmutige Spiele unter Verschmisterung der Künste den schönsten Ausdruck leiht!

Man wird trotz manchen kleinen Ausstellungen niemals den Wert einer Novelle übersehen, deren Formengrazie in der deutschen Litteratur nicht leicht überboten worden ist. Aber nicht diese Grazie allein ist es, die ihr den hohen Rang verleiht; ist jene doch nur das Gewand, unter dem echtes Leben und warmes Gefühl pulsiert. Es ist mit dieser Erzählung wie mit einem jener glänzenden Stücke, die Mozart auf dem Schlosse vorträgt, von denen der Dichter sagt, daß in ihnen „die reine Schönheit sich einmal, wie aus Laune, freiwillig in den Dienst der Eleganz begiebt, so aber, daß sie gleichsam nur verhüllt in diese mehr willkürlich spielenden Formen und hinter eine Menge blendender Lichter versteckt, doch in jeder Bewegung ihren eigensten Adel verrät und ein herrliches Pathos verschwenderisch ausgießt“. (Von allen Dichtern, die sich Mozart oder Mozartische Musik zum Vorwurf genommen haben, steht Mörike an erster Stelle; nach ihm verdient nur E. T. A. Hoffmann noch genannt zu werden, der auch eine Don Juan-Novelle geschrieben hat.)

Mörike bot die Novelle Cotta zum Verlage an, der sie aus dem noch unvollendeten Manuscript kennen lernte und gern annahm. Sie kam zuerst während des Juli und August

1855 im Morgenblatt zum Abdruck. Der Dichter ging mit Vergnügen auf Cottas Verlagsbedingungen ein, der die erste Auflage in Höhe von zwölfhundert Exemplaren mit dreihundertfünfzig Gulden honorierte.

Mörise beabsichtigte anfangs dieser Jubiläumsgabe einige Mozart-Porträts beizugeben, kam aber davon ab. Sodann hielt er die Beifügung eines Musikblattes für nötig wegen der Fiktion einer nicht vorhandenen Komposition Mozarts, von der die Rede sei, „ohne Absicht einer Mystifikation, sondern im Sinne der ganzen Erfindung“. Er wandte sich deshalb an Hetsch, der aber nach einem vergeblichen, nur dem Freunde zu Gefallen unternommenen Versuch mit der Begründung ablehnte, so spezifisch Mozartsche Musik nicht liefern zu können. Damit entfiel auch die Notenbeigabe. Das Buch trug eine Widmung an die musikalischen Freunde Hetsch und Kauffmann.

Ueber die Aufnahme des Werckchens hatte sich der Dichter nicht zu beklagen. Hartlaub vor allen war begeistert. „Aber, i bitt' Sie, ist das nun zum aushalte!“ rief er Storm zu, als Mörise ihnen beiden die Novelle vorlas. Storm selbst war nicht weniger freudig ergriffen, nur die Partie mit den Wasserspielen wollte ihm seltsamerweise niemals lebendig werden. Er machte auch für dieses Werk seines Freundes eifrig Propaganda. Franz Rugler, dem er es zum Geburtstag verehrte, dankte ihm für die „überaus meisterhafte Arbeit“, die ihn aufs tiefste innerlich angeregt und ihm ungemein wohlgethan habe. Geradezu rührend aber war die überwältigende Wirkung des „Mozart“ auf einen Storm befreundeten Landrat, der darob in tollem Paroxysmus heulte und fluchte und dem unbekannten Dichter in fliegender Begeisterung einen Brief schrieb, dergleichen wohl noch nie ein Schriftsteller von seinem Leser erhalten hat. An den „Mozart“ anknüpfend, veröffentlichte Wilhelm Hemsen in der Allgemeinen Zeitung vom Dezember 1855 eine enthusiastische Studie über den Dichter.

Endlich fallen in diese fruchtbare Zeit noch zwei Uebersetzungsarbeiten Mörises. Im Jahre 1855 erschien in der Hoff-

mannschen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart „Theokritos, Bion und Moschos. Deutsch im Versmaße der Urschrift von Dr. Eduard Mörike und Friedrich Notter“. Nachdem der Dichter eine erste Aufforderung zur Mitarbeit an diesem Werk abgelehnt hatte, entschloß er sich doch noch dazu und versenkte sich noch einmal in seinen alten Liebling Theokrit, dem er schon in der „Klassischen Blumenlese“ breiten Raum gewährt hatte. Weitaus die Hauptarbeit an der Uebersetzung fiel Notter zu, der auch die Einleitung und die zahlreichen Anmerkungen verfaßte. Mörike steuerte nur elf Theokritische Gedichte bei und auch diese nicht in Originalverdeutschungen, sondern in Uebersetzungen früherer Uebersetzer, nach den Grundsätzen der „Blumenlese“. Sieben dieser Gedichte hatte er damals schon gebracht. Er legte diese Fassungen der „Blumenlese“ sämtlich der Neubearbeitung zu Grunde und unterzog sie abermals einer so sorgfältigen Durchsicht, daß er keine einzige davon ohne kleine Aenderungen, die immer auch Verbesserungen sind, hinübernahm. So ist der „Theokrit“ die reifere Leistung. In einigen von den hier zuerst von ihm bearbeiteten Idyllen, die er, da die Verdeutschungsvorlagen ihn nicht befriedigten, von der „Blumenlese“ ausgeschlossen hatte, übertrifft er unstreitig seine Vorgänger Voß und Winde mann an anmutiger Naivetät und saftvoller Frische. Die metrische Behandlung steht bedeutend höher als in der „Blumenlese“, ohne indessen einwandsfrei zu sein; darüber täuschte sich der Dichter selbst nicht. Gewiß hat er unseren Beifall, wenn er die Ansicht vertritt, daß der natürliche und gefällige Vortrag der strengen Versbehandlung überzuordnen sei; doch entschuldigt das nicht alle Mängel, die sich übrigens nicht weniger auch bei Notter finden. Als Philolog steht Mörike ebenfalls höher als in der „Blumenlese“; er übersetzt auf Grund der Urtexte und Kommentare vielfach wörtlicher als dort. An anderen Stellen nimmt er sich allerdings kleine Freiheiten gegen den Buchstaben heraus, indem er zur besseren Verständlichkeit hier und da ein Wort hinzusetzt oder auch einmal eine kleine Versumstellung vornimmt. Eine wissenschaftliche Musterleistung ist das Werk, so sehr es nach der

ästhetischen Seite hin anzuerkennen ist, keineswegs. Auch diesmal wurde — und diesmal von Notter — ein Anakreonsteum („Der Honigdieb“) fälschlich dem Theofrit zugeteilt.

Mörkkes beste Leistung auf diesem Gebiet und von selbständigem Wert ist seine Ausgabe des Anakreon und der sogenannten Anakreontischen Lieder, die sicherlich schon für den zweiten Band der „Blumenlese“ in Aussicht genommen waren, nun aber erst, im Jahre 1864, bei Kraus und Hoffmann zu Stuttgart erschienen. „In etwa vierzehn Tagen,“ schreibt er darüber am 12.^{ten} Juli 1864 an Hemsen, „erscheint ein Bändchen Anakreon, teilweise von mir übersetzt, das Ihnen zukommen wird; eine ziemlich unbedeutende Arbeit, die auch nicht aus besonderer Neigung, vielmehr nur einem übereilt gegebenen Versprechen zufolge unternommen ward.“ Die Ausgabe war mit einer größeren Einleitung und zahlreichen fleißig durchgearbeiteten Anmerkungen versehen; wiederum fußte sie auf einer Vorlage, und zwar nannte sie sich eine Revision und Ergänzung der J. Fr. Degenschen Uebersetzung, die 1821 in zweiter Auflage erschienen war. Degens deutscher Anakreon ging seinerseits auf den von Götz und Uz, sowie auf den Kamlerschen zurück. Dem erhöhten Stande der Forschung entsprechend wollte Mörkke mehr geben als der von ihm geschätzte Degen. Der echte Anakreon sollte „soweit möglich in einer charakteristischen Auswahl seiner Ueberreste, die bis jetzt außerhalb der philologischen Welt noch wenig gekannt sind, repräsentiert werden“. Es handelte sich demnach für Mörkke besonders darum, die von Degen nicht berücksichtigten Fragmente, sowie die Epigramme neu zu übertragen. Er bereitete sich für diese Aufgabe durch die fleißigste Philologenarbeit vor. Eigene Forschungen freilich hat er dabei nicht gezeitigt; sein Buch ist die Frucht der vorausgegangenen Anakreon-Philologie. Mörkke steht in Bezug auf Textkritik, Interpretation und Metrik wesentlich auf den Schultern von Bergk, Schneidewin und Mehlhorn, während er das Biographische ganz wesentlich Fr. Jacobs' Artikel in Ersch und Grubers Encyclopädie und Bernhardys Grundriß der griechischen Litteratur verdankt. Er beruft sich ferner auf Paulys Realencyclopädie,

auf Welcker und auf R. Bernh. Stark, der besonders seine Einleitung stark beeinflusst hat. Diese achtzehn Seiten umfassende, fast nur referierende Einleitung handelt von Anacreons Leben und Schriften, von seiner Poesie und von den Anacreonteen, von Mundart und Versmaßen. Der Herausgeber meint selbst bescheiden genug, was er da und dort von eigenen Bemerkungen eingemischt habe, komme dem Uebernommenen gegenüber kaum in Betracht. Redliche Hilfe leistete ihm bei der Arbeit sein Freund Julius Klüber, der namentlich die Erklärungen sorgfältig nachprüfte.

Mörke übernahm keine der Degen'schen Uebersetzungen, wie sie vorlag, doch änderte er auch keine von Grund aus um, sondern begnügte sich mit einer mehr oder minder eingehenden Bearbeitung. Als Philolog weicht er von Degen mannigfach ab, was er im Anhang begründet. Er gelangt zu einer anderen Anordnung in der Reihenfolge und greift in einzelnen Fällen im Gegensatz zu Degen auf das ursprüngliche Versmaß zurück. Bei aller Freiheit — er bemerkt selbst einmal von einem Verse, daß er mehr erkläre als übersehe — schließt er sich in der Regel genauer an das Original an und bildet dessen stilistische Eigentümlichkeiten nach, zum Beispiel die Anaphern in dem Gedicht „Auf die Rose“ („Τὸ ῥόδον τὸ τῶν Ἑρώτων“). Er übersetzt zuweilen wörtlicher als Degen und übertrifft dessen zum Teil doch etwas altbacken gewordene Verdeutschung durch größere Eleganz und zierlicheren Fluß, obschon es auch bei ihm an Härten und gezwungenen Rhythmen nicht ganz fehlt. Wiederum gestattet er sich manche metrische Freiheit; so ordnet er eine Anzahl von Anacreonteen strophisch an, wobei er mehrmals um einen Vers kürzen muß. Ein anderes Mal braucht er auch einen Vers mehr als das Original. Das Enjambement hat er wohl zu wenig gemieden.

Mörke beherrscht das Anacreon-Material wirklich wissenschaftlich. Seine sehr ausführlichen Anmerkungen bezeugen gute Litteraturkenntnis. Meist berichtet er nur über das von Philologen und Uebersetzern bereits Vorgebrachte, enthält sich aber stellenweis auch eigener Konjekturen nicht und setzt sich

mit den Lesarten selbständig auseinander. Er giebt über die Entstehung der einzelnen Stücke zuverlässige Auskunft und läßt es auch in der Sach- und Worterklärung, in der mythologischen Ausführung und in der Heranziehung von Parallelstellen nicht an sich fehlen. Jede einzelne Nummer wird auf Echtheit und poetischen Wert streng beurteilt. Der in der „Klassischen Blumenlese“ fälschlich dem Theokrit zugeschriebene „Tote Adonis“ wird mit einer geringen Variante in die Ausgabe herübergenommen. Die Fragmente des echten Anakreon, die ein größeres Publikum, auf das die Ausgabe doch berechnet ist, als zum Teil bloße Schnitzel ohne Zusammenhang und Abrundung wohl missen könnte, sind gewissenhaft im Deutschen nachgebildet. Auch der Dichter spricht zuweilen aus den Anmerkungen. Mörike polemisiert gelegentlich des Gedichtes „Das Bildnis der Geliebten“ („Ἀγὲς ζωγράφῳν ἄριστε“) gegen Lessings bekannte Laokoon-Stelle; er verweist oft auf Goethe und zieht zum Beispiel auch die deutsche Anakreontik eines U₃ zur Vergleichung heran.

Klaiber besprach das Buch in der Allgemeinen Zeitung mit größter Wärme und stellte Mörike darin hoch über seinen Vorgänger Thudichum; eine sehr anerkennende Anzeige in der Kölnischen Zeitung stammt von Michael Bernays.

Alles in allem ist Mörikes Anakreon eine recht ehrenwerte Leistung; namentlich ist er eine nicht nur gelehrte, sondern auch geschmackvolle Arbeit, vielleicht die beste Anakreon-Verdeutschung überhaupt. Sie wurde später gleich dem Theokrit in die Langenscheidtsche Klassikerbibliothek aufgenommen.

So berechtigt Ulrich v. Wilamowitz ist, gegen des Massenübersetzers Donner Hobelbank zu eifern, so wenig können wir ihm beistimmen, wenn er von dem Zuckerwasser spricht, mit dem auch Mörike den griechischen Wein getauft habe. Der Dichter selbst überschätzte seine Verdeutschungen wahrlich nicht, und ihr Hauptwert liegt ja in der Anregung und Befruchtung, die sie ihm selbst gewährten. In diesem Sinne schrieb ihm Moriz v. Schwind, mit dem er inzwischen Freundschaft geschlossen hatte, am 21. September 1864: „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber es wird einem schlimm, wenn ein Mann wie

Sie Zeit hat zu übersetzen, und vollends eine Uebersetzung nebst Zuhör für den Druck herzurichten. Wenn uns diese Arbeit ein einziges Gedicht von Ihnen kostet, so ist der ganze Anakreon zu teuer bezahlt. Ich tröste mich damit, daß etwa die Beschäftigung mit den Alten Sie zu der unvergleichlichen ‚Grinna‘ veranlaßt hat. Sagen Sie selber, ob ein so schönes Gedicht im Anakreon steht? Ich glaube es nicht.“

Auch öffentliche Anerkennungen und Auszeichnungen blieben nicht aus. Im Jahre 1852 ernannte die philosophische Fakultät der Universität Tübingen Mörike zum Ehrendoktor „für seine vorzüglichen Verdienste um die schwäbische Dichtkunst“; 1856 wurde er zum Professor ernannt und erhielt 1864 das Ritterkreuz erster Klasse des württembergischen Friedrichsordens. Er hatte huldvolle Audienzen beim König und beim Kronprinzen, und die Königin wohnte einmal, eine Häfelarbeit in der Hand, einer seiner Lektionen im Catharinenstifte bei. König Max von Bayern dankte ihm für die Uebersendung seiner „genialen Dichtungen“, erfreute sich seiner „wohlthuenden Erscheinung“ unter den zeitgenössischen Schriftstellern und versicherte, den „Mozart“ mit Vergnügen gelesen zu haben. Im Jahre 1862 verlieh er ihm den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, den Uhland neun Jahre zuvor ausgeschlagen hatte. Reizend beschreibt der Dichter den Empfang der hohen bayerischen Auszeichnung. Es war an einem Novemberabend, als die Familie gerade am Theetisch saß. Mörike las zufällig eine philosophische Abhandlung über Wahrscheinlichkeit, als ihm das Allerunwahrscheinlichste widerfuhr: er erhielt ein Telegramm Raulbachs, der ihm seine Ernennung vorläufig mitteilte, worüber der bescheidene Dichter ganz bestürzt und konfus wurde. Einige Wochen darauf erschien dann in seiner engen Wohnung der bayerische Gesandte Graf Reigersberg, zwischen dessen militärisch stolzem Schnurrbart und schönen Dekorationen die bewundernden Blicke der neugierigen Kinder scheu hin und her gingen, während Mörike selbst die Empfindung hatte, als liege ein seltsamer Irrtum vor. Es war eine adelige Genossenschaft, in die er als jüngster Ritter einrückte; gehörten ihr doch damals Männer wie J. v. Liebig,

Grillparzer, Geibel, Gustav Freytag, Schwind, Franz Lachner und Simrock an. Mörike hat seine Orden niemals getragen. Der Maximiliansorden ging nach seinem Tode auf Gottfried Keller über.

Im Jahre 1862 verlieh die Deutsche Schiller-Stiftung, deren Schriftführer damals Dingelstedt war, Mörike „zum heurigen Geburtstage seines Schutzpatrons“ eine Ehrengabe von dreihundert Thalern, der sie vom Jahre 1864 ab eine lebenslängliche Pension im gleichen Betrage folgen ließ. Angesehene Stuttgarter Gesellschaften wie der Lieberfranz und die von Hackländer begründete Künstlergesellschaft „Bergwerk“ machten ihn zum Ehrenmitgliede.

Lange dauerte es, bis die Literaturgeschichte von Mörike Notiz nahm, noch länger, bis sie die richtigen Maßstäbe für ihn fand. Allerdings widerfuhr ihm das seltene Geschick, daß seine Gedichte besprochen wurden, ehe sie noch gesammelt erschienen und ihrem Kritiker überhaupt recht bekannt waren. Dieser Kritiker war kein Geringerer als Heinrich Heine, der im „Schwabenspiegel“ auch über Mörike seinen Spott ergoß; nur Heines Verleger bewirkte, daß des Dichters Name wenigstens nicht ausgeschrieben wurde. Mörikes erster bedeutender Kritiker war, wie gezeigt, Friedrich Vischer. Gegen ihn polemisierte in seiner umfangreichen „Geschichte der neuesten Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart“ Heinrich Kurz, dem jedes Verständnis für den Dichter fehlte. Er behandelt ihn mit der größten Ungerechtigkeit. Eine recht einsichtige Beurteilung des Dichters veröffentlichte dagegen Chr. Reinh. Köstlin unter dem Decknamen C. Reinhold in den Hallischen Jahrbüchern des Jahres 1839: „Die schwäbische Dichterschule und Eduard Mörike.“ Auch Karl Gödke gehört zu den ersten Litterarhistorikern, die den Dichter voll zu würdigen verstanden; er rechnete seine Gedichte schon 1843 zu den „herrlichsten der neueren Zeit“. Gegen Gödke polemisierte wiederum ebenso laut wie verständnislos der verrannte Johannes Minckwitz in seinem „Neuhochdeutschen Parnass“ vom Jahre 1861, während sich Rudolf Gottschall und Julian Schmidt gerecht und wohlwollend zeigten.

Daß Mörike über Recensenten im allgemeinen nicht anders dachte als der junge Goethe, drückt sein Gedicht „Abschied“ vom Jahre 1838 drastisch genug aus. Wie unangenehm und wertlos ihm unkritisches Lob sei, gab er gelegentlich des „Molten“ seinem Bruder Karl deutlich zu verstehen. Er hielt es mit seinem Distichon:

Märrische Tadler und Lober auf beiden Seiten! Doch darum
 Hat mir mein Schöpfer den Kopf zwischen die Ohren gesetzt.

Beeinflussen ließ er sich durch die Kritik sehr wenig, und auch eine ungünstige, wenn sie berechtigt war, konnte er ertragen. Viel weniger als das Urteil des sonst nicht verdienstlosen Heinrich Kurz, dessen Werk vielfach in die Schulen Eingang fand, wodurch zu des Dichters Kummer die Jugend das Vorurteil gegen ihn mit der Muttermilch einsauge, bekümmerte ihn das blöde Gewäsch des „Leipziger Windbeutels“ Windwiz, der der Gegenstand eines niedlichen Gesprächs mit den Kindern und eines daraus entstandenen Musterkärtchens wurde. Seinen Freunden räumte Mörike ohne Empfindlichkeit große Rechte ein. Ihrer Einsicht dankt er denn auch vor allem seine litterar-historische Geltung. In allererster Linie steht Wischer, der wie Gottfried Kellers so auch sein eifrigster und erfolgreichster Vorkämpfer war. Daß Strauß den lange geplanten Essay über Mörike nicht geschrieben hat, bleibt immerhin zu bedauern, wenngleich er dem Freunde gewiß nicht vollkommen gerecht geworden wäre. Mehrfach setzte sich in Wort und Schrift Julius Kläiber für Mörike ein, und obschon dieser auch an seiner Behandlung manches auszusetzen fand, so war er ihm doch für den guten Willen dankbar. Nach des Dichters Tode traten besonders Notter, Günthert, Gugler, Hermann Fischer, Emil Ruh mit wichtigeren Würdigungen und größeren biographischen Arbeiten hervor. Notters Nekrolog in der Schwäbischen Chronik freilich, der in der That eine gewisse befremdende Animosität in Einzelheiten zeigt, erregte den lebhaftesten Unwillen der Hinterbliebenen, namentlich der temperamentvollen Fanny, die den Artikel mit bitterbösen Randbemerkungen versah.

So war Mörike ganz langsam und allmählich berühmt geworden, und bedeutende Menschen suchten seine Bekanntschaft. Die innigste Künstlerfreundschaft schloß er damals mit Theodor Storm, den wir schon mehrfach zu nennen hatten, und der sich selbst unumwunden als Mörikes Schüler bekannte. Im November 1850 klopfte Storm mit seinen „Sommergeschichten und Liedern“ zuerst bei Mörike an. Erst im Mai 1853 erfolgte die Antwort des schreibunlustigen Dichters, der das „Stuttgarter Hühelmännlein“ beigelegt war. Nun rückten die beiden verwandten Naturen sich schnell näher und versenkten sich mit herzlicher Freude und feinsten Anempfindung einer in des anderen Wesen und Dichten. Sie berichten in schönen Briefen von ihrem beiderseitigen Leben und Treiben, teilen sich ganze Hauschroniken und Selbstbiographien mit und tauschen ihre und der Ihrigen Bilder aus. Im August 1855 lernten sie sich auch persönlich kennen, als Storm gelegentlich einer mit seinen Eltern zusammen nach Heidelberg unternommenen Reise einen Abstecher nach Stuttgart machte. Wunderhübsch hat er diesen Besuch in seinen „Erinnerungen an Eduard Mörike“ geschildert. Er fand eine einfach, aber nett eingerichtete Wohnung. Ueber dem Sofa des Wohnzimmers hingen die Silhouetten des Stormschen Ehepaares zu beiden Seiten einer in Del gemalten Mondscheinlandschaft, in der nach Mörikes Ueberzeugung ein Gedicht steckte, ohne daß es ihm geglückt wäre, es herauszukrySTALLISIEREN. Neben dem Wohnzimmer lag des Dichters Studierstübchen, mit einem großen Lehnstuhl ausgestattet. Von Mörike selbst schreibt Storm: „Er war damals erst einundfünfzig Jahre alt, in seinen Zügen aber war etwas Erschlafftes, um nicht zu sagen Versallenes, das bei seinem lichtblonden Haar um so mehr hervortrat; zugleich ein fast kindlich zarter Ausdruck, als sei das Innerste dieses Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben.“ Das gab denn herrliche Plauderstündchen für beide; ihre eigene Dichtung und die verwandter Geister wie Geibel und Henze wurde gründlich besprochen, und nachmittags, wo Storm zu Ehren nach norddeutscher Weise der

Theetisch hergerichtet wurde, las Mörke, der sich sonst immer seiner schwäbischen Mundart bediente, mit reinstem, dialektfreien, in jeder Beziehung meisterhaften Vortrag seinen „Mozart“ vor. Abends wurde ein Spaziergang durch die Stadt unternommen, und am folgenden Morgen kramte Mörke seine Raritäten aus, z. B. ein koloriertes Blatt eines Zeichenlehrers aus dem achtzehnten Jahrhundert: „während Mörke auf die verschiedenen altfränkischen Dinge aufmerksam machte, mit denen der Bogen bedeckt war, begann er, leise und behaglich redend, mit dramatischer Lebendigkeit die Figur des alten Herrn in immer deutlicheren Zügen vor uns hinzustellen, so daß ich es zuletzt mit Augen vor mir sah, wie das fettige Böpflein sich auf dem blanken Rockausschlage hin und wieder rieb.“ Gegen Mittag kamen auch Storms Eltern, an denen Mörke bei einem Spaziergang in den Anlagen rechttes Gefallen fand. Gegen Abend nahmen Storms Abschied, nicht ohne einige zierliche Gaben für die Kleinen heimzuführen. So oft in der Folge Storm um einen Gegenbesuch bat, so war doch bei Mörkes Selbsthaftigkeit nicht daran zu denken. Storm, der auf Mörkes Urteil viel gab und z. B. im „Grünen Blatt“ seinen Ratschlägen folgte, bewahrte dem verehrten Meister trotzdem die alte Anhänglichkeit. Im Jahre 1862 widmete er ihm „in alter Liebe und Verehrung“ das Buch „Auf der Universität“. Er hätte seine Dichtungen gern von Mörke im „Morgenblatt“ angezeigt gesehen, aber dazu war dieser ebensowenig zu haben wie zu der erbetenen Mitarbeiterschaft an den poetischen Zeitschriften, denen Storm nahe stand. „Lieber, schweigsamer Mann,“ redet dieser den Freund an, von dem seit jenem Besuch überhaupt kein Brief an Storm mehr erhalten ist, bis er zehn Jahre später ihm noch einmal schrieb, als jener mit seiner Constanze sein teuerstes Gut verloren hatte.

Auch Paul Heyse, dessen „Arrabbiata“ Mörke mit immer neuer Freude und Bewunderung las, trat 1854, nachdem er im Litteraturblatt des Eggersschen Kunstblattes eine feine Würdigung Mörkes veröffentlicht hatte, mit ihm in einen freundschaftlich brüderlichen Briefwechsel, der mit der Versicherung be-

ginnt: „Ich danke Ihnen mehr als irgend wem der Lebenden oder der Toten.“ Heyse suchte den Meister auch persönlich in Stuttgart auf und sandte ihm viele seiner zum Teil noch handschriftlichen Dichtungen, die Mörike mit Fleiß und Freimut kritisierte; so die Novellen „Thekla“ und die ihm zugeeignete „Braut von Cypern“. Mörike dankte 1862 mit dem „Besuch in der Karthause. Epistel an Paul Heyse“. Schon im Jahre 1856 hatte Geibel den Dichter besucht, den er außerordentlich hoch schätzte. Unverhohlen bekannte er später, daß ihn die zahllosen Auflagen seiner Gedichte beängstigten, wenn er an den spärlichen Beifall denke, den die Mörikes fänden. Den welt-scheuen Mann für München zu gewinnen, gelang ihm ebenso wenig wie Berthold Auerbach, der versicherte, es komme dabei nur auf Mörike selbst an. Dieser lehnte entschieden ab, da er an einen solchen Platz nicht passe. Ein förmlicher Ruf des Königs, wie Kläiber wissen will, erging übrigens an Mörike nicht. Auerbach stellte sich ziemlich oft bei ihm ein und sandte ihm seine Dichtungen, an denen, wie an dem Roman „Auf der Höhe“, dieser jedoch wenig Genuß fand; er spricht einmal von unausstehlich affektierter Naivetät, die ihn aufs äußerste abgestoßen habe. Auerbachs Gespräch zog ihn weit mehr an als seine Werke. Auf des Verfassers Bitte legte er seine Feile an die zweite Auflage des „Barfüßle“. Wilhelm Herz, „ein lebenswürdiger, ganz natürlicher Mensch“, führte sich gleichfalls bei Mörike ein und sandte ihm sein episches Gedicht „Lancelot und Ginevra“; Herman Grimm ließ seinen Besuchen mit seiner jungen Frau Gisela und seiner Schwester Auguste den „Michelangelo“ folgen, um den es Mörike trotz gewisser Sonderlichkeiten des Stils „doch ein schönes Lesen“ dünkte, und die „Unüberwindlichen Mächte“, die den Dichter partienweise lebhaft fesselten, und die er gegen Wischer in Schutz nahm. Auch Simrock sandte Uebersetzungswerke mit herzlichen Begleitschreiben. In Bodenstedt lernte Mörike einen angenehmen Mann kennen, der ihm mit der Bitte um eine briefliche Kritik das Manuskript seiner „Marfa“ schickte, die jener ablehnte. „Sie glauben nicht,“ schrieb er ihm, „wie schlecht ich mir als Kritiker überhaupt, insonderheit

aber meinen Freunden gegenüber gefalle." Nichtsdestoweniger schrieb er zahlreiche solcher Recensionsbriefe, soviel Ueberwindung es ihn kostete. Bogumil Goltz erzwang sich geradezu eine Audienz bei dem unpäßlichen Dichter, dem er mit seiner „entsetzlichen Lebhaftigkeit“ allerlei Interessantes zu erzählen wußte. Ein bedeutender ausländischer Gast klopfte am 31. Januar 1865 in der Person Turgenjeffs an, von dem Mörike freilich nichts gelesen hatte. Im selben Jahre lernte dieser auch die geistesranke plattdeutsche Dichterin Anna Wuthenow kennen, deren „Nige Blomen“ ihn gleich dem ihm durch Storm nahe gebrachten „Quickborn“ Klaus Groths angenehm ansprachen. Ueberhaupt hatte er für norddeutsche Menschen und Dichter volles Verständniß und freute sich mit Storm der Verwandtschaft ihrer heimischen Art. Auch Hebbel stattete dem Dichter mehrere Besuche in Stuttgart ab und erwarb sich im Fluge einen warmen Freund an ihm. Am 9. November 1860 schildert Hebbel seiner Gattin brieflich seinen Aufenthalt bei den Schwaben, die er sehr zugeknöpft, ja herausfordernd und feindselig, dazu verdrießlich und lebensüberdrüssig fand. „Mörke,“ schreibt er, „ist auch eingeschlafen, teils, weil in seinem Talent der Keim zu einer fruchtbaren Entwicklung ohnehin nicht liegt, teils weil er sich in den elendesten, mitleidwürdigsten Verhältnissen herumquält, er kann aber noch wieder geweckt werden und ist dann, wie sich's auch diesmal zeigte, frisch und lebendig.“ Obwohl den stillen Schwaben Hebbels Unterhaltung wie ein Bergsturz überkam, machte sie ihm doch große Freude, und Hebbel seinerseits konnte sich dem Eindruck dieser lebenswürdig warmen Natur nicht verschließen; „für die Tasse Café,“ fährt er in seinem Berichte fort, „die ich bei ihm trank, wurde er mir aber, ohne es zu wissen, wirklich Dank schuldig, denn sie war dünn zum Erbrechen, ich hätte sie aber nicht um die Welt stehen lassen mögen, sondern schlürfte sie bis zum letzten Tropfen hinein“. Mörike für seinen Teil schrieb über einen anderen Besuch Hebbels im Juni 1862 an Hartlaub: „Dieser Hebbel ist ein Blutmensch durch und durch, zugleich von einem schneidenden Verstand und, wo er Liebe, Anerkennung spürt, wie bei mir,

nichts weniger als herb und verlegend, wofür er insgemein gilt, vielmehr recht gut und menschlich, äußerst berebt, auf alles mögliche mit gleicher Lebhaftigkeit eingehend." Ein kleiner Briefwechsel entspann sich zwischen beiden. Hebbel sandte seine „Nibelungen“ und die Gesamtausgabe seiner Gedichte, die Mörike mit einem sehr anerkennenden Brief beantwortete, in dem er den Verfasser zugleich auf „leichtlich zu beseitigende Härten oder offenbare metrische Fehler“ aufmerksam machte. Hebbels Tod im Jahre 1863 ergriff ihn sehr.

Auch zu Ludwig Richter, der den Dichter durch Illustrierung des „Turmhahns“ hoch erfreut hatte, unterhielt dieser Beziehungen. Er widmete ihm im Jahre 1862 das Gedicht „Ludwig Richters Kindersymphonie“, worin er erzählt, wie er auf einem mit dem „Dresd'ner Freunde“ nach Friedrichshafen unternommenen Ausfluge bei Wiberach Zeuge der von Richter festgehaltenen Scene war. Es ist das eine echt Mörikesche Dichtersfiktion; er hat den Maler, von dem er doch im Gedicht kleine Züge erzählt, nie mit Augen gesehen, obgleich jener in Mörikes letzten Lebensjahren regelmäßig das damals unter der Leitung von des Dichters altem Universitätsfreund Blumhardt stehende württembergische Bad Boll besuchte. Richter schickte zuweilen etwas von seinen Werken, so seine schöne „Christnacht“; er bedauerte, daß das „stupende Huzelmännlein“ seiner Kunst nicht erreichbar sei, und bat Mörike um Ueberlassung von Märchen an den Verlag seines Sohnes, für die er mit Vergnügen Zeichnungen anfertigen wolle.

Den Maler Friedrich Pecht, der 1860 sein Bild „Goethe in Karlsruhe“ zu Stuttgart ausstellte, lernte Mörike bei dieser Gelegenheit auf so bezeichnende Weise kennen, daß Pechts Erzählung des Hergangs in seinen „Lebenserinnerungen“ hier nicht unterdrückt sein soll. „Das Bild,“ schreibt dieser, „ging nun nach Stuttgart, wo es, unter großem Zulauf ausgestellt, mir wenigstens die Freundschaft Mörikes eintrug, den ich bei dieser Gelegenheit kennen und verehren lernte. Denn in der That habe ich nie einen lebenswürdigeren Menschen und zugleich echteren Dichter in allem und jedem gesehen. Der war Poet den ganzen Tag und nicht nur am Schreibtisch.

Ihn allerhand kleine Erlebnisse erzählen zu hören, war darum ein unendlicher Genuß. So schilderte er mir, wie er früh morgens, als der erste zu meinem Bilde gekommen, dort bald einen alten Herrn mit einer schönen Tochter eintreten gesehen habe, dessen naives Entzücken und sämtliche Aeußerungen seiner nichts weniger als kunstverständigen Bewunderung er nun so unübertrefflich wahr, mit allen Eigentümlichkeiten des schwäbischen Dialekts und der individuellen Sprechweise wiedergab, daß ich daran augenblicklich meinen ihm ganz unbekannten Schwiegervater und meine damals noch sehr hübsche Schwägerin wieder erkannte, die mir denn auch ihrerseits nachher erzählten, daß nur ein einziger kleiner Herr, der wie ein Pfarrer ausgesehen, außer ihnen dagewesen sei in der frühen Morgenstunde. Dabei karikierte er den Dargestellten nicht etwa, sondern gab ihn im Gegenteil in seiner ganzen Ausdrucksweise mit so unendlich liebenswürdigem Humor wieder, daß man ihn eins seiner schönsten Gedichte recitieren zu hören meinte. Ebenso beseelte er alles, was er von der toten Natur schilderte, und man konnte darum so wenig müde werden ihm zuzuhören, wie er unerschöpflich schien im Erzählen, sobald er sich verstanden fühlte. Wenn er also trotz seiner außerordentlichen Begabung verhältnismäßig wenig geschrieben hat, so kam das offenbar von seinem seltenen Erzählertalent, das ihn beständig verführte, die Dinge so gesprächsweise abzumachen, wo er denn nachher nicht mehr die Geduld hatte, sie auch noch niederzuschreiben, weil ihn da sein feiner Formensinn nie mehr sich genug thun und immer wieder feilen ließ, bis er zuletzt ganz unzufrieden ward."

Im allgemeinen hatte Mörike eine schwer zu bezwingende Scheu vor neuen Bekanntschaften, denen er nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Für Kneipverkehr, auch nur im bescheidensten Maße, hatte er nicht das geringste Verständnis. Auf Adolf Friedrich v. Schack, der ihn besuchte, machte er den Eindruck eines Anachoreten, und als eine „kuriose Pflanze“, den „scheuesten Vogel“ bezeichnete ihn Wolfgang Müller von Königswinter, der in den fünfziger Jahren mit ihm anzuknüpfen versuchte. Zum Teil sprach dabei mit, daß der Dichter von

Schmarozern viel überlaufen wurde, deren er sich schwer erwehren konnte; „Ein schriftstellernder Lump mit seinen Gedichten“ merkt er einmal in seinem Kalender an, und der Zubringlichkeit der Autographensammler zeigte er sich leider auch nicht gewachsen. Mit Manuscript- und Büchersendungen wurde er derart überschwemmt, daß er sich im Jahre 1863 durch eine öffentliche Erklärung dagegen verwahren mußte.

Zeichen persönlicher Verehrung liefen von nah und fern ein. Zahllose Dichter und Dichterlinge sandten ihm poetische Widmungen, desgleichen seine Schülerinnen. Als das Uracher Seminar das fünfzigjährige Jubiläum beging, feierte der dortige Repetent Lorenz Straub den berühmten Schüler in einem Gedicht, das diesen sehr erfreute. Ein Unbekannter schickte eine französische Uebersetzung des „Gärtners“ und zum Dank für dieses Gedicht einen begeisterten Brief und einen Thaler zu einer Flasche vom Allerbesten; Mörike dankte im „Schwäbischen Merkur“ mit ein paar Zeilen, die daselbst erwidert wurden. Auch englische Uebersetzungen einzelner seiner Gedichte wie der „Rohtraut“ gingen ihm zu. Im Morgenblatt veröffentlichte 1864 Michael Bernays ein Gedicht auf die Thereile des „Letzten Königs von Orplid“ und trat im folgenden Jahre dem teuren Dichter persönlich nahe. Mörike that für seine Freunde, was er konnte, und nahm sich namentlich begabter junger Leute stets hilfreich an.

Wilhelm Hemsen vermittelte er die Mitarbeiterschaft an Cottas Zeitschriften, Bernays empfahl er diesem für eine historisch-kritische Ausgabe der Goetheschen Gedichte samt Lesarten, wie ihn überhaupt seine Beziehungen zu Cotta vorzugsweise in den Stand setzten, sich anderen dienstlich zu erweisen. Er stand zu dieser Firma im Verhältnis eines gelegentlichen litterarischen Beraters. So versuchte er im Jahre 1865 (freilich vergeblich) Berthold Auerbach zum Redakteur des neu zu gestaltenden Morgenblattes zu gewinnen. Zahlreiche dem Verlage angebotene Manuscripte charakterisierte er in gewissenhaften Gutachten, die das Cottasche Hausarchiv bewahrt. Von der Uebernahme der Linggischen „Völkerwanderung“ z. B. riet er ab und begründete das auch in einem persönlichen Schreiben an den

Dichter, der ihn angegangen: er sei von dem Werk „abwechslungsweise angezogen und abgestoßen, auch mehr als einmal hingerissen worden“, doch sei die Wirkung „im ganzen unrein und peinlich, betäubend und dumpf“; er riet, nur Fragmente davon zu veröffentlichen. Im Jahre 1864 vermittelte er die Verbindung zwischen Cotta und Martin Greif. Auch um die dritte Auflage von Karl Mayers Gedichten, die 1864 bei Cotta erschien, machte er sich verdient und gab sich die außerordentlichste Mühe bei der Redaktion; seine kritischen, besonders die Auswahl betreffenden Bemerkungen füllen ein dickes Konvolut. Cotta bewies sich auch Mörike gegenüber als der vornehme Verleger von litterarischen Grundsätzen. In feinsten Form ließ er dem Dichter öfters größere Summen, ohne auf strenge Sicherheit zu sehen. Freilich blieb er dabei der hochmögliche Patron, der sich „Gnädiger Herr“ anreden ließ. Cotta erwies sich dem Dichter gefällig, indem er ihm ab und zu Neuigkeiten des Buchhandels zugehen ließ, was Mörike, der seine Bücherkäufe auf das Äußerste beschränken mußte, sehr zu statten kam. Recht interessant sind die großen Ausgaben Goethes und Schillers, die er von jenem erhielt, und die sich jetzt im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv befinden, wegen der zahllosen Anmerkungen von Mörikes Hand, die sein tiefgehendes litterarhistorisches Studium bezeugen. Sie sind nicht nur rein ästhetischer, sondern auch philologischer Art. So sammelt Mörike grammatikalische und prosodische Beobachtungen im Sinne des Grimmschen Wörterbuches und der Bernays'schen Arbeiten; er studiert die Lesarten zum „Werther“ und ergeht sich oft in recht freimütigen und scharfen Urteilen, wie er denn einen Abschnitt der „Wanderjahre“ schlechtweg als „Gewäsch“ bezeichnet.

Ueberhaupt trieb Mörike damals in Stuttgart viel Lektüre. Er vertiefte sich in Schopenhauers Leben und Lehre, die er beide „höchst merkwürdig“ fand. „Mit wahrer Lust“ las er Schleiermachers, der ihm ein „einziger unvergleichlicher Mann“ war. Die „Günderode“ der Bettina, die doch „eine Art Meerwunder“ bleibe, entzückte ihn; mit weniger Befriedigung las er Lamartine und Véranger. Er studierte große wissen-

schaftliche Werke wie Jahns „Mozart“ und Chrysanders „Händel“ und verfaß dabei seine Lieblingsbücher mit zahllosen Randbemerkungen. Von jüngeren Dichtern schätzte er Gottfried Keller so hoch wie dieser ihn; „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ war ihm bis auf den für sein Gefühl zu sinnlichen Schluß eine „makellose Dichtung“, und die „Sieben Legenden“ bereiteten ihm den größten Genuß.

Darüber wurde er den Tagesinteressen nicht entfremdet. Im Jahre 1860 erfreute er sich an Garibaldis Sprüngen und ließ sich, als die Schleswig-Holsteinische Frage, die ihm schon Storms wegen am Herzen lag, bis in die Nacht hinein von seiner eifrig teilnehmenden Frau die Zeitungen vorlesen und sich das Blut dadurch bewegen. Ueber den Krieg von 1866 enthält der Schreibkalender zahlreiche Bemerkungen, und über den halben Monat August hin steht quer geschrieben: „Nur Politika gelesen.“ Im Jahre 1867 offenbarte er Hartlaub, mit dem er darin nicht übereinstimmte, daß sich schon seit dem vorigen Herbst sein „Fähnlein stark nach Preußingen zu gedreht“ habe, daß er über Bismarck, den er vorher sehr scharf beurteilt, anders denken gelernt habe und sich einstweilen freue, daß doch einmal ein Deutschland nolens volens zusammenkommen müsse.

Die Künste wurden nicht vernachlässigt, und namentlich Konzerte, in denen immer häufiger Kompositionen Mörike'scher Gedichte zu Gehör gebracht wurden, mit den Frauen gern besucht. Das Theater wurde Mörikes Nerven zuweilen gefährlich. Als er den bedeutenden, ihm befreundeten Schauspieler Grunert einmal den Lear hatte spielen sehen, mußte er den ganzen folgenden Tag das Bett hüten, dem er nach wie vor nicht feind war. Gern hielt er auch sein Lese-Stündchen im „Museum“, kurz, es war ein anregendes, aber auch aufregendes Leben für den Dichter, der nur selten noch ein paar stille Stunden völliger Muße und Zurückgezogenheit fand; denn, was das Schlimmste war, auch zu Hause fand er sie nicht oft.

Zwar konnte der Dichter noch 1861 an Wischer schreiben: „Mein bestes Glück liegt innerhalb des Hauses“, aber die

häusliche Idylle war nicht dauernd ungestört geblieben. Den Dichter bekümmerten widerwärtige Erbschaftszwistigkeiten in der Familie seiner Frau. Ihr verschuldeter Bruder Wilhelm erschien zuweilen als Schreckgespenst im Hause und preßte der Mutter Geld ab. Auch durch schriftliche Zumutungen regte er Mörke auf, der sich endlich gar in einen Prozeß verwickelt sah. Dazu schien seine Anwesenheit in München erforderlich, doch nahm ihm Hartlaub Reisen und anderes Ungemach nach Möglichkeit ab.

Das Verhältnis zu Hartlaub hatte sich nämlich gebessert, wenn es auch nicht wieder ganz so innig wurde wie früher. Er und seine Familie schickten sich in das Unvermeidliche und söhnten sich wenigstens äußerlich mit der Zugehörigkeit Gretchens aus. Man besuchte einander, und die Frauen tauschten sogar das Du. Verziehen hat es Hartlaub dem Freunde nie, daß er sich mit einer Katholikin verband. Der Ehe that der konfessionelle Unterschied von vornherein keinen Eintrag, er kam selten einmal und dann harmlos zur Sprache. Am Sonntag fand man es natürlich, daß Frau Gretchen in die katholische Kirche ging, die Geschwister mit den Kindern in die ihre, und zwar besonders gern zu Karl Gerol. Zuweilen nahm die Mutter die Mädchen mit sich, las aber auch, wenn Mörke einmal zu Hause blieb, ihm unbefangen eine Lutherische Predigt vor.

Daß des Dichters Ehe nicht harmonisch verlief, hatte andere Gründe, die in der Verschiedenheit der Naturen lagen. Mörke war bequem und „gelassen“, indolent und beschaulich, Gretchen nervös und hastig, oft leidenschaftlich und heftig. Sie war zu wirtschaftlich angelegt, als daß sie Zeit genug gehabt hätte, am poetischen Leben ihres Gatten recht teilzunehmen, wie das die glücklicher angelegte Klara bei allen häuslichen Sorgen jederzeit freudig that. Gretchen hatte nicht das genügende Verständnis für seine kleinen Schwächen, die freilich dem Hauswesen empfindlich werden konnten. Durch ihre Ordnungsliebe wurde er oft in seinen alten Gewohnheiten gestört; er konnte sich nicht so gehen lassen, wie er es liebte; er sollte sich einer strengen Hausordnung einfügen

und nicht mehr der Stunde nachgeben, worauf er als Poet einmal angewiesen war. Er war seinerseits nicht energisch genug angelegt, um sich alte Rechte zu sichern, sondern gab stillschweigend nach.

Gretchen hatte Schweres durchgemacht und war viel leidend. Ihre Stellung war nicht leicht. Vor allem fehlte ihr der Platz als einzige neben ihrem Gatten. Klärchen, die liebende und geliebte Schwägerin, stand, ohne es darauf anzulegen, durch ihre bloße, wenn auch unentbehrliche Anwesenheit zwischen den beiden Gatten. Mit Gretchen allein vertrug sich jedes aufs beste, trat das dritte hinzu, so blieb das Verhältnis nicht lange vor Störungen sicher. Daß die Geschwister, die sich seit so langer Zeit ineinander eingewöhnt hatten, ganz natürlicherweise — ob mit Recht oder Unrecht, thut nichts zur Sache — in der Regel zusammenhielten, konnte in Gretchen den falschen Argwohn, daß man sich gegen sie verbünde, und ihre instinktive Opposition nur bestärken. Sie kam dazu, sich allmählich in die Rolle der verkannten und unglücklichen Frau hineinzuarbeiten, und wurde am Ende in ihrer krankhaften Sucht zu melancholischer Selbstquälerei auf jeden Menschen eifersüchtig, mit dem ihr Mann in guten Beziehungen lebte.

Daß sie sich mit der Zeit immer mehr dem Katholicismus in die Arme warf und diesen von Haus aus nicht gefährlichen Gegensatz zuspitzte und verschärfte, ist menschlich sehr wohl zu verstehen. Sie wußte, daß Mörikes Freunde sie ihres Glaubens wegen im Anfang abgelehnt hatten und sie auch jetzt noch immer nur mit schlecht verhehltem Mißmut und Argwohn betrachteten. Was war natürlicher, als daß Gretchen immer mehr verschüchtert wurde, sich immer mehr isoliert fühlte und immer eifriger sich denen zuwandte, die sie vielleicht nur allzu sehr in ihrer Meinung bestärkten? Von Natur eine sehr religiöse Frau, blieb sie durch Besuche, die sie fast alljährlich auf einige Zeit zu einem Verwandten in ein katholisches Pfarrhaus führten, nicht unbeeinflusst.

Wie sehr Eduard Mörike, der feinfühlende, friedliebende, leicht verletzliche Mann, unter diesen gespannten Verhältnissen

litt, liegt auf der Hand. Ihn bekümmerte das häusliche Leid um so mehr, als er sich bewußt war, daß es sich um Dinge, denen schwer abzuhelpen war, und um tief eingewurzelte Mißverständnisse handelte; denn die beiden Gatten liebten einander nach wie vor im innersten Herzen. Das trat jedesmal zu Tage, wenn sie sich allein angehörten. Wollte Mörke seiner Frau eine volle Freude machen, so ging er mit ihr allein aus; einmal führte er sie an ihrem Geburtstage in den „Don Juan“. Nur in der engen, beschränkten Wohnung, wo man sich nicht absondern konnte, trat das Mißverhältnis zu Tage. So mußten denn zuweilen Reisen dazu dienen, die Gatten einander wieder nahe zu bringen. Im Jahre 1857 begab sich Mörke mit Gretchen in die Schweiz und hielt sich dann besonders in der Gegend von Bregenz und Lindau am Bodensee auf. Das waren Unterbrechungen voll Glück und Zufriedenheit für beide Teile. Andererseits verließ Klärchen zeitweilig das Haus des Bruders, um sich bei Verwandten oder Bekannten (etwa bei Krehls in Nürtingen) vorübergehend aufzuhalten. Mit ihr aber wich wiederum der gute Geist in der Wirtschaft. Die häusliche Unruhe peinigte den Dichter unsagbar; auch von der leidigen Dienstbotennoth blieb er nicht verschont und schrieb einmal den Stoßseufzer nieder: „Das Verhältnis der Herrschaft zur Magd ist eine der Hauptangeln des häuslichen Lebens.“ Da sehnte er sich oft nach den Idyllen früherer Zeiten zurück. An seinem Bücherkasten hing der Turmuhrzeiger von Cleversulzbach, an die ungetrübten Stunden mahnend, die er gewiesen; und als Klara einmal in Mergentheim zu Besuch weilte, schrieb ihr der Bruder: „Wenn ich mich nur so 14 Tage in das Dachkammerchen bei Euch zu meiner alten Steinkiste setzen könnte, die ich ja ganz gewiß fest zugenagelt lassen wollte.“

Zu der häuslichen Unruhe, die zum Teil aus den der Großstadt eigenen, ungewohnt engen Verhältnissen sich herleitete, die es erschwerten den störenden Einflüssen auszuweichen, kam ein trotz aller Einschränkung für Mörkes Verhältnisse doch allzu lebhafter Verkehr, der auf die Dauer die Nerven angriff. Louis, der sich damals nach München wandte, wo

es ihm nicht gerade gut ging, erschien in alter Weise zu Besuch, und mit den Neuenstadtern wurden gleichfalls die alten Beziehungen gepflegt. Mit Hartlaubs kam man seltener zusammen; der Urfreund blieb noch immer empfindlich und zurückhaltend, und seine Briefe aus dieser Zeit haben bei aller alten Herzlichkeit etwas Vorwurfsvolles im Ton. Wie Gretchen auf ihn, so war er auf Gretchen eifersüchtig; er wollte dem Dichter nun einmal der Nächste sein. Mit Mährlen traf Mörike 1862 während der Sommerferien im Bade Röttenbach zusammen, von wo er über Rippoldsau, Schapbach und Offenburg nach Hause zurückkehrte. „Eine Vakanzzeit ohne Exkursion,“ sagte er damals zu einem Freunde, „ist eigentlich keine rechte. Es ist hintennach, als wenn man sich in ein ungemachtes Bett legen muß.“ David Friedrich Strauß besuchte den Dichter öfters zu dessen Freude; doch stand zwischen den beiden grundverschiedenen Menschen dauernd etwas, was ihre volle Intimität unmöglich machte. Strauß' Aufsatz über Bauer, der zuerst 1847 in Schweglers Jahrbüchern der Gegenwart, dann 1862 in den „Kleinen Schriften“ erschien, behagte Mörike sehr wenig, und was das über ihn selbst darin Gesagte betraf, so meinte der Dichter zu Hartlaub, es sei, abgesehen davon, ob alles seine Richtigkeit habe, immerhin verwunderlich, wie einer einen alten Freund bei dessen Leibesleben auf solche Art dem Publikum ausstellen möge; „es scheint doch fast, als wäre Strauß der Mensch seit Jahren ganz im Autor aufgegangen.“ Auch Uhland, Kerner, Karl Mayer klopften bei Mörike an, desgleichen alte Jugendfreunde wie Schreiner, Käferle, Albert Zeller. Eifrig betrieb er die Wiederanstellung Bischofs im Vaterlande. Das Kultusministerium bediente sich seiner als Mittelsperson und ging ihn an, in der Sache selbst nach Zürich zu reisen, was Mörike indessen ablehnte.

Enge Freundschaft verband ihn mit Karl Wolff, dem Rektor des Catharinienstifts, einem litterarisch wie musikalisch hochgebildeten Manne, der einst mit Notter von Goethe empfangen worden war und sich auch wohl selbst in anspruchsvoller Verskunst versuchte. Besonders schön gestaltete sich das

Verhältnis zu dessen Stieftochter Luise v. Breitschwert, die in ihrer anmutigen Frische und Liebenswürdigkeit „durch ihre klare Gegenwart“, wie Mörike in einem der ihr gewidmeten Gedichte sagt, überall Freude und Sonnenschein verbreitete. Sie wurde Fannys Patin.

Sie war eine Meisterin in der Kunst des Silhouetten-schneidens. Zahllose bekannte und bedeutende Menschen hat ihre anmutige Schwarzkunst im Profil verewigt, auch Mörike und die Seinen zu verschiedenen Malen. Ein solches Blättchen zeigt den Dichter im häuslichen Käppchen über der schönen Stirn. Gretchens Schattenriß weist schlanke Linien auf; Nase und Kinn laufen ein wenig spitz zu. Dazu besitzen wir die feinen Gesichtchen der Töchter mit edlen Stirnen und reichem Haar. Auch mit dem Pinsel leistete Luise Anerkennenswertes; das Porträt, das sie von Mörike malte, und das ihn gleichfalls im gestickten Käppchen zeigt, hielt er für eines seiner besten; noch charakteristischer mutet ihr Gemälde Klärchens an.

Die größte Freude bereitete sie dem Dichter durch ihre anmutigen Silhouetten zum „Hühelmännlein“, die sie, auf dem Hintergrunde zierlicher Federzeichnungen, in einem handschriftlichen Bändchen vereinigte. Sie überraschte damit den Freund, ehe noch die Dichtung im Druck erschienen war. Er dankte ihr in einem Gedicht seiner Sammlung, das der Freude darüber Ausdruck giebt, daß seine poetischen Gestalten lebhaft genug seien, so „entschiedene, holbe Schatten“ zu werfen. Luisens Heirat mit dem Oberjustizrat Franz Walther entführte sie auf eine Reihe von Jahren der Hauptstadt.

Manchen Freund entriß dem Dichter der Tod. 1853 starb Hardegg, 1856 Kauffmann, der zuletzt Professor der Mathematik am Stuttgarter Gymnasium gewesen war. Das Jahr 1862 schlug der schwäbischen Dichtung die schwerste Wunde: Kerner und Uhland folgten einander ins Grab, von Mörike gleichermaßen tief betrauert. Das Leben bemühte sich, solche Lücken auszufüllen; bis in die letzte Zeit gewann sich Mörike immer neue Freunde. Die Tochter seines ehemaligen Neuenstadter Arztes, Sophie Elsässer, war in Stuttgart an

Julius Klüber verheiratet, in dem der Dichter einen äußerst ergebenen Freund und bewundernden Vorkämpfer fand, der später sein Nachfolger am Catharinienstift wurde. Auch unter den Kollegen von dieser Anstalt schloß er sich manchem näher an, so dem Rektor Gugler, dem trefflichen Don Juan-Bearbeiter, einem „der feinsten und gründlichsten Musikkenner“ wie Mörike 1855 an Hartlaub schrieb; wir danken ihm einen guten Aufsatz über den Dichter.

Alte Freundschaften wurden wieder angeknüpft. So verkehrte der Dichter viel mit Notter, der später gleichfalls in Wort und Schrift erfolgreich für ihn eintrat. Notter hatte in zweiter Ehe eine alte Freundin Mörikes, Karoline Schmidlin, zum Altare geführt und sein Haus, Schwabschen Traditionen folgend, zu einem Mittelpunkt geistig bedeutender Geselligkeit gemacht. Hier las Mörike seine Dichtungen zuerst einem größeren Kreise von zwanzig bis dreißig Personen vor; auch ließ er anderen Dichtern wie Paul Henze seine Recitationskunst. Notter selbst, der früher mit Schelling viel verkehrt hatte, fand besonders als einer der geistergläubigsten Menschen mit seinen zahlreichen Träumen und Ahnungen bei Mörike stets das aufmerksamste Ohr. In diesen Kreisen lernte der Dichter auch Johann Georg Fischer kennen, dem er freundschaftliche Verse widmete, ferner Georg Scherer, den als Dichter unbedeutenden Oberstleutnant v. Günthert, der seinem Andenken, wie dem Notters, ein warm empfundenes, doch nicht immer authentisch anmutendes Büchlein widmete, und den Professor Friedrich Pressel, den Sohn des Tübinger Gartenhausbesizers, der das Cleversulzbacher Pfarrhaus ansprechend geschildert hat. Auch trat Mörike wieder in freundliche Beziehungen zu Wolfgang Menzel, der ihm seine Bibliothek zugänglich machte. Einen begeisterten Anhänger fand er in einem Neffen Wischers, dem Göttinger Privatdocenten Wilhelm Hemsen, der, ehe er sich in Stuttgart ansiedelte, einen regen Briefwechsel mit ihm unterhielt.

Obgleich Mörike, so viel er konnte, sich zurückhielt und in der Öffentlichkeit eine Rolle zu spielen immer mit größter Angstlichkeit vermied, so genügte doch schon das Unvermeid-

liche an Unruhe und Geselligkeit, um ihn aufzuregen und seine Stimmungen wie seinen Gesundheitszustand zu beeinträchtigen. Besonders im Frühjahr 1863 war er recht krank, und ohne Arzneien kam der der Homöopathie ergebene Dichter kaum noch aus. Als er sich etwas erholt hatte, zog er sich während der ersten Hälfte des Juni nach Owen zurück. Ueberhaupt sehnte er sich immer mehr aus Stuttgart heraus. Residenzluft war, wie er schon 1851 an Frau Elise Mährlen geschrieben hatte, ein Ding, das nie so recht an ihm haften wollte. Da wurde denn einmal mit der ganzen Familie das heimische Ludwigsburg besucht, und im Sommer 1861 reisten alle zu Hartlaub nach Wimsheim.

Ein paar Monate des Jahres wenigstens mußte Mörike bald ganz der Ruhe widmen, um sich aufrecht zu erhalten. Auch vermied er nur so eine schnelle Zuspizung der unliebsamen Verhältnisse seiner Ehe, die sich augenblicklich besserten, wenn er mit Gretchen allein außerhalb Stuttgart's weilte.

Das liebste Ziel solcher Erholungssehnsucht wurde für Mörike in dieser Zeit das stille Bebenhausen, wo die liebe Familie Wolff ein Gütchen besaß. Da die Kinder an die Schule gebunden waren, so verstand sich eine Trennung der Familie von selbst; in der Regel blieb Klärchen mit ihnen in der Stadt. So verbrachte der Dichter den Herbst 1863 in Bebenhausen. Hier atmete er auf. Die Nähe des teuren Tübingen, das er öfters besuchte, um bei Frau Uhland oder Karl Mayer einzufehren, brachte ihm seine glückliche Jugend wieder näher.

Im prächtigen Waldgebiet des Schönbuchs fand er die ersehnte Ruhe, und erwünschte Anregung wiederum bot das herrliche alte Cistercienserkloster, das der Dichter nach alten Plänen eingehend studierte, und in dessen Kreuzgang er manche einsame Mondscheinwanderung unternahm, während im nahen Kirchlein der zugleich den Küster vorstellende Lehrer die Orgel rührte. Hier hatte Schelling seine Knabenjahre verbracht, hier Uhland die „sanften Tage“ genossen und den „Lezten Pfalzgrafen“ besungen. Tiefes, idyllisches Schweigen liegt über dem weltentrückten engen Thal, in das der alte Wald

mit seinen mächtigen Eichen- und Buchenstämmen weit herabsteigt. Mörike wohnte im ehemaligen Gasthaus des Klosters, dem Geburtshause des berühmten Naturforschers Kiehmeyer, das jetzt dessen Nachkommen, eben der Familie Wolff, gehörte. 1864 dichtete Mörike hier seine edelschönen „Bilder aus Bebenhausen“. Klar und durchsichtig in reinen, ebenmäßigen Formen wie die wundervolle Fensterrose der mystisch-halbdunklen Klosterkirche stellen diese Distichenreihen sich dar. Die Brunnenkapelle, der romanische Kapitelsaal, der schweigende Kreuzgang und vor allem das unvergleichliche Sommerrefektorium boten den edelsten Stoff zu diesem für Mörikes hoch entwickeltes Kunst- und Stilgefühl zeugenden Gedichte.

Hier in Bebenhausen gab es keinen Zwang, dem der Dichter sich hätte anpassen müssen, und ganz lebte er hier wieder seiner kindlich naiven Natur. Die äußere Sorge für das tägliche Leben überließ er denen, die ihm am nächsten standen. Für Geld und Geldeswert hatte er zeitlebens kein Verständnis. Sein ihm ungewohntes Portemonnaie hätte er bis zur Rückkehr nach Stuttgart am liebsten zwischen zwei Steinen versteckt: was sollte er damit! Als später die neuen Reichsmünzen eingeführt wurden, gab er die Zwanzigpfennigstücke harmlos als Groschen weg. Er glich in dieser praktischen Unwissenheit wie in der Bedürfnislosigkeit seinem Mozart, der auch ohne seine Constanze verloren gewesen wäre.

So beschloß denn Mörike im Jahre 1866, endlich auch die letzte, wenn auch noch so geringe Bürde abzuwerfen, und erbat vom Catharinenstift seine Pensionierung. Ein Halsleiden hatte ihm den Vortrag zuletzt sehr erschwert. Moriz v. Schwind gratulierte von Herzen zu diesem Entschluß und meinte in seiner polternden Weise: „Der Teufel soll den dummen Mädeln Verse machen lehren.“ Mörikes Enthebung vom Amte geschah in den ehrenvollsten Ausdrücken und unter Verlassung des vollen Gehalts als Gnadenpension. Beim Jahresrückblick im September 1867 gedachte Rektor Wolff des geschiedenen Kollegen mit den herzlichsten Worten.

Nur ungern ließ man den bedeutenden Mann ziehen. Wieder, wie schon im Jahre 1864, unterhandelte der Kultusminister mit Mörike wegen Uebernahme einiger Lektionen an der polytechnischen Hochschule, aber dieser lehnte ebenso dankbar wie dringend ab. Es litt ihn nicht mehr im öffentlichen Leben, er hatte abgeschlossen und kannte nur noch den einen Wunsch: „Laß, o Welt, o laß mich sein!“

Neuntes Kapitel.

Ausgang. 1866—1875.

Das Unglück macht den Menschen einsam und hypochondrisch,
er zieht den Zaun dann gern so knapp wie möglich um
sein Häuschen.

Mörke, Maler Nollen.

Rasch nähert sich Mörikes Leben jetzt dem Ende. Neun Jahre zwar sind ihm noch gegeben, aber im höchsten Sinne ist dieses Menschenleben bereits abgeschlossen. Mörike hat sich selbst überlebt, seine physische Kraft ebenso wie sein poetisches Produktionsvermögen. Fast völlig schwindet seinem Leben das individuelle Profil; nicht in geraden, zielbewußten Linien geht es vorwärts, sondern in kurzem, planlosem Zickzack, ohne inneres Gesetz und äußere Regel. Sein Leben war nie ein weise angelegtes und kraftvoll durchgeführtes Kunstwerk, jetzt aber geht jeder größere Zug und Schwung verloren. Er lebt, ohne zu erleben. Sein Dasein ist fast nur noch eine Reihe zufälliger kleiner Vorkommnisse. Nur wenige vereinzelte Lichtblicke verklären es noch. Mörikes letzte Lebensjahre interessieren eigentlich nur noch durch des Dichters Beziehungen zu anderen Künstlern.

Nach seiner Pensionierung gelang es Mörike nirgends wieder recht festen Fuß zu fassen. Stuttgart war ihm verleidet; er floh es deshalb nach Möglichkeit. Nur eines brauchte und suchte der Dichter: Ruhe. So stahl er sich denn im Frühjahr 1867 mit Gretchen aus der Hauptstadt fort und verbarg sich unter den Tannen des waldigen Lorch. Niemand außer den Nächsten sollte seinen Zufluchtsort kennen. „Wir kamen abgejagt von Stuttgart weg,“ schrieb Gretchen, die damals viel an den Kopfnerven litt, im Juni an Hartlaub, und Mörike fügte hinzu: „Wir haben hier vollkommen, was wir brauchen, was Gretchen fast noch mehr als ich bedurfte, die langersehnte absolute Ruhe und Stille.“ Das

Ehepaar fand eine sonnige, bequeme Wohnung am Ende des Städtchens gegen Schorndorf hin und freute sich des „unvergleichlichen Quartiers“. Das Klima that dem Dichter wohl, und was die Landschaft anbetrifft, so meinte er sich „wieder halb in Bebenhausen“ zu befinden. In den Schillerort, wo der größte Dichter Schwabens stille Knabenjahre verlebte, zog sich der greise Mörike zurück, der in einer anderen Schillerstadt seine Kindheit genossen hatte. Er weilte jetzt unter dem kahlen Gipfel des ehrwürdigen Hohenstaufen, der die Begeisterung seiner Jugend, die Wiege seiner Dichtertäume gewesen war. War der romantische Schimmer auch verblaßt, so bemühte sich Mörike doch, den Kindern, die während der Ferien mit Klärchen zu Besuch kamen, den schuldigen Respekt vor der einstigen Größe einzupflanzen; auch sammelte er unter den Ruinen gern allerlei Andenken. Das Lorch Kloster mit dem dicken Eckturm und den blumenbedeckten Ringmauern, die Kirche mit den Kaiserbildnissen und die uralte Linde blieben dem Dichter immer ein gleich lieber Anblick. Zu Weihnachten besuchte er mit seiner Gattin die Stuttgarter Familienhälfte, aber schon Mitte Januar 1868 sehnte er sich nach dem „guten Lorch Nest“ zurück. Diesmal begleitete ihn die Schwester, während Gretchen bei den Kindern blieb. Des Dichters Gesundheit kam der Lorch Aufenthalt sehr zu gute; zur Verbesserung des Blutumlaufs betrieb er fleißig gymnastische Übungen. Nur selten unterbrach ein Besuch die heilsame Einsamkeit zu zweien. Mit dem Oberförster Paulus wurde ein freundlicher Verkehr unterhalten. In Lorch war es auch, wo Paul Konewka, damals schon durch seinen Faust-Epflus bekannt und durch den dem Dichter befreundeten begabten Photographen Kayser in den Mörike-Bischerschen Kreis eingeführt, im Jahre 1867 seine köstliche Mörike-Silhouette fertigte, die den Dichter mit gravitatischem Cylinder, dickem Schamltuch und geschultertem Regenschirm so charakteristisch vorführt. Zuweilen kam der treue Wolff aus Stuttgart herüber und vermittelte dem Freunde die litterarische Bekanntschaft manches jüngeren Dichters wie Theodor Fontanes. Zu Mörikes Schmerz starb der treffliche Mann, den er in einem

lieblichen Gedichte dem Hermippus an die Seite gestellt hatte, ohne des Römers hohes Alter zu erreichen, bereits im Jahre 1869. Mit der Fremdenkolonie bedeutender Männer, die sich damals in Stuttgart zusammengefunden hatten, kam Mörike fast gar nicht in Berührung. Wilhelm Jensen wurde jeder Versuch ihn aufzustören als völlig nutzlos dringend wider-raten, und auch Wilhelm Raabe, dessen Dichtung Mörike sehr sympathisch war, unternahm es daher nicht, „den alten großen Träumer in seinem Winkel aufzustöbern“. Im Jahre 1867 setzte Mörike seinen Namen unter den Aufruf zur Grün-dung eines Fonds für Ferdinand Freiligrath. Mäßige Lektüre half Mörikes Zeit ausfüllen, der nie ein starker Leser und Aneigner war, dafür aber das Wenige, was er aufnahm, um so vollkommener in sich verarbeitete. Er las in Lorch Knapps Hohenstaufenlieder und Geibels Sophonisbe, die ihm der Dichter zusandte, oder Hans Hopfens Roman „Verdorben in Paris“, den er gleichfalls vom Verfasser empfing, und den er Cotta zum Verlag empfahl. Die wissenschaftlichen Beilagen der Allgemeinen Zeitung ließ er sich ungern entgehen, und vertiefte sich mehr und mehr in seine mystische Richtung, die ihm Bücher wie die Pertyschen oder Daumers „Geisterreich“ sehr interessant machte. Er studierte des Aristoteles Poetik, Webers Weltgeschichte oder Devrients Geschichte der Schau-spielfunst. Selbst die Lebensbeschreibung und die Predigten des schwäbischen Kirchengelehrten Detinger, von denen der alte Turmhahn berichtet, und die dem Dichter zufällig in die Hand kamen, fanden in ihm einen willigen Leser, wie denn Mörike, je älter er wurde, und je weiter er sich von der Zeit seines geistlichen Amtes entfernte, nicht nur äußerlich immer mehr den Typus des Pfarrers erkennen ließ, sondern auch im Herzen immer kirchlicher wurde und gern einmal wieder gepredigt hätte.

Mörikes Liebe zum Basteln, zu allerhand technischen Uebungen, fand in Lorch ein anmutiges Sondergebiet. Er war bei den Handwerkern nie ein Fremdling geblieben, hatte sich ihnen vielmehr, darin Goethe ähnlich, stets mit lernendem Interesse genähert. So hatte er in Egelshofen seinem

Hauswirt, einem Modellstecher, stundenlang bei der Arbeit zusehen, von der er den Freunden in ausführlichen Briefen erzählte. „Möchte man nicht so ein Holzstecher oder Dessinateur (Mustererfinder) werden?“ schrieb er damals; „In acht Tagen wollte ich Jung, Gesell und Meister sein!“ Hier in Lorch sollte er es in einem anderen Handwerk zu einiger Fertigkeit bringen, nämlich in der Töpferei. Er gab sich dem dortigen Hafnermeister Groß förmlich in die Lehre und war gern geschäftig, allerlei Töpfe und Vasen zu formen und Arabesken, Sprüche und einfache Konturbilder einzugraben. Meist waren es schlicht gestaltete Gefäße aus braunrot oder grau glasiertem Thon, die er sinnig schmückte und als willkommene Angebinde verschenkte, so einer Tochter Schwinds und Freund Kläiber als Hochzeitsgaben. Eine ganze Anzahl solcher sauberen Stücke wird noch heut in schwäbischen Familien bewahrt. Seinen Meister hat Mörike in einer Zeichnung verewigt, wie er schmauchend am Tische sitzt und die kurze Pfeife ernsthaft in der Rechten mit dem infolge seiner Dreharbeit besonders stark ausgebildeten Daumen hält.

Dieselbe Freude am Technischen, an der sauberen Form und anmutigen Folie zeigen Mörikes Gelegenheitsverse und Zeichnungen, von denen Rudolf Krauß eine Sammlung herausgegeben hat. Er erzählt im „Mozart“ von dem Dichter La Chapelle, der seine der Frau von Sévigné gewidmeten Gedichte eigenhändig auf Blätter mit silberblumigem Rande frizelte. So liebte auch er es, seinen Kleinigkeiten ein hübsches Aussehen zu geben und oft Stunden und Tage darauf zu verwenden. „Die Begleitung möglichst wohl geformter Schriftzüge,“ schrieb er einmal an Karl Mayer, „giebt den Worten eine Art von musikalischem Ausdruck.“ Da fertigte er ein Gedicht in Spiegelschrift, das ihm sogar ein Verleger gut bezahlte; es erschien auf feinem Kartonpapier mit Randzeichnungen und wurde vom Dichter oft an befreundete Damen verschenkt. Er lieferte auch sonst kleine kalligraphische Kunstwerke in allerlei schönen Schriftarten, so zu Klaras Geburtstag einmal einen altertümelnden Brief des Huzelmanns. Mit bunten Tinten mußte er wohl umzugehen, und zierliche

Randleisten waren seine Stärke. Auch machte es ihm Spaß, ein Gedichtchen auf ein Ei oder in Holz einzukritzeln. Damit erhob er seine gelegentliche Hauspoesie, die nur ihm selbst und den Seinen zur Erheiterung dienen sollte, kraft des angeborenen Formtalents in eine der Kunst verwandte Sphäre.

Von seinen zahlreichen Musterkärtchen, die er selbst der Veröffentlichung nicht für wert erachtete, ist oft genug zu sprechen gewesen. Das kleinste Geschenk pflegte Mörike mit Versen zu begleiten. Neben ganz anspruchlosen Improvisationen findet sich das tollste und übermütigste Zeug. Mörike hatte typische Figuren erfunden wie den Professor Sichere, — von dem sich der Sichere Mann später mythologisch abzweigte — einen nur halb gebildeten aber um so eingebildeteren und affektierteren Dilettanten, der bei allen Freunden ob der wunderlichen Streiche, die der Dichter von ihm zum besten gab, wohl accreditiert war, und von dem man zu einander wie von einem Lebenden sprach. Er glich darin dem Bisherschen Scharnmaier. Mörikes bewegliche Phantasie gab solchen Erfindungen wirkliches Leben; er dichtet in ihren Rollen — so muß sein Wispel einmal ein Gedicht an Strauß richten — und läßt sie unvermittelt in seinen Briefen auftreten. Die spielerische Art in des Dichters Wesen trat hier so recht zu Tage; aber es lag doch ein tieferer Sinn darin. Seine harmonische Natur strebte das Gewöhnlichste zu vergolden, ihm mindestens eine gute Seite abzugewinnen. Als er einmal im Aerger über Fanny, die ihre Uebungen am Klavier nicht machen wollte, in seinen Rasierspiegel stieß, klebte er über den Treffpunkt der sieben entstandenen Sprünge unten am Rand eine halbkreisförmige Papierscheibe, von deren Peripherie wie von einer Sonne die gleichmäßigen Strahlen ausgingen, und dichtete sich in einem halben Duzend Versen „in des seligen Brockes' Manier“ den kleinen Zorn von der Leber.

Gelegenheitszeichnungen gingen neben den Gelegenheitsversen her. Mörike hatte ein angeborenes Talent zur bildenden Kunst, das bei sachgemäßer Ausbildung vielleicht

zu größerem Gelingen geführt hätte; so diente es meist nur der Unterhaltung. Mörikes zierlicher Schrift entsprach sein feiner Stift. Oft streute er hübsche Federfizzgen in seine Briefe ein, und zahllose Zettel und Papierfetzen bedeckte er mit rasch und sauber hingeworfenen Bleistiftzeichnungen. Besonders waren es lustige Karikaturen. Die närrischsten Dinge erfannte er da, z. B.: „Die Kaiserin Brimfille“ (bei der ihm vielleicht E. L. M. Hoffmanns „Prinzessin Brambilla“ vorfchwebte) „unterzeichnet eine Schenkung von fünfzigtausend Gulden für ihre gewesene Hofdame, Fräulein Klara Mörike.“ Ein Hausalbum sammelte später solche Blätter und Musterkärtchen. Wie gern er allenthalben landschaftliche Aufnahmen machte, mit dem Stift und mit Wasserfarben, ist mehrfach betont worden; auch von den meisten seiner Wohnhäuser, von Ludwigsburg, Cleverfulzbach, Lorch, besitzen wir Abbildungen seiner Hand. Aber er versuchte sich auch in eigenen leichten Entwürfen. Seine litterarischen und musikalischen Eindrücke begleitend, zeichnete er die Agathe im „Freischütz“, die wahnsinnige Ophelia, den grimmen Hagen, der freilich allzu weich und zahm geriet, oder Mignons von einem Engel gehüteten Sarkophag mit der Aufschrift: „So laßt mich scheinen, bis ich werde.“ Ein andermal malte er das Schweißstuch der heiligen Veronika mit einem feinen Christuskopf in Aquarellfarben auf Elfenbein. Dürfen wir Mörikes Gedicht an Schwind glauben, so hat der Dichter in der Jugend im Ernst daran gedacht, sich ganz der Malerei zu widmen. Jedenfalls fühlte er sich von früh an zur bildenden Kunst, für die er ein gutes Verständnis hatte, lebhaft hingezogen, und nicht zufällig ist Theobald Nolten gerade ein Maler.

Besonders stark trat diese Seite Mörikes während seines Verhältnisses zu Moriz von Schwind hervor, des reichsten und anregendsten seiner letzten Lebenszeit. Mit einer seltenen Ausnahme war es diesmal Mörike, der den Verkehr einleitete, indem er im Dezember 1863 auf Wunsch des Verlegers der „Freya“ den Maler, dessen Vorliebe für seine Dichtungen er kannte, um Illustrierung einiger von seinen Gedichten anging. Mit beiden Händen ergriff Schwind die dargebotene Hand und

lud den von ihm mit wahrer Begeisterung verehrten Poeten sogleich zu sich nach München ein. Wieder einmal waren ein Paar Männer zusammengekommen, die sich voll verstanden und sich gegenseitig etwas sein konnten. Mit demselben innigen Vergnügen, mit dem der eine des anderen Bilder sendungen in Empfang nahm, genoß der andere, in feinschmeckerischem Behagen, des Freundes seltene Wortkunst; einer wurde immer durch die Werke des anderen zu künstlerischen Äußerungen angeregt, wie es ihr prächtiger Briefwechsel, den Jakob Bächtold herausgegeben hat, verfolgen läßt.

Bei aller Verschiedenart hatten die Freunde doch vieles miteinander gemein. Beider Nährboden war die Romantik, die Welt der Phantasie, des Märchens, des Aeltertümlichen; beider Romantik ist gesund und kräftig im Gegensatz zu der verblaßten der Düsseldorfer Maler. Sie ist originell und warm, namentlich in ihrem Humor, der bis zu grotesker Derbheit geht. Beiden ist die Natur beseelt von Elementarwesen aller Art. Starke orplidhaste Elemente zeigt auch Schwind, im „König Crocus“ oder im „Elfenreigen“, und sein famoser Rübezahl in der Schack'schen Galerie, der hagere rauhe Trottel mit Socken und Holzpantoffeln steht Mörike's „Sicherem Mann“ nicht fern. Aber des Dichters Romantik ist viel individueller als die des Malers; er dringt tiefer hinein in die Wunder des Märchens und der Natur. Mörike's mystische Verinnerlichung geht Schwind's leichtem Wiener Blut ab. Auch das Weib in seiner sinnlichen Elementarkraft hat Mörike weit tiefer erfaßt als Schwind, der über das Reusche und Sinnige doch kaum hinausgekommen ist. Ebenso übertrifft er ihn in der Bewältigung des Tragischen. Schwind nimmt das Leben leichter; er ist auch viel weltkundiger, praktischer, energischer und überhaupt von härterem Stoff und gröberem Zuschnitt als der Dichter. Ihre höhere Einheit findet beider Kunst in der Musik; auch Schwind, der Jugendfreund Schubert's, war eine äußerst musikalische Natur; auch er erquickte sich namentlich an Haydn und Mozart immer von neuem und lieb wie Mörike dem Don Juan seine Kunst. Für das eigentlich Malerische besaß Mörike, so paradox es klingt, mehr

Sinn als Schwind; er wirkt farbiger und damit zugleich plastischer als dieser, dessen Reiz im musikalischen Rhythmus reinlicher Linien besteht. Beide haben, was Schwind in einem seiner humorvollen Briefe an dem Freunde hervorhebt, an Narrenspoffen eine rechte Freude; wie Mörike eine selbsterfundene Starennotenschrift auf das Papier malte, so widmete Schwind Joseph Joachim seine tolle Ragensonate. Und wiederum können bei beiden Künstlern das Duftigste und das Derbste dicht bei einander stehen, denn beiden eignet die reine Anmut der alles umschließenden Form, die gern in Arabesken sich ergeht. Auch darin gleichen sich beide, daß sie in der Beschränkung ihr Höchstes leisteten; ihre größeren Werke sind nicht ihre besseren. Die Goldschmiedsader, die Schwind sich zuschrieb, besaß auch Mörike. Beide haben den Sinn für die anspruchslose Kleinkunst; nennt doch Schwind selbst seine „Reisebilder“ einmal Gelegenheitsgedichte. Und diese Kleinkunst war in sich vollendet. Wie Mörike eine antike Lampe in unübertrefflichen Versen besang, die immer wieder auf den Dichter selbst bezogen werden müssen, so hielt es Schwind nicht für zu gering, die volle Anmut seiner Linienkunst zahllosen Entwürfen zu Pfeifenköpfen, Tintenfassern, Uhren und Schlössern zu gute kommen zu lassen.

Der persönliche Verkehr von Angesicht zu Angesicht wurde einzig durch Schwind gepflegt, der, noch immer ein „Virtuos im Reisen“, der Wanderlust ebenso häufig, aber mit mehr Recht als Mörike in seiner Kunst Ausdruck gab. Er machte öfters bei dem Freunde in Stuttgart oder Lorch Station; zum erstenmal im Herbst 1864. Das war ein unterhaltamer Gast, voll von Anregungen und Laune, der immer einen frischen Hauch vom großen Weltleben mit hereinbrachte. Heut machte er im geliehenen Frack dem Kaiser von Oesterreich seine Aufwartung, morgen saß er im fernsten Ungarn; heut malte er die Wartburg aus, morgen das Wiener Opernhaus. Er erzählte von Cornelius und Kaulbach und polterte daß, daß Mörike noch kein Bild von Raphael gesehen habe, was „ein Skandal, ein Aergernis, eine Sünde wider den heiligen Geist“ sei. Schwind war aber zugleich „ein unruhiger Gast,

der einen auch ziemlich in Atem hält“, wie Mörike nach einem Besuch in Lorch vom Jahre 1868 schreibt; so stark wie das Genialische in des Freundes Natur empfand er auch das Gewaltthätige an ihm. Doch kam niemals ein Mißklang in dieses schöne Künstlerverhältnis, vielleicht weil es zumeist auf den schriftlichen Austausch angewiesen war. Von Mörikes Briefen sind nur wenige erhalten; die Schwind'schen waren für ihn stets ein wahres Labfal, und er theilte sie nur seinen besten Freunden mit, wenn er ihnen ein rechtes Vergnügen bereiten wollte. Schwind ist der geborene Brieffschreiber. Ohne im geringsten zu künfteln, warf er in leichtem Fluß seine Episteln hin, die in jedem Satz originell und frisch sind. Mit seiner urwüchsigen Sprache, die zuweilen in ein höchst ergögliches Küchenlatein übergeht, konnte er schlechterdings alles sagen. Prächtig vor allem ist der würzige Humor, der sie überall durchbringt, und der mit besonders grimmigem Poltern über die Kunsthändler und über die Zukunftsmusik herfällt. Denn von dieser wollte er, was seiner ganzen Art nach sehr begreiflich ist, so wenig etwas wissen wie Mörike, der schon seinen Mozart von den falschen Propheten hatte reden lassen, die im Laufe der nächsten sechzig, siebzig Jahre aufstehen würden. Daß der Dichter Richard Wagner und Franz Liszt im Auge hatte, unterliegt keinem Zweifel. Auch die Geisterseherei fand Raum in den Briefen der Freunde. Auf des Dichters gerade in dieser Zeit stärker hervortretende spiritistische Neigungen ging Schwind, sogar einige „erlebte Fälle“ beisteuernd, wohl mehr aus Gutmütigkeit ein; sonst meinte er sehr vernünftig, es sei mit der Geisterseherei am Ende wie mit dem Siegellack, der zwar, wenn man ihn reibe, allerlei Papierschnitzel und dergleichen anziehe, im Grunde aber doch zum Bettschieren auf der Welt sei. Bei der Lektüre Daumers, die er mit Mörike in Lorch theilte, machte er eine schlechte Erfahrung. Er schloß nämlich auf des Dichters Sofa über dem Buche ein und wurde unsanft geweckt durch den Weißling, den großen Rater, der plötzlich mit gewaltigem Sprunge des Malers beträchtlichen Bauch sich zum Ruheplatz erfor. Eine Mörike'sche Zeichnung hat die hochkomische Scene festgehalten.

Für Schwind's Kunst hatte der Dichter das feinste Verständnis; sie kam zwischen beiden oft zur Besprechung. Im Jahre 1870 besuchte Mörike mit Gretchen die Stuttgarter Ausstellung der „Schönen Melusine“, und fühlte sich durch das Bildwerk, wie er Möhrlen schrieb, „innerlichst erquickt, erschüttert und belebt“. Und für seine eigene Kunst konnte dem Dichter kein Dolmetsch erwünschter sein als eben Schwind, der am liebsten jede Seite seiner Poesien in Malerei und Zeichnung übertragen hätte. Man trat mit Cotta wegen einer illustrierten Ausgabe von Mörikes Werken in Unterhandlung, aus der aber nichts wurde. Schwind entwarf Bilder zur „Lucie Gelmeroth“, zu dem Märchen „Der Bauer und sein Sohn“, zu „Schön Rothraut“ und anderen Dichtungen. Vervielfältigt wurden die von Mörike hoch geschätzten Blätter zum „Sicheren Mann“ und zu „Erzengel Michaels Feder“, desgleichen die als „Epistel an Eduard Mörike“ gedachte Zeichnung des Pfarrhauses von Cleversulzbach, die eine Anzahl Motive aus den Gedichten (den Turmhahn und die musikalische Gartenthür, Amor als Tintenverkäufer, die Gesskolben des Präzeptors Ziborius und die der „Restauration“ dienenden Kettiche) sinnig miteinander verknüpft. Mörike bedankte sich durch das schöne Gedicht „An Moriz von Schwind“ vom Jahre 1868, das zuerst in der Wochenbeilage der Allgemeinen Zeitung gedruckt wurde.

In demselben Jahre tauchte in Schwind der Plan auf, die „Historie von der schönen Lau“ zu illustrieren; rasch entstanden sieben große Umrisszeichnungen von köstlicher Anmut, die aber erst nach des Künstlers Tode, von Julius Naue in Kupfer gestochen und, von Mörikes Text begleitet, 1873 bei Göschen in einer prächtigen Sonderausgabe veröffentlicht wurden. Die Zeichnungen sind sehr leicht behandelt und geben in der That kaum mehr als Umrisse, so daß die Schatten nur durch eine ganz oberflächliche Schraffierung angedeutet werden. Selbst Hände und Füße, sonst Schwind's Stärke, sind zum Teil nur markiert und falsche Linien nicht immer wegradiert. Aber der Reiz des Schwind'schen Konturs steht auf voller Höhe. Mit glücklichster Anpassung ist der

Maler dem Dichter sowohl auf das Gebiet des Volkstümlich-
Derben wie auf das des Märchenhaft-Zarten gefolgt. Mörike
war denn auch aufs höchste entzückt von dem Werk; er ver-
sicherte dem Freunde, daß er sich in vollkommen reiner Ueber-
einstimmung mit ihm befinde, daß bei ihm Gefühl und Ge-
danken ganz in dem Genuß des Schauens aufgingen. Von
den Zeichnungen sind die drei ersten die gelungensten. Die
erste zeigt die kräftig derbe Gestalt der dicken Wirtin bei der
schönen Lau im Keller; die zweite giebt die Scene, wie Jutta
die Lau beim Abtrocknen an der Sohle fixelt, worüber diese,
sich schauernd in sich verfrüchend, zum erstenmal lacht, und
die dritte zeigt den kleinen rothbäckigen Enkel, einen Apfel
in der Hand, auf seinem runden Stühlchen von guter Ulmer
Hafnerarbeit sitzend, indes die Lau im Vorübergehen lächelnd
die Hand an die Nase führt. Die übrigen Blätter stellen dar:
den Traum der Lau, wie Abt und Wirtin sich küssen und vom
lieben Herrgott dabei gestört werden, den lustigen Koch mit
der Bettstere am übertretenden Bache, die Lau im Lichtfanz
und den Koch, der für den der Lau geraubten Fuß von un-
sichtbarer Hand die kräftigsten Ohrfeigen erhält.

Durch Schwinds Freundschaft war so der Lorchers Auf-
enthalt für Mörike verklärt worden. Er neigte sich bald seinem
Ende zu. Im August 1869 schrieb der Dichter dem Freunde,
er vermisse so sehr das ungeteilte Familienleben und empfinde
den doppelten Haushalt so lästig, daß er entschlossen sei, nach
Stuttgart zurückzukehren. Im Herbst wurde der Wechsel vor-
genommen, aber Mörike hielt es nun einmal in der Haupt-
stadt nicht mehr aus. In der Furcht, „totbesucht“ zu werden,
ward er bald abermals zum Eremiten. Im Februar 1870
siedelte er nach Nürtingen über, dem einstigen Witwenstizze
seiner Mutter. Recht wohl fühlte er sich aber auch hier nicht.
Schon im Juli notierte er in seinen Kalender: „Peinliche
Unentschlossenheit wegen einer Uebersiedelung von hier nach
Ludwigsburg.“ So zog es ihn immer nach den Stätten der
Jugend. Ueber anderthalb Jahre blieb er dennoch in Nür-
tingen, wo er „an der Neckarsteig“ wohnte.

Wieder befand er sich angesichts der Alb, zu Füßen des

wuchtig schönen Hohen-Neuffen, in einem lieblich freien, waldbefränzten Wiesenthal, in dem der Sage nach schon Herzog Ulrich Zuflucht gefunden hatte. Und auch einem Dichter war das Städtchen schon zum Asyl geworden: in ihm, das er besungen, hatte Hölderlin die letzten Jahre vor seiner vollen geistigen Umnachtung zugebracht. In Nürtingen hatte endlich Schelling das erste Wissen sich erworben. Und welche Jugenderinnerungen mußten hier auf Mörike einströmen! Hier hatte er im Hause der teuren Mutter einst herrliche Vakanz verlebt; nicht weit entfernt lag Plattenhardt und Grözingen, das Heim der Jugendbraut, und Owen, wo ihm trauliche Monde der Arbeit am „Nolten“ vergangen waren. Bei dem nahen Großbettlingen grüßte der lindengefrönte Geigersbühl, wo der junge Dichter einst den lustigen Volker angesiedelt, und unfern klappte die Mühle, in der er den Seppe des „Fugelmännleins“ hatte einkehren lassen. Aber all das wirkte nicht mehr auf den früh zum Greise gewordenen, körperlich und seelisch leidenden Dichter. Die Muse war von ihm gewichen; nur mit Mühe und Ueberwindung entstanden einzelne Blätter zum neuen „Maler Nolten“.

Mörike war vom Leben oft enttäuscht und fühlte sich nicht selten unverstanden von den Nächsten. In der Familie fand er kein volles Glück. Ein großer Schmerz war es ihm zu sehen, wie ein schleichendes Brustleiden an seinem Mariele zehrte, die tagelang ans Bett gefesselt war. Die Welt gab ihm nichts mehr. In seinem Kalender schrieb er quer über die ganze dem Monat März gewidmete Seite „tempus inane“. So wandte er sich vom Leben ab. Immer tiefer zog ihn die Spekulation in ihr totes Schattenreich, und des damaligen Modephilosophen Eduard v. Hartmann „Philosophie des Unbewußten“ wurde eine bevorzugte Lektüre des weltentfremdeten Dichters. In einem Heftchen, in dem er Sprüche morgenländischer Weisheit sammelte, merkte er sich an: „Es giebt mehr Unsichtbares als Sichtbares in der Welt.“

Und dennoch war er dieser Welt des Sichtbaren, Realen noch nicht völlig abgestorben; noch vermochte er sich zu Zeiten aus seiner Hypochondrie völlig emporzuraffen. Das bewies

das große Jahr der deutschen Kämpfe und Siege. Da harrete er von einer Post auf die andere und las inzwischen Cäsars Gallischen Krieg mit einer Eier und Ungeduld, daß er sich selbst oft lächerlich dabei vorkam. Eine lange schwarz-weiß-rote Fahne vor seinem Fenster feierte den Tag von Sedan. Als die Kunde der beginnenden Friedenspräliminarien in Versailles ihn traf, suchte er einen seiner letzten Freunde, den gleichfalls in Nürtingen wohnenden Adolf Rümelin auf, dessen Schwester sich an das Piano setzen und die Nacht am Rhein spielen mußte. Und als Mörke die Bergfeuer vom Staufen bis zum Zollern hin leuchten sah, da überkam ihn noch einmal begeisterter Schwung, und er pries die Vor-sehung, die ihn so Großes noch erleben lasse. Den Dichter aber weckte auch die Vaterlandsliebe nicht, so wenig wie Uhland in seiner späteren Zeit, und Mörkes einzige auf den deutschen Krieg bezügliche Strophe lautet:

Bei euren Thaten, euren Siegen,
Wortlos, beschämt, hat mein Gesang geschwiegen,
Und manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten.

Dem Dichter, so sehr er die Einsamkeit liebte und suchte, wurde es dennoch bald allzu still. Es lichtete sich um ihn; die besten Freunde starben rasch nach einander vor ihm dahin. Wolff war vorangegangen, ein Jahr darauf folgte Karl Mayer, im Jahre 1871 Lotte Späth, ferner der liebe Schwind, dessen unvermutetes Ende ihn besonders erschütterte, und der treue Mährlen, dem der Solbatentod seines Sohnes das Herz brach; 1872 ging Louis Hetsch dahin, 1873 Rudolf Lohbauer. Aus Mährlens Nachlaß erhielt Mörke eine Hegelbüste, die, einem früher einmal gewonnenen, marmornen Cicero gesellt, fortan einen seltsam uncharakteristischen Schmuck seiner Wohnung abgab.

Als in Lauffen das Hölderlin-Denkmal enthüllt wurde und der Dichter, der der Einladung dazu nicht wie die anderen Nürtinger hatte folgen können, auch nicht eine gleichgestimmte Seele daheim fand, mit der er sich hätte aussprechen können, da

litt es ihn nicht länger in der toten Landstadt. Er meinte, es fehle an Wald und schattigen Wegen in der nächsten Umgebung — in Wahrheit vermißte er doch etwas anderes, etwas, das er nie wieder finden sollte: Jugend und Gesundheit, Friede und Freude. Wieder ging es, im Herbst 1871, nach Stuttgart zurück; er wußte nicht, wohin sonst. Sein Kalender erzählt von Sorge und Verdruß. Am wenigsten war sein Haus ihm ein Heim; unter dem 7. Oktober finden sich die viel-sagenden Zeilen: „Perturb. domest. Mit Klara zwischen den Weinbergen über dem Heselacher Thal bis gegen das Dorf hinunter.“ Wieder hielt er sich in ängstlicher Verborgenheit; hätte er hier wenigstens die nötige Behaglichkeit gefunden; aber gerade diesem verletzlichen Manne brachte das Alter des Unbequemen und des Grams so viel. Er hatte seinen Mozart sagen lassen: „Ein Gütchen wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorf, in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben!“ Auch dem Dichter ward es nicht so gut. Immer wieder mußte er mit oft gewechselten, engen Mietwohnungen, mehrere Stockwerke hoch, in unansehnlichen Straßen vorlieb nehmen, die ihn dem Lärm der Nachbarn aussetzten und ein idyllisches Sicheinspinnen, wie es einst ihm vergönnt gewesen war, versagten.

Und doch gereichte die Rückkehr nach Stuttgart dem Dichter zum Heile. Denn hier lebten die meisten seiner Freunde, denen es in guten Stunden immer noch gelang, den Hypochonder Krankheit und Leid vergessen zu lassen. Mit Hartlaub freilich kam er nur noch selten zusammen. Der rüstige Greis, der den Freund um ein volles Jahrzehnt überleben sollte, weilte seit 1863 als Pfarrer zu Stöckenburg bei Schwäbisch Hall. Doch blieb ihr einzigartiger Briefwechsel ununterbrochen. Auffallend ist es, wie Hartlaubs Schrift sich der Mörikes immer mehr sympathetisch anähnelte, wie die der Freunde Hollin und Odoardo in Arnims „Gräfin Dolores“. Mit Vischer, der seit 1868 als Professor am Polytechnikum dauernd in Stuttgart weilte, durfte der Dichter bis an sein Ende innigen Verkehr pflegen. Vischer vermochte es, ihn immer noch einmal für irgend etwas zu interessieren, ihm die Anregung zu

verschaffen, deren er bedurfte, um nicht seinen trüben Gedanken anheim zu fallen. Er sandte ihm z. B. seine Baden-Badener Epigramme, die Mörike vortrefflich fand. Auch lockte er ihn ab und zu in seine Vorlesungen über Aesthetik oder über Goethes „Faust“, wie Mörike ebenfalls manchmal das Kolleg Wilhelm Lübkes besuchte, mit dem er in freundliche Beziehungen getreten war; Günthert interessierte ihn für Grillparzer, von dem schon Schwind dem Dichter aus persönlicher Bekanntschaft vieles mitgeteilt hatte.

Im Februar 1874 starb David Friedrich Strauß, der noch auf dem Totenbette sich mit Mörikes Gedichten beschäftigte und seine Bemerkungen darüber hinterließ. Als Eduard Zeller, damals Professor in Heidelberg, im Jahre 1871 Mörike besuchte und Strauß davon Mitteilung gemacht hatte, gab dieser seiner herzlichen Freude darüber Ausdruck und meinte, das sei ein dauernder Besitz. Daß zwei so grundverschiedene Naturen wie Mörike und Strauß nicht immer Hand in Hand gehen konnten, begreift sich; so schrieb Strauß einmal an den Pfarrer Rapp, der wie zu seinen, so auch zu Mörikes späteren Freunden gehörte: „Ich weiß wohl, Mörike hat mir nie getraut, mich immer für einen kalten Verstandesmenschen angesehen, dem der rechte Sinn für seine Poesie fehle; ich habe allerdings nicht alles gut geheißsen, was er gemacht hat, im ganzen aber hat er keinen treueren Anhänger und Verbreiter seiner Poesie als mich.“ Die von einem herzlichen Schreiben begleitete Uebersendung seines „Voltaire“ ließ der Dichter, was vielleicht kein Zufall war, unbeantwortet, ohne daß Strauß es ihm im geringsten übel genommen hätte. „Wenn er nur eine ordentliche Existenz sich schaffen kann,“ schrieb der treu besorgte Strauß noch ein Vierteljahr vor seinem Tode an Rapp. Als letztes Geschenk des eben Entschlafenen brachte man Mörike einen schönen bronzenen Lampenfuß, und es bekümmerte den Dichter tief, seines leidenden Zustandes wegen nicht zur Bestattung des Freundes nach Ludwigsburg fahren zu können.

Noch mehr erschütterte es ihn, als Hermann Kurz dahinging, den er nicht wiedergesehen hatte, seit unbedeutende

politische Meinungsverschiedenheiten sie auseinander gebracht hatten. Beide trugen schwer an dem Zusammenbruch ihrer Freundschaft. Kurz war es endlich, der in letzter Stunde noch einmal an die geschlossene Pforte klopfte, die Mörike ihm freudig öffnete. Das war, als er Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag“ in den von Henze und ihm herausgegebenen Deutschen Novellenschatz aufnahm und warm bewortete. Bei dieser Gelegenheit schrieb Kurz dem Freunde einen von alter Liebe und Verehrung eingegebenen Brief. Mörike fühlte sich ob der unverhofften Sendung „fürwahr ganz glücklich“ und entnahm ihr eine stille Absolution. Sein Antwortschreiben vom Mai 1871 ist das Schlußiegel der alten Freundschaft. Schon zwei Jahre später starb Kurz. Sehr bewegt war Mörike, als des geliebten Toten Tochter Isolde mit ihrer Mutter ihn im folgenden Jahre in Bebenhausen besuchte, wo er gerade wiederum als Gast des Walther'schen Paares weilte. Durch seinen nur infolge der Gewohnheit erworbenen äußeren Habitus des schwäbischen Landpfarrers hindurch erkannte dabei Isolde Kurz, die damals eben anfang sich zu ihrem Dichterberuf empor zu ringen, sein wahres angeborenes Wesen voll innerer Weite und Freiheit. Mörikes Antlitz erschien ihr nur als eine leicht vorgebundene Maske, hinter der er sein wahres Gesicht, einen feinen Griechenkopf, versteckt hielt, etwa aus Scheu vor der groben Neugier der Leute, oder weil die schwäbischen Lüfte ihm zu rauh waren. „Es war,“ schreibt sie aus der Erinnerung, „eine ruhige Heiterkeit um ihn her bei großer Zartheit, die man sofort empfand. Dabei fiel er leicht in einen geheimnisvollen Ton, der bald etwas Spielendes, bald etwas Feierliches haben konnte.“ Tief empfand sie im Dichter das idyllische und das musikalische Element, vor allem aber den Humor. Und dessen bedurfte Mörike gerade in jener Zeit wie nie. Ihm dankte er es, wenn er unter der drückenden Last widriger Verhältnisse nicht völlig erlag, ihm und der holden Erinnerung an eine glückliche Jugendzeit, die auf sein vielfach verdunkeltes Alter noch einen verklärenden Abglanz warf.

Noch immer fanden sich neue Freunde: außer Rümelin

und Rapp der Maler Friedrich Naue, die Dichter Eduard Paulus und Robert Walbmüller-Duboc. Diesen, der ihm brieflich seine Verehrung bezeugt und seine „Walpra“ übersandt hatte, besuchte Mörike noch wenige Monate vor seinem Tode. Bedächtig und ängstlich, aber noch nicht gebrechlich, trat er im Kostüm der Konewfäschchen Silhouette bei dem jungen Poeten ein, der diesen Besuch nachmals genau beschrieben hat. Der Ausdruck des würdigen Gesichts, von blondgrauem, halbblanchem Haar umrahmt und mit einer altmodischen goldenen Brille über den sehr nahe zusammen stehenden blaugrauen Augen, war gedrückt und sorgenvoll, ließ jedoch die Neigung zum Heiteren und Schelmischen noch immer durchblicken. Freudlosen Tones führte er das sachliche Gespräch; nur als es auf das Kapitel der Ahnungen, des Somnambulismus und ähnlicher Dinge aus den Geheimkammern des Seelenlebens kam, wurde er lebendiger. Düster umwölkte sich dagegen wieder seine Stirn, als er den Heimweg antrat; nur außer dem Hause war er noch der alte Mörike, von dem es gelten konnte: „Untergehend sogar ist's immer die nämliche Sonne.“

Das war vor allem der Fall in dem heiteren Kreise, dessen Seele die liebenswürdige Künstlerin Luise Walther war. Sie wohnte mit ihrem Gatten wieder in Stuttgart und pflegte eine künstlerisch vornehme Geselligkeit. Mörikes Verse zu ihrem Geburtstag 1875 waren wohl seine letzten. Ihr Silhouettenschneiden regte den Dichter zu Schattenspielen an, die ihn vorübergehend wieder zum harmlos vergnügten Kinde machten. Bei brennendem Licht im Bette liegend, übte sich der Herr Professor stundenlang, mit den Fingern verschiedene Schatten an der Wand hervor zu bringen; er war ganz stolz, als seine Geschicklichkeit es von anfangs sechs oder sieben endlich auf einige zwanzig Figurationen brachte: er war nicht etwa kindisch geworden, er war ein Kind geblieben. Bei seinen Freunden war der Dichter in Wahrheit zu Hause. Niemals machte er sich hier zum Mittelpunkt, der er doch war. Leise und unbemerkt huschte der kaum mittelgroße, schmal-schultrige Mann durch die nur wenig von ihm geöffnete

Thür herein. Er war durchaus nicht linkisch und schüchtern, wie Uhland trotz größerer Berühmtheit, sondern bezauberte jeden durch seine vornehm gelassenen Formen und seine freundliche Verbindlichkeit. Für jeden wußte der lebenswürdige Plauderer den rechten Ton zu finden. Mit wahrer Herzensgüte ging er auf das Geringste ein; wer ihn besuchte, dem wußte er irgend etwas herbei zu holen, was gerade ihn interessieren mußte, ein Bild, einen Brief, ein Gedicht. „Wer aus einer Unterhaltung mit ihm, und habe sie auch ganze Abende hindurch angehalten, wegging,“ erzählt Notter, „der fühlte sich im eigenen Wesen erneut.“ Hier kamen auch seine mimischen Talente noch einmal zum Durchbruch, die Schack versichern ließen, Mörike hätte ein großer Komiker werden können. Da ließ der Schack, der ihm im Mundwinkel saß, prasselndes Feuerwerk steigen, da zog er plötzlich die Augenbrauen hoch, stülpte die feine Unterlippe breit um und führte so mit fremdem Gesicht und verstellter Stimme die tollsten Schnurren auf, wobei er die Art Abwesender täuschend nachzuahmen wußte. Besonders lustig parodierte er, wie Auerbach erzählt, schwäbische Wäscherinnen, die beim Kaffeetrinken klatschen und keifen. Hier las er aber auch mit seinem angenehmen Bariton, mit seiner etwas gemessen syllabierenden Recitation gern allerlei Poetisches vor, Gedichte von Freunden, aber auch Teile seines in der Umarbeitung begriffenen „Maler Nolten“.

Im übrigen war Mörike in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens so wenig fruchtbar wie Uhland. Der Quell der Dyrif versiegte mehr und mehr; nur einzelne Tropfen entfloßen ihm noch. Nach der dritten Auflage der Gedichte vom Jahre 1856 entstanden nur noch 21 Nummern, die in die Ausgabe letzter Hand Eingang fanden, und darunter waren noch eine Reihe kleiner Gelegenheitsgedichte. Von größeren Gedichten ist die „Tochter der Heide“ auszuzeichnen, das einzige der Aufnahme gewürdigte Gedicht des Jahres 1861. Das folgende Jahr brachte unter anderen den „Besuch in der Karthause“, zu dem Mörike in Borarlberg die Anregung empfangen hatte, und „Ludwig Richters Kindersymphonie“. 1863 ent-

stand das prachtvolle Stück „Erinna an Sappho“, 1864 die „Bilder aus Bebenhausen“; 1865 erhielt die liebliche „Erinnerung“ ihre letzte Form; das Jahr 1866 brachte das Gedicht „Lang, lang ist's her“ und das folgende das „An Moriz v. Schwind“, das letzte größere und bedeutendere Mörikes. Eine vierte Auflage der „Gedichte“ ließ lange auf sich warten. Im Jahre 1863 waren von der dritten noch fast 300 Exemplare vorhanden; erst vier Jahre später wurde es möglich, die folgende Auflage erscheinen zu lassen. Trotz des langsamen Absatzes zahlte Cotta für die wiederum 1000 Exemplare enthaltende Auflage dem Dichter diesmal 800 Gulden Honorar, also das Doppelte dessen, was dieser für die zweite Auflage erhalten hatte. Auch wurde dem Buche diesmal ein Porträt Mörikes beigegeben, was zwar wenig nach seinem Sinne war. Uebrigens schien ihm wie Schwind die dazu verwandte Photographie wohl gelungen. Mit Hilfe Hartlaubs und Wolffs setzte Mörike im Register den Gedichttiteln nach Möglichkeit das Jahr der Entstehung bei; einige Irrtümer liefen dabei allerdings mit unter. Die Aenderungen wurden nicht allgemein willkommen geheißen; Strauß z. B. beklagte sie an den Gedichten „Erinnerung“ und „Der junge Dichter“. Das Jahr 1873 brachte endlich noch eine „sogenannte“ fünfte Auflage.

Eine Anzahl von Gedichten waren schon vorher anderweitig veröffentlicht worden. Die „Ritterliche Werbung“ und „Jedem das Seine“ („Quid pro quo“) erschienen in den „Blumen aus der Fremde“, einer im Jahre 1862 bei Schweizerbart von Notter, Mörike, Henze und anderen Dichtern herausgegebenen Sammlung von Uebersetzungen lyrischer Gedichte aus dem Spanischen, Englischen, Französischen und Italienischen. Ferner brachte das von Ludwig Seeger herausgegebene „Deutsche Dichterbuch aus Schwaben“ vom Jahre 1864 neben lyrischen und dramatischen Beiträgen von J. G. Fischer, Kerner, Hermann Kurz, Karl Mayer, Notter, Adolf Schöll, Storm, Uhland auch sechs Gedichte Mörikes, von dem eine schlechte Photographie dem Buche beigelegt war. In der „Freya“, mit deren Redakteur Moriz Hartmann der Dichter

wohl bekannt war, erschienen in den Jahren 1861—1865 elf Mörikesche Gedichte (darunter auch ein nicht der Sammlung einverleibtes Gelegenheitsgedicht), die zum Teil mit Illustrationen in Stich und Lendruck von Eugen Neureuther und Benjamin Vautier versehen wurden. Auch ein paar Prosabeiträge überließ der Dichter der „Freya“; im Jahre 1861 zwei ganz kleine Berichte „Aus dem Gebiet der Seelenkunde“, im Jahre 1863 „Erinnerungen an Friedrich Höpferlin“. Eigene Gedichte ließ Mörike vereinzelt auch in der Mehlerschen „Frauenzeitung“, im „Salon“, in „Ueber Land und Meer“ und anderwärts erscheinen. Auch die „Vier Erzählungen“ kamen 1867 in neuer Auflage heraus. Mörikes Werke gingen in den Jahren 1867 und 1868 an den Verleger Grüninger über, der sie einige Jahre später an Weibert und die Göschen'sche Buchhandlung weiter verkaufte.

Weibert setzte alles daran, den Dichter zur Vollendung des neuen „Maler Nolten“ zu veranlassen, wie er es wenig später bei Keller für den „Grünen Heinrich“ that.

Es ist ein charakteristisches Symptom für das Schwinden seiner Produktionskraft, daß Mörike auf das Jugendgebild zurückgriff. Zu neuem Schaffen fühlte er sich nicht mehr fähig, so wollte er wenigstens sein Hauptwerk möglichst fleckenlos auf die Nachwelt bringen. Der Roman nahm zuletzt fast einzig seine poetischen Gedanken in Anspruch, ohne doch recht gefördert zu werden. Der Dichter hatte ihn in Neuenstadt bei sich, wo er in seinen letzten Lebensjahren noch ein paarmal bei den Verwandten weilte. Oft saß er mit dem Buch im Garten, im glühenden Sonnenbrande zu dem langen Rock und dem gestickten Käppchen noch mit einem dicken Halstuch angethan; aber die Arbeit wollte nicht flecken. Der Dichter fand die körperliche Behaglichkeit nicht mehr, die für ihn allezeit Vorbedingung des geistigen Schaffens war.

Mörikes Ehe war immer unerträglicher für beide Teile geworden. Wohl bestand im Grunde Liebe und Treue, aber der Riß, den verschiedene Charakteranlagen und widrige Umstände herbeigeführt hatten, war nicht mehr zu überbrücken. Besonders stark trat der Zwiespalt hervor, als Fanny eine

übereilte Verlobung schloß, die dann wieder zurückging. Denn Gretchen stand auf seiten der Tochter und der Familie des Bräutigams, die im Hause aus und ein ging und viel Unruhe erregte, während Morike allen Grund hatte, das Verhältnis mit scheelen Augen anzusehen. Er flüchtete vor den ständigen Aufregungen zu seinen alten Freunden, was Gretchen wiederum reizte. Der Dichter fühlte sich tief unglücklich; auf einem Blatt zum neuen „Nolten“ steht oben in der Ecke die Bemerkung: „In den letzten schweren Tagen meines Aufenthalts in No. 67 der Reinsburgstraße geschrieben auf Alaras Zimmer.“ Das war im Frühjahr 1873. Er begab sich sodann mit Klärchen und Marie auf einige Wochen nach Stöckenburg zu Hartlaub. Als die drei von dort aus noch für die heiße Zeit nach Fellbach bei Cannstatt gingen und Gretchen bat, ihnen das nötigste Mobiliar herauszugeben, da verstand das die aufgeregte und aufgehezte Frau falsch, oder sie wollte es falsch verstehen, genug, sie redete sich ein, Morike wolle sich von ihr lossagen, und sonderte jedes ihr nicht gehörige Stück der Wirtschaft aus. Zu begütigen war nichts mehr, eine endgültige Trennung wurde unabweisbar. Im Herbst 1873 zog Gretchen mit den Zinsen ihres kleinen Vermögens nach Mergentheim. Mit ihr ging Fanny.

Als Morike im November nach Stuttgart zurückkehrte, bezog er mit Klärchen und der leidenden Marie allein die neue Wohnung in der Forststraße, die er dann noch mit einer anderen, letzten in der Moserstraße vertauschte. Im Juni und Juli 1874 nahm er noch einmal Aufenthalt in Wehenhausen, wo er noch sehr heitere Stunden hatte, um von dort aus zum letztenmal Hartlaub in Stöckenburg zu besuchen. In fast dürftigen Umständen verbrachte der Dichter den kurzen Rest seines Lebens; wurde doch seine ganze, bloß in fahrender Habe bestehende Hinterlassenschaft auf nur 800 Gulden abgeschätzt!

Am 8. September 1874 beging Morike seinen siebenzigsten Geburtstag, ohne Sang und Klang, in Gram und Kummer und Krankheit. Nur Klärchen und Mariele teilten seine Zurückgezogenheit. Als der traurige Tag zu Ende gegangen war

und der Dichter schon im Bett lag, hörten er und die Schwester plötzlich draußen einen vollen Musikkaccord, und sanfte, harfenähnliche Töne verhallten lieblich im Zimmer. „Wo ist die Musik?“ rief Mörike aus seinem Schlafgemach, aber vergebens war die Ausschau nach Musikanten, der Ursprung der Töne blieb rätselhaft, und ahnungsvoll sagte der Dichter: „Es bedeutet mich! Das ist mein letzter Geburtstag.“ Und er behielt recht. Er hatte die Uhlandschen „Sterbeklänge“ vernommen.

Während Uhland, der sein ganzes Leben lang nicht krank gewesen war, noch als Siebziger im Bodensee schwamm, und Karl Mayer im höchsten Alter Alpentouren unternahm, brach Mörike vorzeitig vollends zusammen, ohne je die körperliche Rüstigkeit jener Freunde besessen zu haben. Im Frühling 1875 nahmen seine Leiden die letzte Wendung. Appetitlosigkeit, unüberwindliche Müdigkeit, heftige Brustschmerzen hörten nur nach Morphiumeinspritzungen für kurze Zeit auf. Der Dichter war mehr als lebensfadt, ihn ekelte das kümmerliche Dasein an, das er noch führte. „Wie Reisack zerbrochen, zertracht lieg' ich da — gekrümmt, zerschellt,“ so klagte er bitter. Noch in der Sterbestunde quälte er sich mit trüben Gedanken. „Nicht wahr, es steht nichts Frivoles drin?“ sagte er zu Klärchen, die ihm seine Gedichte hatte reichen müssen. Dann phantasierte er und fragte nach Uhland, über den ein Kritiker, Heinrich Kurz' Fehler verbessernd, ihn gestellt hatte; Mörike bildete sich nun ein, dem toten Dichter seine Ehre geschmälert zu haben. Ein Freund wie Vischer entlockte ihm indessen in ruhigen Augenblicken noch freundliche Zustimmung, als er den Pessimismus verurteilte. Vierzehn Tage vor seinem Tode erlaubte Mörike, daß man seine Gattin kommen lasse. Eine hinzutretende Unterleibsentzündung führte das Ende herbei. Am 4. Juni hatte er ausgelitten. Klärchen teilte Hartlaub die Trauerkunde in folgenden Zeilen mit: „Diesen Morgen um 8 Uhr verschied sanft, fast unmerklich, aber nach qualvollen Schmerzen, die die ganze Nacht anhielten, unser geliebter Eduard. Die Beerdigung findet nächsten Sonntag den 6. Juni abends 5 Uhr auf dem

Pragkirchhofe statt." Mörikes Totenmaske zeigt unter dem herrlich geformten oberen Teil des edlen Antlitzes eine verfallene Mundpartie mit den Zügen schweren Leidens.

Stuttgart, das deutsche Volk wußten kaum, was sie verloren hatten. Der Dichter hatte in gewollter Verborgenheit gelebt, und heimlich stahl er sich aus der Welt: „wie ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne daß man es weiß," meinte Gottfried Keller; „wie wenn ein schöner Sonntag dahin wäre."

Mörikes Bestattung vollzog sich im kleinen Kreise. Nur wenige Wagen folgten dem schlichten Sarge. Die Beerdigung machte einen traurigen Eindruck. Es fehlte an Blumenschmuck; öde und kahl war der erst kürzlich eröffnete entlegene Kirchhof. Heiß brannte noch die Sonne hernieder auf die kleine Gemeinde. Den nächsten Angehörigen und Freunden, unter denen Hartlaubs fehlten, gesellten sich nur ein paar Vertreter des litterarischen Stuttgart, wie Ludwig Pfau, Hackländer und Freiligrath, der damals im nahen Cannstatt wohnte, wo er im folgenden Jahre sein Leben beschließen sollte. Friedrich Th. Vischer ergriff das Wort, um dem verbliebenen Freunde einen letzten Scheidegruß in das Grab nachzusenden. Er pries die Poesie des teuren Toten, der „den Flor aus zartem Goldgespinnst" um die kahle Deutlichkeit der Dinge gewunden habe, seine wunderbaren, hellen, seligen Träume voll hoher Wahrheit, seine Güte, seine Liebe, seinen stolzen geistigen Adel. Darauf ging man still auseinander. Auf dem Heimwege dichtete Gerol auf Mörike innige Strophen.

Inzwischen hat sich der hochgelegene Pragfriedhof prächtig verschönt. Nicht einsam mehr liegt das Dichtergrab da. Epheu und Blumen schmücken es und schmiegen sich an einen obeliskartigen Stein, der in einem Bronzemedallion Mörikes freilich allzu sehr idealisiertes Profil zeigt. Im folgenden Jahre kränzte Vischer bei einer Gedächtnisfeier in der Niederhalle des Dichters Büste unter schönen Versen:

Auf deiner Stirne sanfte Geisterhügel,
 Umweht von fremder Lüfte weichem Flügel,
 Nimm, von Apollon dunklem Blatt belaubt,
 Den schlichten Kranz — du trägst ihn leicht,
 Den Kranz, dem doch kein andrer gleicht, —
 Es grünt dein Ruhm und wächst dir übers Haupt.

„Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten,“ schrieb Gottfried Keller, als Mörike dahingegangen war. Mörike ist nicht populär geworden und wird es im weiteren Sinne niemals werden. Dazu ist er zu tief und fein. Populär war einmal Bodensiedt mit seinen hundert Auflagen. Die große Masse hält es mit den Dichtern, die ihr die Poesie mundgerecht genug machen, um sie gedankenlos hinunterzuschlürfen. Mörike aber gehört zu den echten Poeten, die bei ihren Lesern etwas voraussetzen, die sie zu Mitarbeitern machen an dem Gedicht. Bei solchen geht das Poetische nicht restlos auf in der Form, sondern es bleibt etwas übrig, das der Genießende in phantasievoller Einfühlung selbst verarbeiten muß. Mörike ist eine zu komplizierte Natur, als daß er unmittelbar auf die Menge wirken könnte, die entweder eine unverkennbar scharf geprägte Persönlichkeit oder aber eine Unpersönlichkeit verlangt, wie sie Uhlands einfacher Charakter darstellt. Es bedarf feinerer Organe, um Mörike voll zu erfassen. Er ist vor allem der Dichter der Künstler, die sich von jeher gern zu ihm gehalten und von ihm gelernt haben. Geringere Talente haben von ihm geborgt, sein lauterer Gold, das für die Masse zu fein ist, in gröberer Legierung verbreitet und so den allgemeinen Beifall gefunden, der ihm gebührt.

Sein Einfluß ist vielfach nur durch das Medium anderer Dichter vor sich gegangen. Der Historiker erkennt sein Fortwirken in Poeten wie Hermann Kurz und Theodor Storm und verfolgt es weiter bis zu den Dichtern unserer Tage. So sind auch J. G. Fischer und Holbe Kurz von ihm ausgegangen, und unter den jüngeren Lyrikern zeigt am deutlichsten Detlev v. Liliencron, der ihn auch in Versen gepriesen hat, seinen Einfluß.

Aber auch Mörike selbst ist doch tiefer ins Volk gedrungen, nicht zum wenigsten auf den Schwingen der Musik eines Schumann und Robert Franz, eines Brahms und Hugo Wolf. Die „kleine Gemeinde“ ist gewachsen; sie liest Mörikes Gedichte heut in der fünfzehnten, seinen Roman und seine Erzählungen in der sechsten Auflage, und wir dürfen vertrauen, daß es so fortgeht. Mörikes hundertster Geburtstag ist nicht mehr fern. Möge er dem Dichter zu der längst verdienten Verbreitung helfen, möge er ihn aber andererseits davor bewahren, Mode zu werden, was bei den herrschenden literarischen Verhältnissen nicht ausgeschlossen wäre. Mörikes Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur ist unschwer zu bestimmen. Noch lange werden sich Kenner am „Maler Nolten“ erfreuen, von den Erzählungen wird wenigstens der „Mozart“ nicht vergessen werden, (die Gedichte aber werden bleiben, so lange es eine deutsche Lyrik giebt.)

Seit dem Sommer 1880 besitzen wir von Wilhelm Röschs Künstlerhand ein schönes Mörike-Denkmal, dessen edler Marmorglanz aus den grünen Anlagen unterhalb der Silberburg zu Stuttgart hervorleuchtet. Es ist eine glücklich aufgefaßte Büste, deren Antlitz mit den weichen, durchgeistigten Zügen sinnend und träumend in die Ferne schaut. Sie ruht auf einem Postament von wohlabgewogenen Maßen, auf dessen Vorderseite eine rosenstreuende Muse schwebt. Es wird nie an Menschen fehlen, die, abgestoßen von der Unrast des Tages, sich mit ganzem Herzen in dieses Dichters eigenartige und reiche Persönlichkeit versenken werden. Fr. Vischer sprach das aus, als er dem Denkmal Eduard Mörikes die Weihe gab: „Das Leben, das wirkliche Leben braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne, auch das Reich der Muse verlangt anders geartete Kräfte noch als die deinen, verlangt Kräfte mit Adlersehen und mit breiterem Schwunge der Fittiche. Aber darum möchten wir nicht und können wir nicht missen die Geister mit weicher, träumerischer, mit sanfter Berwegung der Schwingen, die Geister, deren Träume aber darum keine hohlen Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantasien, womit

ahnende Völker sich das Rätsel der Welt zu deuten gesucht. Wir können sie nicht entbehren, damit nicht alles sei der Drang, der Qualm, der Lärm, der Dunst, die Hitze und das Geschrei des Marktes, des Tages, damit noch sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Eingkehr in die eigene Brust.“



Anhang.

Quellennachweise, Anmerkungen und Beigaben.

—

Ich gebe im folgenden eine Anzahl von Anmerkungen, mit denen ich grundsätzlich das Buch selbst nicht belasten wollte. Sie beziehen sich zunächst auf den Nachweis der Quellen, aus denen sie zum Teil Nachträge sekundärer Natur bringen. Von den gedruckten Quellen werden nur die wichtigsten oder besonders versteckte aufgeführt; bibliographische Vollständigkeit verbietet schon der Raum, denn es ist bereits sehr viel mehr über Mörike veröffentlicht worden, als man gemeinhin annimmt.

Göbels Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung nimmt auf Mörike noch nicht Bezug, und die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, sowie neuerdings das „Litterarische Echo“ bieten nur für die letzten Jahre Ersatz. Die hauptsächlichsten Quellen, die eine Mörike-Biographie allein ermöglichen, sind indessen ungedruckte; ihr Nachweis ist dadurch erschwert, daß sie in verschiedenen Archiven und Bibliotheken verstreut und obendrein zum guten Teil noch so gut wie ungeordnet sind. Ich bemerke an dieser Stelle, daß diplomatische Treue in der Wiedergabe der Citate undurchführbar war, einmal weil Mörike sich zahlreicher Abkürzungen bedient hat, sodann weil ich zum Teil auf unkontrollierbare Abschriften von fremder Hand und endlich auch auf die bereits publizierten Akten angewiesen war, die gleichfalls nicht Buchstabentreue aufweisen. Die Orthographie ist daher in den meisten Fällen der heutigen angepaßt.

Die Hauptfundgrube für Mörikes Lebensbeschreibung ist das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, an das des Dichters Witwe vor einem Jahrzehnt ihres Gatten litterarischen Nachlaß verkauft hat; er ist durch Schenkungen von

ihrer und Klara Mörikes Seite in den folgenden Jahren noch stark bereichert worden. Diese Hauptmasse der Mörike-Papiere umfaßt in fünf Kästen gedruckte und ungedruckte Manuskripte, Zeichnungen, Tagebücher, Schreibkalender, Porträts aller Art, amtliche Dokumente, erste Drucke, Zeitungen, Korrekturen und vor allem den größten Teil der Mörikeschen Korrespondenz, worunter sich auch zahlreiche Briefe von ihm selbst und von Mitgliedern seiner Familie bis zu den Großeltern hinauf finden. Dazu kommen noch einige Kästen mit anderen Mörike-Reliquien (die Totenmaske, der Cleversulzbacher Turmhahn), sowie ein Teil der Mörikeschen Bibliothek, namentlich die mit zahlreichen Eintragungen versehenen Ausgaben der Werke Goethes und Schillers. Größere Konvolute unter den Hunderten von Briefen bilden die von Luise Mörike, L. Bauer, Mährlen, Storm und Schwind an den Dichter gerichteten. In jedem Kapitel stützt sich mein Buch in erster Linie auf das Goethe- und Schiller-Archiv. Die wichtigste Ergänzung bilden die Mörike-Papiere der Handschriftenabteilung der kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart, die vor allem die fünf Quartanten mit Mörikes Briefen an Hartlaub, sowie die an seine Braut Luise Rau, an Waiblinger und an Mährlen gerichteten bewahrt. Die übrigen archivalischen und privaten Quellen, die nur bestimmten Einzelabschnitten der Biographie zu gute kommen, werden am betreffenden Orte citiert. Als wichtige Hauptquelle für alle Teile meines Buches habe ich dagegen noch die einigen zwanzig, zum Teil mehrere Bogen umfassenden Briefe Klara Mörikes an mich zu nennen.

Von gedruckter Litteratur über Mörike im ganzen führe ich an:

J. Notter, Eduard Mörike, Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter, 1875 (vgl. Schwab. Merkur vom 24. Juni 1875, sowie „Die Schwäbische Dichterschule“ in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist“, 1842, S. 95—100). — J. Kläiber, Einleitung zu Mörikes Werken (ohne Namenangabe) und Eduard Mörike, Zwei Vorträge über ihn, 1876 (zuerst Bes. Beilage des Staats-Anzeigers f. Württ. 1876, Nr. 10 f.). — J. v. Günthert, Mörike und Notter (vgl. Virlingers Alemannia 1875, 3. Bd., S. 193—205). — G. Fischer, Eduard Mörike, Ein Lebensbild des Dichters 1881 (vgl. ders., Sieben Schwaben). — A. Fresenius i. d. Grenzboten 1879, Bd. IV, S. 173

bis 187. — J. Bächtold i. f. Kleinen Schriften (Wiederabdruck aus der Allg. Deutschen Biographie, wo weitere Litteratur angegeben ist, so die Abhandlungen von Gugler, Blaze, E. Kuh, Th. Ziegler, W. Lang, zu denen die von Ambros Mayr, P. Kannengießer u. v. a. hinzuzunehmen sind). — Ferner R. Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter, und in seiner Schwäbischen Litteraturgeschichte, wie überhaupt die Litteraturgeschichten zu vergleichen sind; eine gute Darstellung aus letzter Zeit enthält z. B. die von Karl Weitzbrecht. Soeben ist erschienen: Karl Fischer, Eduard Mörikes Leben und Werke (Oktober 1901). Das Buch ging mir zu, als der letzte Bogen des meinigen bereits revidiert in die Druckerei zurückgegangen war.

Erstes Kapitel.

Litteratur: Kerner, Silberbuch aus meiner Knabenzeit. — Fr. Fischer, Mein Lebensgang. Altes und Neues, 3. Heft. — R. Krauß, Zeitschr. f. vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge Bd. IX, S. 352—367 (auch für das 2. Kapitel wichtig).

§. 1. Der „Maler Rotten“ wird in der Regel in der ersten, nur aus besonderen Gründen in der zweiten Fassung citiert.

§. 6 ff. Für Mörikes Vorfahren sind mit Vorzicht zu benutzen die Werke von E. v. Georgii-Georgenau, Biographisch-Genealogische Blätter aus und über Schwaben 1879 (S. 578 ff.) und Sammlung von Lebensbeschreibungen 2c. betr. die Georgiische Familie 1876. Ferner J. C. L. Mörike, Meine Abstammung von Dr. Luther und sein Tischbecher 1817. Zur Zeit besitz den Becher der Apotheker M. in Wilhelmsdorf bei Ravensburg.

§. 9. Zu Mörikes Vater. Ueber Klaibers z. T. unrichtige Angaben vgl. einen ungebr. Brief Mörikes an Hartlaub aus dem Jahre 1868, worin es u. a. heißt: „Mein Vater — Philosoph im Sinne des Cartesius und Leibnitz — was soll das heißen? Mein Vater machte sich vorzüglich mit den Späteren (von Kant bis Schelling) kritisch zu schaffen, und zwar in einem groß angelegten Buch (Medicina philosophica principii exstructa), das unvollendet blieb und von dessen Herausgabe, ganz abgesehen von der lateinischen Abfassung, schon deshalb gar nicht die Rede sein konnte, nach seinem Tod. — Ferner: In meiner Gymnasiumszeit bekam ich meines Wissens den Schelling nie zu sehen. (Die Zeiten, wo er im Georgiischen Gartensaal Vorträge hielt, waren ohnehin längst vorbei. Uebrigens war der Schmuck des gedachten Saals bei festlichen Gelegenheiten gar kein so wunderlicher, er bestand in einer kleinen Orangerie u. dergl. an den Wänden umher. Von den regelmäßigen Gästen, z. B. der Regelgesellschaft im Garten, machte nur der wihige Gang einigen Eindruck auf mich“ u. f. w.)

Mörikes kleine Selbstbiographie hat zuerst Jakob Bächtold veröffentlicht in der Deutschen Rundschau XI, 1, S. 270—274 (1884).

§. 11. Ueber Mörikes Geburtshaus vgl. Welschner, Schwäb. Kronik vom 6. Mai 1896; über die Gedenktafel Schwäb. Merkur und Stuttg. Neues Tagblatt vom 31. Mai 1897. Ueber die im

April 1901 vom Historischen Verein zu Ludwigsburg ausgestellten Mörike-Reliquien vgl. Schwab. Kronik 1901, Nr. 158.

§. 13. Die Erzählung von der Husarenuniform beruht auf mündlichen und schriftlichen Mitteilungen, die ich von Klara Mörike erhalten habe.

§. 15. Ein Entwurf Mörikes zu seiner Kindheitsgeschichte hat sich vorgefunden.

§. 18. Das Gymnasium in Ludwigsburg bewahrt nach Angabe seines derzeitigen Direktors keine Zeugnisse und Akten der früheren Lateinschule.

§. 19. Ueber Mörikes erste Bekanntschaft mit Goethes Götz vgl. Kläiber, S. 5 f. Ich lehne mich bei der Wiedergabe derartiger Anekdoten zuweilen wörtlich an die Quellen an, ohne daß in jedem Falle ausdrücklich hervorzuheben.

§. 20. Ueber den Verkehr zwischen Mörikes Vater und Schubart vgl. eine von Karl M. am 30. Sept. 1835 im Württembergischen Landboten veröffentlichte Miscelle.

„Ein Wort der Liebe“. Zwei Stellen des Gedichts seien als Proben abgedruckt:

Gar nichts soll den Mut mir dämpfen
Auf Minervas Feld zu kämpfen,
Trägheit soll mich nie beschimpfen,
Einen Jüngling von Apoll.

* * *

Ach, die Menschen sind so müde!
Käme doch der Freiheit Glück,
Brächte doch der goldne Friede
Uns auch unser Glück zurück!

§. 21. M(agister) Christoph Friedr. Ludw. Neuffer, mit einer Schwester von Mörikes Mutter verheiratet, seit 1816 Pfarrer zu Bernhausen, † 1836. Wahrscheinlich ein befähigter Kopf, da er Repe- tent im Stift gewesen war. Vielleicht hat er Mörike an einer Stelle der „Lucie Selmeroth“ vorgeschwebt (Erzählungen S. 308). Bei dem im „Nolten“ geschilderten Kirchhof von Neuburg fühlt sich Klara M. an den von Bernhausen erinnert.

§. 23. Für Georgii vgl. J. Hartmann, Eine denkwürdige Regels- gesellschaft i. d. Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers f. Württemberg 1899, Nr. 15 f. Daß der Präsident Georgii dem Präsidenten im „Nolten“ zum Modell gedient habe, wie man vermuten könnte und vermutet hat (vgl. Kläiber, Bes. Beil. d. Staats-Anz. f. Württ. 1876, Nr. 10, S. 147 f.), will Klara M. nicht glauben.

§. 25 f. Gymnasium illustre. In der 1796 begonnenen Matrikel steht Mörike [so] auf S. 83. Seine Zeugnisse sind bei einem vor dreißig Jahren im Rektoratszimmer ausgebrochenen Brande zu Grunde gegangen. Die Angaben über seine Leistungen im Landexamen sind den vom Kgl. Württemberg. Kultusministerium bewahrten Zeugnis- akten entnommen. Auf Grund des Examens erhielt Mörike unter

81 Schülern den Locus 64. Ich danke die Kenntniß der Akten der Vermittelung des Herrn Gymnasial-Rektors Dr. Strauß.

§. 26. Herm. Kurz schrieb sich bis 1848 Kurz. Vgl. Weltrich, Schiller Bd. I, S. 780.

§. 26 ff. Zu der Institution von Klosterschule und Stift vgl. u. a. C. G. Wunderlich, Die ehemaligen Klosterschulen und die jetzigen niederen evangel. Seminarien, 1833. — Bäumlein, Die niederen evangelischen Seminarien Württembergs in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist“, Karlsruhe 1842, S. 107—134. — Kläiber, Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren Jugendjahren, 1877. — D. Fr. Strauß, Märklin. — Fr. Vischer, Strauß und die Württemberger i. d. Kritischen Gängen Bd. I, S. 3—130. — Wilh. Lang, Erinnerungen an Urach. — Verf., Graf Reinhard. — Ernst Salzmänn, Hinter Klostermauern. Tübingen 1886. — [Seibold,] Hartmann, eine württembergische Klostergeschichte 1778.

§. 29. Die Angaben über Mörikes Leben und Lernen in der Klosterschule danke ich z. T. der Vermittelung des Herrn Professor P. Hirzel, meines freundlichen Führers in Urach, der die Akten für mich ausgezogen hat. Die Urteile über ihre Anlagen wurden den Schülern selbst nicht mitgeteilt.

§. 33. Mörikes Briefe an Waiblinger hat H. Fischer herausgegeben, zuerst i. d. Neuen Züricher Zeitung vom 12.—16. Mai 1883, dann in seinen „Beiträgen z. Literaturgeschichte Schwabens“ S. 148—179.

Auch den berühmten Esclair sah Mörike damals wiederholt.

§. 37. Zur Uracher Hütte bemerkt Mörike in einem ungebr. Briefe des Jahres 1868 zu Hartlaub: „Aus unserem Hüttlein in Urach, das ja nur so halb in den Berg hineingebaut war, macht Kläiber eine Grotte in einer Felskluft.“ Eine im Goethe- und Schiller-Archiv befindliche Bleistiftzeichnung Mörikes scheint die Uracher Hütte darzustellen.

§. 39 ff. Zu Mörikes Uracher Jugenddichtung vgl. Krauß, Bes. Beilage des Staats-Anzeigers f. Württemberg 1895, Nr. 10.

Zweites Kapitel.

An Literatur vgl. L. Bauers Schriften, Stuttg. 1847. — Strauß, L. Bauer i. d. Jahrbücher d. Gegenwart v. Schwegler, Jahrg. 1847, S. 489 ff. (wiederholt i. d. Kleinen Schriften, 2. Aufl. Bd. II, S. 202 bis 205). — W. Lang, Rudolf Lohbauer i. d. Württemberg. Vierteljahrsheften 1896, Heft 1 u. 2. — Krauß, Beil. z. Allg. Ztg. 1886, Nr. 9.

Zu den handschriftlichen Quellen sei bemerkt, daß Mörikes Briefe an Bauer, die ich trotz aller Versuche nicht aufzutreiben vermochte, völlig verschollen, wahrscheinlich sogar vernichtet sind.

§. 45. Tübingen Stift. Vgl. die Literatur zur Uracher Klosterschule. Ferner Weltrich in seiner Zeitschrift „Das graue Ungeheuer“ 1784, S. 294 ff., Karl Friedr. Reinhard im Schwäbischen Museum 1784; J. Hartmann i. d. Bes. Beil. des Staats-Anz. f. W. 1899,

Nr. 5 f. Ferner R. Klüpfel und M. Eifert, Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen, 1849.

§. 47 ff. Auch bei der Immatrikulation (unter dem Rektorat Steubels) schrieb der Dichter sich Mörike. Kollegzettel vor 1829 sind in der Registratur der Tübinger Universität nicht mehr vorhanden. Dagegen gewähren die Akten des Stifts, deren Kenntnis ich dem Herrn Ephorus Prof. D. v. Buder und Herrn Dr. Ernst Müller in Tübingen danke, volle Einsicht.

§. 52. Zu Napoleon in Württemberg u. ähnl. Angaben vgl. J. Hartmann, Chronik der Stadt Stuttgart.

„Die Liebe zum Vaterlande“ preist die im Jahre 1819 dem Lande gegebene Verfassung und König Wilhelm als Sieger im „teutschen“ Freiheitskriege.

„Nachtgesichte“: publiziert von Krauß im Euphoriion II, Ergänzungsheft S. 119 ff.

§. 54. Zur Anekdote mit dem Cylinderhut vgl. Deutsche Dichtung Bd. XI, S. 287.

§. 55. Karition bedeutet Entziehung des Tischweins.

§. 60. Mörikes Abschiedsbrief an Waiblinger besitze ich gleich einer Reihe von anderen Briefen, sowie von Gedichtconceptionen und -einschriften und Zeichnungen als Geschenk Clara Mörikes. Ich habe ihn veröffentlicht in der Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 221. Er findet sich abgedruckt auch im Schwäb. Merkur 1900, Nr. 454. Nach einem Briefe Mörikes an Hartlaub vom 26. Dezember 1841 hatte Waiblinger in seinem (ungedruckten) Roman „Lord Billy“ eine Anzahl seiner Bekannten mehr oder weniger kenntlich, zuweilen in den grellsten Farben geschildert, so außer Hölberlin, Bauer und Mährlen auch Eduard, Luise und selbst Klärchen Mörike.

§. 61. Zu Uertüll vgl. Mörikes Brief bei Karl Mayer, L. Uhland Bd. II, S. 249.

§. 62 ff. Peregrina. Vgl. R. Krauß, Biograph. Blätter 1896, Bd. II, S. 466—470. Auf Grund sehr erweiterten Materials, das ich dem Goethe- und Schiller-Archiv, der Kgl. Dessentl. Bibliothek zu Stuttgart und Herrn Prof. Dr. E. Rauffmann in Tübingen danke, habe ich in Westermanns Illustr. Deutschen Monatsheften vom Oktober 1901 (Bd. XCI, 541, S. 40—57) unter dem Titel „Das Urbild von E. Mörikes ‚Peregrina‘, Eine Dichterliebe“, eine Vorstudie zu dem betreffenden Abschnitt dieses Buches veröffentlicht, in der ich die angezogenen Briefe z. T. ausschreiben und überhaupt ausführlicher sein konnte als hier, weshalb ich ausdrücklich darauf verweise. Ich gebe dort auch die genauen Quellenangaben. Das dort abgedruckte Gedicht „An L.“ ist übrigens in erweiterter Gestalt als „Nachklang“ in den Anhang zur Stereotypausgabe von Mörikes Gedichten aufgenommen worden. Zu den in meinem Aufsatz vermutungsweise auf Maria Meyer bezogenen Briefstellen trage ich noch die folgende nach, die ich in einem zu Weimar befindlichen Briefe Luise Mörikes an ihren Bruder vom 14. Januar 1822 finde: „Soweit hatte ich geschrieben, als Deine Anfrage in betreff Mariens kam. Meine Ansicht

hat sich in dieser Zeit nicht geändert, ich habe im Gegenteil immer mehr Gründe dafür, und ich erwarte in Deinem nächsten Schreiben Deine aufrichtige Meinung darüber.“ Damals kann freilich Mörike Maria Meyer kaum schon gekannt haben, und man müßte daher die Bemerkung auf eine andere Maria beziehen. Doch wäre es allenfalls denkbar, daß Luise den Brief in Wahrheit am 14. Jan. 1823 geschrieben und nur versehentlich die noch ungewohnte, erst kürzlich veraltete Jahreszahl 1822 gesetzt habe.

In einem Briefe Kauffmanns an Marie Lohbauer heißt es (nach Wächolds Abschrift): „Eduard Mörike tritt soeben ins Zimmer. Er war sehr angegriffen und erzählte mir, daß Marie Meyer heute hier gewesen und ihm geschrieben habe, er solle zu ihr in die Herberge kommen und wie er mit dem heftigsten Kampfe den Vorsatz errungen habe, sie nicht zu sehen. Das unglückl. Geschöpf wird jetzt nach Ludwigsburg kommen, um bei der Putzmacherin St. in Dienste zu treten u. s. w.“ Das beigefetzte, offenbar irrthümliche Datum 1825 scheint spät von fremder Hand hinzugefügt worden zu sein.

§. 68. Zu Gmelin und Madame Feh! vgl. Zul. Hartmann, Uhlands Tagbuch.

§. 69. In einem undatierten, zu Cleversulzbach geschriebenen Briefe Mörikes an Hartlaub heißt es: „Aber wie rührte mich auß neue, Freund, Deine brüderliche Liebe, die Dich so ganz im Stillen hieß jenes verloren geglaubte Büchlein für mich bestellen! Es hat mich dies lebhaft an die Asiatin erinnert. Indes soll Dich die Auslage nicht gereuen, Du darfst das Bändchen festlich zu Deinen liebsten Büchern stellen.“ Und aus dem nächsten Brief ist folgendes heranzuziehen: „Dein letzter Brief und dessen Beilagen sind Goldes wert! Herzlichen Dank, besonders auch Konstanzen! Seit ich die Büchlein las, liegt dieses herrliche Gemüt ganz faltenlos vor mir. Sie ist mir jederzeit wie eine Braut erschienen: insofern hab ich mich durch die Memorabilien nicht eigentlich rückwärts verfehrt gefunden . . . (Weißt Du denn noch, wie Du mir einst vom roten Shawl und der Muszwiese recht auf der Folter hast erzählen müssen?)“ Man ist um so eher geneigt, diese beiden Briefstellen auf Maria zu beziehen, als dem zweiten Schreiben zwei Korrekturbogen der „Gedichte“ beigelegt sind, auf denen auch die Peregrina-Gedichte stehen. Die Briefe fallen demnach wohl in das Jahr 1838, in dem Mörikes „Gedichte“ zum erstenmal erschienen.

Die Memoiren, um die es sich in diesen Briefen handelt, sind unzweifelhaft die von R. Fischer (aber ohne Beziehung auf obige Briefstellen) benutzten „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines teutschen Gelehrten u.“ von Ernst Münch, die 1836 zu Karlsruhe in zwei Bänden erschienen. Sie fallen vor Mörikes Bekanntschaft mit Marie Meyer; von ihm ist gar nicht die Rede, doch ist das dort Minette sich nennende Mädchen mit Peregrina identisch. Darnach war sie (vgl. a. a. O. Bd. I., S. 347 bis 355) zu S. [Schaffhausen] in der Schweiz von reichen Eltern geboren und ebenso schön wie schwärmerisch veranlagt. Durch eine unglückliche Liebe in ihrem Seelenleben gestört, schloß sie sich voll

mystischer Jubrust der wandernden Kirche der Frau v. Krüdener an. Dafür belegten sie ihre Eltern, die vergeblich suchten sie zurückzugewinnen, mit ihrem Fluche. Das war im Jahre 1817 oder 1818. Der Nord Stads kam hinzu, Minettens krankhafte Neigung zu steigern. Als dann die Krüdener ausgewiesen und ihre Gefolgschaft aufgelöst wurde, klopfte Minette wieder bei ihren Eltern an, die sie aber nur nach dreijähriger Nagschaft aufnehmen wollten. Sie zog insolgedessen von einem Dienst zum anderen, überall vertrieben durch die Begierden der Männer, die von ihrer außergewöhnlichen, fremdartigen Schönheit bezaubert waren. Endlich fand sie im Sommer 1819 im Hause des Gerichtsschreibers Münch zu Rheinfelden eine Zuflucht und in dessen Sohn Ernst einen Freund. Sie legte hier neben einem zuweilen geradezu kindischen Wesen Züge der ernstesten Ascese und eine Neigung zu Verzücungen an den Tag. Infolge seiner Heirat verlor sie Ernst Münch aus dem Gesicht. Auf der Suche nach ihm sank Minette später öfters auf öffentlichen Plätzen ohnmächtig nieder. Plötzlich stand sie eines Tages, seine „Braut aus dem Hohen Liebe“, wie er sie nennt, wieder vor ihm. Er brachte das „Mädchen aus der Fremde“ (Peregrina!) als Beschließerin in einem Gasthof unter, aber die Zudringlichkeit der Männer zwang sie zu abermaliger Flucht, und Münch hat späterhin von ihr, die er als Gefallene betrauert, nichts Gewisses mehr gehört.

Diese Erzählung stimmt in manchen Punkten nicht zu der von mir zu Grunde gelegten mündlichen Tradition, für die Emil Kauffmann energisch eintritt. Er hält Fischers Darstellung für verfehlt und bittet mich, an dieser Stelle in seinem Namen die Thatsache festzustellen, daß er den von ihm überlieferten Bericht öfters aus dem Munde seiner Mutter, der Schwester Rudolf Rohbauers, und von diesem selbst, dem authentischsten Zeugen, vernommen habe.

§. 71. Zur Peregrina-Lyrik und zu den verschiedenen Fassungen der Gedichte vgl. Krauß, Euphorion II. (1895), Ergänzungsheft S. 104—107. Das Gedicht „Im Freien“ ist abgedruckt i. d. Deutschen Dichtung 1895, Bd. XVII, S. 20.

§. 76. Schreiners, von mir in Westermanns Monatsheften a. a. O. reproduciertes Mörise-Porträt besitzet Frl. Klara Mörise. Für die Nachwirkung dieser Liebe auf Mörise vgl. die letzte Strophe des um 1826 entstandenen Gedichts „Nachklang“ (Gedichte S. 404).

§. 73. Die Bemerkung von Isolde Kurz findet sich in einem Brief an mich vom 23. Oktober 1900, in dem die Dichterin ihre Erinnerungen an Mörise ausführlich zusammenfaßt.

§. 80. Der Don Juan z. B. auch im „Lezten König von Orplid“ citiert („Nolten“ S. 186).

§. 81. Ueber Flad vgl. „Etwas aus dem Leben des seligen Vicarius R. F. aus St.“ in den Sammlungen f. Liebhaber christl. Wahrheit und Gottseligkeit vom Jahr 1831, Basel, S. 105—128.

§. 82. Vgl. Herm. Fischer, Hauff und Mörise i. d. Schwäb. Kronik vom 16. Januar 1881.

§. 84. Das Dramolett „Spillner“ hoffe ich in kurzer Zeit publicieren zu dürfen.

Drittes Kapitel.

Hauptquellen: Die Sammlungen der Kgl. Deffentl. Bibliothek zu Stuttgart mit Mörikes Briefen an Luise Rau und Mährlen, ferner die mir von Herrn Prof. Dr. Rob. Vischer zur Verfügung gestellten Briefe Mörikes an Fr. Vischer, sowie die Akten des Kgl. Konsistoriums zu Stuttgart. Vgl. ferner Krauß, Deutsche Rundschau 1895, Heft 4 u. 7, Jahrbuch „Wie gut Württemberg allerwege“ 1898 und Litterar. Echo Bd. II, S. 1116—1122, sowie Harry Maync, Sonntagsteil. der Post. Jtg. 1901, Nr. 42.

§. 98. Mörike glaubte mit Uhland ein wenig verwandt zu sein. Vgl. H. Fischer, Beitr. z. Litt.-Gesch. Schwabens S. 156.

§. 100. Zu Volksg. Menzel und Mörike vgl. Menzels Denkwürdigkeiten S. 255.

§. 103. Einen „König Enzo“ hat ja auch Haupach verfaßt (gedruckt im 7. Bande der „Hohenstaufentragedien“).

§. 105. „Das blinde Mädchen“. Der Dichter legte auf diese Arbeit, die ihm gar zu leicht und übereilt vorkam, durchaus keinen Wert, und entzweite sich deshalb mit Fetsch, weil dieser ihn gegen die Verabredung da und dort als Verfasser genannt hatte. Im ersten Uerger forderte er das Manuskript zurück und ließ es liegen. Bald aber reute ihn sein Eigensinn, so daß er es dem Freunde gern wieder in die Hände gespielt hätte, der seinerseits zur Wiederaufnahme der Arbeit gewiß bereit gewesen wäre. Zum Druck, meinte der Dichter, werde der Text wohl nie gelangen, selbst wenn das Singspiel auf die Bühne käme. Mörike wurde nach langer Pause auf das im Konzept fertige Libretto zurückgeführt, als ihm im Jahre 1832 Vischer den Vorschlag zur gemeinschaftlichen Herausgabe von Dichtungen machte. Der Dichter erklärte, er wolle das Projekt wieder aufnehmen und bemerkte dazu: „Was mich lebhaft an das Nachwerk wieder erinnerte, ist eine Stelle aus Christophs philos. Aphorismen über die Stiefelphysiognomie: Diese Grille bildet die fixe Idee eines alten Bedienten (ehemals Barbier) in dem Singspiel. (Siehst Du, wie wir hier wieder zusammentreffen! Uebrigens erinnere ich mich, lange nachdem mein Stück konzipiert war, gelesen zu haben, daß auch Tieck irgendwo diese Narrheit lustig behandelt hat.) Hier ist eine Probe.“ Diese Probe hat sich nicht mit vorgefunden.

§. 109. Zu Mörikes Gedichten an Luise Rau vgl. R. Weitbrecht i. d. Beilage z. Allgem. Jtg. 1888, Nr. 32 f. und R. Krauß i. Euphorion a. a. O. Ein an Luise Raus Schwester Friederike gerichtetes Gedicht Mörikes hat Krauß gedruckt im Stuttgarter Neuen Tagblatt vom 21. Mai 1898.

Ueber Mörikes Verhältnis zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller vgl. Rud. Krauß, Goethe-Jahrbuch Bd. XVII (1896), S. 255—258.

§. 114 ff. Zur Entstehung des „Molten“ vgl. Krauß, Bes. Weil. d. Staats-Anz. f. Württ. 1896, Nr. 5 f.

§. 115. Im Archiv der Reimerischen Verlagsbuchhandlung haben sich bei Nachforschungen, die der derzeitige Inhaber, Herr Dr. Walter

de Grunter, auf meine Bitte angestellt hat, auf Mörike bezügliche Papiere nicht vorgefunden.

§. 122. Der „Molten“ kostete mit der Musikbeilage gdd. 4 Gulden 30 Kreuzer.

Die Musikbeilage ist ungemein selten geworden. Sie umfaßt 32 Seiten gestochener Noten. Von Hetsch komponiert sind die Lieder: „Romane vom wahnsinnigen Feuerreiter“ (durchkomponiert), „Elfenlied“, „Früh, wann die Hähne krähn“, „Rosenzeit“; von Karl Mörike „Jesu benigne“ und wohl auch, trotzdem der Name fehlt, das „Lied der Elfenkinder“ („Vom Berge, was kommt dort“).

§. 126 f. Die Angaben über Mörikes Beziehungen zum Brodhaus'schen Verlage danke ich den von der Firma mir übersandten Abschriften aus ihrem Archiv.

Viertes Kapitel.

Zum ersten „Molten“ führe ich noch eine Aeußerung Mörikes an, die sich in einem Brief an Vischer vom 23. Mai 1832 findet: „Moltens Tod ist Folge eines gewissen wunderbaren oder wunderähnlichen Umstandes. . . . Angeedeutet wird, daß sein Verhängnis ihn auch jenseits des Grabes an die Geliebte seiner frühen Jugend, die räthselhafte Elisabeth, welche ihm nur wenige Tage im Tod vorangegangen, gekettet haben will.“

Mit der klassisch ausgeführten Scene, in der Molten (N.¹ §. 369 f.) unbemerkt durch ein Seitenfensterchen ein entkleidetes Modell beobachtet, vgl. man die sehr ähnlichen in zwei zeitlich benachbarten Werken, nämlich in Immermanns „Epigonen“ (Hempel) Bd. VII, §. 49 und in Gutzkows „Bally“ §. 128 ff.

Handschriftliches zum ersten „Molten“ hat sich nicht erhalten.

Zum zweiten „Molten“ (N.²): Die Materialien liegen leider regellos verstreut im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, in der Kgl. Deffentl. Bibliothek zu Stuttgart und im Archiv der Schwäb. Schiller-Stiftung zu Marbach.

In Weimar befindet sich folgendes: 1. Ein auf beiden Seiten der Blätter von fremder (z. Z. von Bretschens) Hand beschriebenes Manuscript zum 1. Bande, das zwar Angaben über Schriftart, Spatien im Satz u. dergl. aufweist, aber offenbar nie in der Druckerei gewesen ist. Es stellt überhaupt nicht die unmittelbare Druckvorlage dar, da es gegen die endgültige Fassung größere Varianten zeigt. 2. Ein Druckexemplar der ersten Fassung, in dem nur der 2. Band stark durchförrigert ist. 3. Eine Anzahl einzelner Blätter von Mörikes Hand, darunter der Traum (N.² II, 227 ff.), „Er fand den alten Herrn“ (N.² I, 139—141), „Larkens hatte die Aeußerung“ (N.² I, 346 bis II, 4), „Ich danke Dir, erwiderte der Maler“ (N.² II, 5), ferner einige weitere Zettel zu „Ein Tag aus Moltens Jugendleben“ und zur Orplid-Einleitung. Alles ist fast wörtlich in die neue Fassung übergegangen.

In Marbach befindet sich die wirkliche Druckvorlage zum ersten Bande. Sie trägt die Aufschrift „Eigenhändiges, vom Verfasser 1875

hinterlassenes Manuskript. Ferdinand Weibert". Dieses reicht bis zu Zillens Äußerungen über die Lektüre von „Ein Tag aus Noltens Jugendleben“, ist auf allen Seiten beschrieben, mit Korrekturen, zusammengeklebten Blättern und eingelegten Zetteln durchseht und für den Druck vorbereitet; während des Druckes scheint es möglichst behutsam behandelt worden zu sein. Außerdem bewahrt das Archiv gleichfalls ein stark durchgebeffertes Handexemplar vom zweiten Bande der ersten Fassung.

Ein drittes Exemplar dieses zweiten Bandes wird in der Stuttgarter Bibliothek bewahrt. Es ist dasjenige, das Mörike am 24. Juni 1874 in Webenhausen mit einer Widmung für Emil Kuh versah (vgl. Kuh, Eduard Mörike, Ein Gedendblatt. Sonderabdruck aus der Wiener Abendpost 1875, Nr. 134 f., S. 23); Gretchen Mörike überließ es später zum Dank Jul. Kläiber, der es der Bibliothek vermacht hat, zugleich mit dem Manuskript seiner eigenen „Nolten“-Bearbeitung und mit einem genauen Rechenschaftsbericht über diese Thätigkeit. Er hat Mörikes hinterlassene zehn Einzelkonzepte zum Noltens registriert (A—K). K sei hier ausgehoben, weil es für die Art von Mörikes Vorgehen charakteristisch ist: „Elisabeth auf dem Turme einzuführen, wird deshalb nicht gehen, weil es ihrem unsteten Temperament doch nicht entspricht, sich so lange mit solcher Stetigkeit in einer angenehmen Rolle bewegen zu können, und weil man ihr nicht zutraut, daß sie sich in solcher Nähe von Noltens befinden sollte, ohne ihm ein Zeichen ihrer Leidenschaft zu geben und sich irgendwie zu verraten. — Zudem ist ihr Erscheinen hier für den Gang der Handlung eigentlich von keinem Wert.“ — Außerdem befinden sich in der Bibliothek Gretchen Mörikes Briefe an den Verleger Weibert, sowie einige von Kläichen und Hemsen an Kläiber, die das Zustandekommen der zweiten Fassung deutlich verfolgen lassen.

Eine sehr umfangreiche Anzeige des neuen „Nolten“ gezeichnet (vielleicht Binder; wohl nicht Bächtold) findet sich in der Wes. Weil. d. Staats-Anz. f. W. 1877, Nr. 23 f.

§. 138. Vgl. auch das musikalische Duett, in dem das scheidende und das erwachende Jahr im „Nolten“ (§. 48) dramatisch vorgeführt werden, sowie einen vom Dichter für Hartlaub beschriebenen Traum von Elfen, die auf der sinnreich angeordneten Tastatur eines Musikinstrumentes tanzen und sich selbst dazu begleiten, indem sie eben im Tanz die geeigneten Tasten niederdrücken und zum Anschlagen bringen (vgl. Günther a. a. D. S. 20 f.).

§. 146. Zu Mörikes Brief an Schwab vgl. Klüpfel, Gustav Schwab S. 250 f.

§. 156. Vgl. „Der Hochwächter“ vom 20. und 21. Dezember 1832 und „Der Unparteiische, ein encyclopädisches Zeitblatt für Deutschland“ vom 2., 3. und 4. April 1833. Beide Besprechungen sind anonym. Die des von Rotter redigierten „Unparteiischen“, die neben vielem Lob auch offenen Tadel enthält, weist in Mörikes Handexemplar, das ich unter Bächtolds Nachlaß gefunden habe, einige offenbar vom Dichter selbst herrührende Bleistiftanmerkungen auf. Menzels Besprechung steht im Literaturblatt z. Morgenbl. 1832, Nr. 86 (über

sechs Spalten), die Schwabsche in den Blättern f. litterar. Unterhaltung 1833, Nr. 20 f. (vgl. Kl. Prosaische Schriften S. 213—236). — Eine weitere Anzeige findet sich in Gubitz' „Gesellschafter“ vom 23. März 1833.

„Noch entsinne ich mich,“ schreibt Storm in seinen „Erinnerungen an Eduard Mörike“, „wie ich eines Tages beim Eintritt in mein Zimmer einen unserer Genossen, einen eifrigen Juristen, mit feuchten Augen vor meinem Klavier auf einem Stuhle hängend fand; in der einen Hand hatte er das Heft der von Mörike selbst geschätzten Kompositionen von Göttsch, welche damals dem Buche beigegeben waren, mit der anderen suchte er unter Heraufbeschwörung seiner vergessenen Notenkenntnis auf den Tasten sich Agnesens Lied („Rosenzeit“) zusammen.“

Storm selbst ließ sich in seiner Begeisterung mit dem „Molten“ in der Hand abtoterseien, wurde aber scheel angesehen, als er den Roman später dem Leserkreis der Potsdamer „Harmonie“ zur Lektüre empfohlen hatte.

Schon als der Roman noch im Druck war, bat Mörike Vischer um eine Recension. Dieser sollte den „Molten“ im „Morgenblatt“ anzeigen, woran Mörike am meisten lag. Er schickte Vischer dazu schon im Mai 1832 die Aushängebogen. Käme dieser nicht dazu, so würde er sich an Bauer wenden müssen, da er Strauß nicht gern darum anginge. Jedenfalls sei ihm eine Vischersche Besprechung willkommener „als jede andere“. Für das Morgenblatt lieferte ja dann Wolfgang Menzel die Anzeige, weshalb Vischer mit der seinigen nach anderer Richtung Ausschau hielt. Er schickte erst im Jahre 1839 seine umfangreiche Abhandlung an die Berliner Jahrbücher, die Mörike „doch ein zu hoher Schauplatz“ für sein Buch schienen, und die sie ablehnten. Sie erschien dann i. d. Hall. Jahrb. 1839, Nr. 144—147 (vgl. Krit. Gänge Bd. II, S. 216—242).

Wie mir Theodor Mommsen mitteilt, weiß er nicht, ob Mörike von dem „Liederbuch dreier Freunde“ und seinem Sonett je Kenntnis genommen hat. Schriftlich sind beide sich nie näher getreten, wie ja auch Mommsens Verkehr mit Storm bald nach der Kieler Zeit ein Ende nahm.

S. 157. Auch Freiligrath sprach sich gegen die Umarbeitung des „Molten“ aus; vgl. Wächtold, Gottfr. Keller Bd. III, S. 381, Anm. Zu einem Gespräch zwischen Mörike und Auerbach über den „Molten“ vgl. B. Auerbach, Briefe an Jakob Auerbach Bd. II, S. 149.

Fünftes Kapitel.

Quellen: Briefwechsel mit den Freunden. Die Konsistorialakten, Kirchenkonventsprotokolle 2c.

Litteratur: Pressel, Das Pfarrhaus in Cleversulzbach vor fünfzig und mehr Jahren. Stuttgart. 1885. — Karl Weitbrecht, Das Pfarrhaus in Cleversulzbach, litterar. Beigabe z. Programm d. Höheren Mädchenschule u. des Lehrerinnenseminars i. Zürich. Zürich 1887. — Harry Maync, Eduard Mörike als Pfarrer i. Türmer, Juli 1901. — Ders.

„Auf den Spuren Eduard Mörike“ i. d. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1900, Nr. 30.

§. 178. Vgl. Ilse Frapan, Vischer-Erinnerungen 1889, S. 130 ff.

§. 179. Frankfurter Brenten. Vgl. Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter.

Zu Mörikes Autographensammlung vgl. den Katalog, nach dem sie im Mai 1891 durch das Antiquariat Leo Siepmannsohn-Berlin versteigert worden ist, und darin besonders die Nr. 156. 225. 266. 368. 384. 415. 417. 428. Derselbe Katalog zählt unter Nr. 338—342 Handschriften von Mörike selbst auf, und weitere noch beschreibt ein anderer Siepmannsohnscher Katalog des Jahres 1899 unter Nr. 208 bis 215, sowie ein solcher des Jahres 1901.

Zu Mörikes Hölberlin-Handschriften vgl. Th. Storm an Mörike vom 3. Februar 1859 (über eine Publikation im Düsseldorfer Album) und Rixmann, Hölberlin S. 665.

§. 180. Für Mörikes Schiller-Publikation vgl. a. a. O. Bd. II, S. 443. Mörikes Einleitung zu diesen Schillerschen Familienbriefen umfaßt nur anderthalb Seiten und ist rein biographisch gehalten; unterzeichnet ist sie „Cleverfulzbuch, d. 29 April 1839. — M.“

§. 186 f. Zu der Uebersicht über die protestantische Theologie vgl. besonders A. Hausrath, D. Fr. Strauß und die Theologie seiner Zeit.

§. 189. Mörikes Christentum. Am 2. August 1843 schreibt der Dichter an Lohbauer: „Die hie und da schon ausgesprochene Vermutung, als ob mich ein inneres Mißverhältnis zum Christentum hiezu bewege [nämlich das Amt niederzulegen], ist ein völlig grundloser und dummer Verdacht.“

§. 190. Zum Grab der Mütter Schillers und Mörikes vgl. Die Schiller-Mörikefeier auf dem Friedhof zu Cleverfulzbach (vom 9. Mai 1885) i. d. Schwäb. Kronik 1885, Nr. 111; gezeichnet p. (Preffel).

§. 191. Emilie Sigel. Ich rücke hier einen interessanten ungedruckten Brief der Frau Marie Kauffmann geb. Lohbauer an Emilie Sigel ein, den mir Emil Kauffmann zur Verfügung stellt.

Heilbronn, d. 23. März 1843.

„Denk nur, ich hatte die Freude den Eduard Mörike einen Tag und eine Nacht im Hause zu haben. Letzten Mittwoch ist er abgereist. Strauß und Kauffmann holten ihn im Triumph, ersterer um sich von ihm aufspielen und seine Königin bewundern zu lassen und Kauffmann aus Liebe und weil er sich sehnte, den Genius nur kurze Zeit unter seinem Dache zu haben. Man sah deutlich, daß es ihm wohler bei uns war. Bei Strauß war er auch einen Tag, wo auch Kauffmann dabei war. Er ließ uns tief in sein himmlisches Gemüt sehen: eine solche reine, kindliche, truglose Seele, ein solcher echter Dichter lebt nimmer auf der Welt. Wie er fort war, brachen wir beide, ich und Kauffmann, in Thränen aus. So arm von außen und so reich von innen zog er von dannen. Seine Schwester war bei ihm, das Einzige, was er auf der Welt sein nennt. Sein Aeußeres ist sehr gealtert, keine Spur mehr von jenen jugendlichen Zügen, die sich mir so tief eingeprägt, die schönen reinen Augen stehn öfters schief, die Haut im

Gesicht ist schlaff und hängend, die Gestalt ohne alle Grazie, schlecht gemachte Kleider und doch so eine mächtig wirkende Gegenwart, daß ich immer noch ein Heimweh nach ihm habe, es ist mir nicht anders, als habe ein Engel bei mir eingelehrt und mit ihm haben mich alle verlassen. — Ich konnte eben vor Weinen nimmer weiter schreiben. Das ist nämlich bei mir so arg, daß in solchen Zeiten, wo der schönste Samen in meine Seele gestreut werden soll, sie wie mit einer Eisdecke überzogen ist und erst nachher bringt er ein und geht auf, wenn alles vorüber ist.

Ich war fürs erste abgehezt, denn mit ihm (Dienstag nach dem Essen) kam Strauß mit seiner Dame, Märklins, seine Schwester, Justin Kerner, die Fr. Rapp, ihre Schwestern und blieben alle bis abends. Ich mußte also neben dieser Unruhe für zwei Betten und für ein Nachessen sorgen und im Nebenzimmer noch 6—7 Buben, weil gerade Vakanz war. Den anderen Tag war es zwar stille, Rauffmann in der Schule, aber da besiel mich wieder meine alte Schüchternheit ihm gegenüber und es kam für mich kein Behagen zu stande. Ich glaube aber, daß es ihm doch recht wohl war, er sprach viel von vergangenen Zeiten, am meisten von Rudolf, den er noch heiß liebt. Wir lasen zusammen seine neuesten Briefe, er tadelt seinen Pietismus nicht, wie er überhaupt nichts tadelt und alles gewähren läßt. Von Dir sprach er auch. Strauß und seine Frau standen daneben. Er dankte mir, daß ich ihm die seltene Freude verschafft, Dich zu sehen. Du habest den schönsten Eindruck auf ihn gemacht, Deine blauen Augen und dunklen Haare, überhaupt Dein ganzes Äußere sei schön und in den lieblichsten Verhältnissen und was Du gesprochen, habe ihm vollkommen genügt. Er könne auch nicht glauben, daß Du nicht glücklich seiest, die Ordnung und Harmonie in Deiner Umgebung lassen auf ein harmonisches Innere schließen. Diese Rede klingt immer in mir nach, und ich denke: wenn Du seine Frau würdest, da wäre ihm geholfen. Für Dein wirtschaftliches Genie würde die Pfarrbesoldung hinreichen; wenn er glücklich wäre und nimmer allein, wäre er auch wieder gesund, brauchte keinen Vikar, der ihm das halbe Einkommen wegfrischt; und Du — einen Engel zum Mann zu haben, wäre doch auch etwas, besonders wenn man vorher zwei Teufeln angehört hat. . . .“

Das letzte bezieht sich auf Emilie Sigels Verhältnis zu Herm. Hardegg, dessen Braut sie gewesen war, und zu Strauß.

Schon im Juli 1840 war im Freundeskreise von einer Verlobung Mörikes die Rede. Vgl. Kurz, Briefwechsel S. 116.

S. 193. Zu Hartlaub vgl. Bächtolds Nekrolog auf ihn i. d. Beilage z. Allg. Ztg. 1886, Nr. 8 f.

S. 198 f. Zu Rabausch vgl. Kerner, Seherin von Prevorst 1829. Zweiter Teil S. 215 (oder 1846, S. 512). Rabausch war von 1747 bis 1759 Pfarrer in Cleversulzbach, von wo er nach Gruppenbach promoviert wurde.

Zu Mörikes Mitarbeit am „Magikon“ vgl. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden Bd. II, S. 154.

S. 200. „Wo der zauberhafte Dichter wohnet“, aus einem an die

Gräfin Fernanda und ihre Cousine Agnes v. Großmann gerichteten Gedicht Mörikes, das Julius Elias in der Sonntagsbeilage zur Voss'schen Zeitung 1890, Nr. 501 veröffentlicht hat. — Mörikes Briefe an Kerner in dessen Briefwechsel m. f. Freunden, herausgeg. von Theob. Kerner. Vgl. auch Theob. Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste. — Ein ungedrucktes Gedicht Mörikes aus viel späterer Zeit, datiert Weinsberg am 22. Juni 1872 und an Else Kerner gerichtet, hat Ernst Müller bekannt gemacht i. d. Schwäb. Kronik vom 28. März 1896.

Zu Mörike und Karl Mayer vgl. dessen „Ludwig Uhland, f. Freunde und Zeitgenossen“ Bd. II, S. 173—180 und S. 248—250 (wo sich auch ein Brief Uhlands an Mörike findet).

§. 201. Zum Besuch der Niendorf vgl. ihren Aufsatz „Villeggiatur in Weinsberg“ im Morgenblatt 1839, Nr. 72.

Zu Mörike und Tieck vgl. R. v. Holtei, Briefe an L. Tieck Bd. II, S. 152 ff., 365 f. und R. Krauß Beil. z. Allg. Ztg. 1893, Nr. 147.

§. 202 ff. Zu Kurz vgl. den von Wächtold herausgegebenen Briefwechsel zwischen Kurz und Mörike, Stuttg. 1885. (Besprochen u. a. von F. Munder i. d. Beil. z. Allg. Ztg. 1887, Nr. 318. Vgl. auch Krauß, Beil. d. Staats-Anz. f. W. 1894, Nr. 13.)

§. 204. Skandal in Mergentheim. Vgl. dazu zwei kleine antikatolische Improvisationen Mörikes, die Krauß i. d. Frankfurter Zeitung 1900, Nr. 270 veröffentlicht hat.

Zur Schiller-Rantate vgl. Morgenblatt 1839, Nr. 112.

§. 206. Besprechung des Jahrbuchs im „Beobachter“ vom 17. Okt. 1885.

§. 207 ff. Ich lege der Besprechung vom „Schaz“ die allgemein zugängliche Fassung in den Schriften zu Grunde.

Mit Josephes Geschichte im „Schaz“ vgl. die Wundererzählung vom Scheintode eines Kindes, die Mörike der kleinen Agnes Hartlaub brieflich mitteilt nach Günthert, Mörike und Notter S. 31 ff.

Mit der Weinlese der Waidefeger vgl. ferner Mörikes Traumphantasie von den tanzen den Elfen bei Günthert a. a. O. S. 20 f., und die Begebenheit zwischen dem Grafen Löwegilt und seinem ungetreuen Weibe mit dem Gedicht „Der Schatten“.

§. 216. Hinsichtlich der „Regenbrüder“ erinnert sich Herr Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. E. Rauffmann in Tübingen von alten Mitgliedern der Stuttgarter Hofkapelle gehört zu haben, die Oper sei f. Z. durchgefallen, besond. des „läppiſchen Sujets halber“.

§. 217. Zum „Fest im Gebirge“ vgl. Schwäb. Kronik 1899, Nr. 607 und Schwäb. Merkur 1900, Nr. 40.

§. 219. Zu dem Gedicht „Auf den Arrius“ i. d. Klaff. Blumenlese (S. 191): Im Original steht chommoda (f. commoda) und insidias (f. insidias). Mörike ahmt im Deutschen die Pointe, die in der ungewöhnlichen Aussprache liegt, durch die Wörter Ordnungth, Gepheu und Hüonisches (Meer) nach.

Klaff. Blumenlese angezeigt im Literaturblatt z. Morgenbl. 1841, Nr. 21 (rein referierend, ohne kritischen Wert). Nach einem Brief

Mörises an Hartlaub vom 3. Februar 1839 zahlte Schweizerbart für den Bogen 2 Carolin; Mehler hatte den Verlag abgelehnt.

§. 221. Mörike soll einen großen Aufsatz über Canizens Waiblinger-Ausgabe in der Cottaschen Vierteljahrschrift veröffentlicht haben (vgl. Herm. Fischer, Beiträge z. Literaturgeschichte Schwabens Bd. I, S. 178). Ich habe vergeblich danach gesucht.

Mörises Waiblinger-Ausgabe angezeigt im Literaturblatt zum Morgenblatt 1845, Nr. 114.

Sechstes Kapitel.

An Literatur vgl. u. a.: Jul. Kläiber i. d. Weil. z. Allgem. Jtg. 1867, Nr. 134—137. — Karl Gerol, ein Lebensbild von Gustav Gerol. Stuttg. o. J. S. 550 f. — A. Fr. Graf v. Schack, Ein halbes Jahrhundert (2. Aufl.) Bd. I, S. 421 f. — Emil Kuh, Ueber neuere Lyrik (Separatabdruck aus der Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben, Nr. 8. 10. 11. 12. 22. 23 u. 24 des fünften, 26 und 27 des sechsten Bandes); ders. in „Gebbel“ Bd. II, S. 562 u. a. — Paul Heyse, Einleitung z. d. Werken von G. Kurz Bd. I, S. XX ff.; ders., Jugenderinnerungen und Bekenntnisse S. 61. 64. 109. 197. 325 f., 339. — E. Brandes, Beiträge zu Uhland, Progr. d. Westpreuß. Gymnas. z. Marienburg 1892. — A. Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker 1896. — R. Krauß, Mörike als Gelegenheitsdichter. — A. Bartels, Neuere Lyrik, im Kunstwart 1898. — Ferdin. Avenarius, Unsere Lyrik und Mörike, im Kunstwart 1900, Heft 17 (Mörike-Heft). — Harry Maync i. d. „Zukunft“ 1901, Nr. 37.

§. 225. Treitschke. Vgl. Deutsche Geschichte Bd. IV, S. 444 f. Vischer. Vgl. Kritische Gänge S. 315.

§. 226 f. Der Weißsche Stich vom Jahre 1851, der nur noch in wenigen Exemplaren durch den Götschenschen Verlag bezogen werden kann, ist gut reproduziert und bequem zugänglich im Mörike-Heft des Kunstwart. „Die Weißsche Lithographie wird nicht besonders gelobt, doch ist sie kenntlich“, schreibt Mörike im April 1854 an Storm. Das gelungenste Porträt ist wohl die in diesem Buche nachgebildete Zeichnung von Prof. Kurz aus dem Jahre 1856; „das ist vorzüglich, gut und schön“, schreibt mir darüber Klara Mörike am 2. Juli 1901.

§. 230. Strauß an Vischer. Vgl. Strauß, Ausgewählte Briefe, herausgegeben von Ed. Zeller S. 54. Vgl. auch ebd. S. 52 f., 360 zc.

§. 230 ff. Entstehung Mörikescher Gedichte. Vgl. Krauß, Euphorion a. a. D., Rich. Weitbrecht a. a. D., Günther a. a. D. S. 8 ff.

§. 239. „Schön Rohtraut“. Eduard Kretschmer hat die Romane einem Libretto zu Grunde gelegt, das den Stoff natürlich sehr erweitert und ein wenig märchenhaft unwahrscheinlich mit Krieg, Mord, Erkennungen u. dergl. schaltet, sonst aber geschickt zusammengesetzt ist und sich durch Formschönheit und Reichtum in den Rhythmen auszeichnet.

§. 246. Ueber Ungewöhnliches in Mörikes Schriftsprache seien

hier ein paar abgerissene Notizen eingestreut. Am meisten fällt der häufige Gebrauch der Konstruktion „Es denkt mir“ auf, z. B. *Maler Nolten* (1. Fassung) S. 176. *Schriften* Bd. I, 326. 338. Bd. II, 253. 318. *Theotrit* (2. Aufl.) S. 51. Von den im Dialekt, sowie im gewollt archaisitischen Stil gehaltenen Dichtungen sei ganz abgesehen. Von den hochdeutschen Dichtungen weist die *Iphylle* vom Bodensee am meisten Mundartliches auf, z. B. das schwäbische „nimmer“, das sich auch im ersten *Nolten* findet, während die zweite Fassung „nicht mehr“ dafür einsetzt. Schwäb. ist auch die Form „wascht“ für „wäscht“ (z. B. *Gedichte* [Stereotypausgabe] S. 122. 151). Zu beachten ist die Konstruktion „Am Bach da hatt's der Blumen viel“ (*Gedichte* S. 258). Doppelte Negation mit negativem Sinn zeigen z. B. die Verse „Kein schöner's mag wohl nimmer sein“ (*Ged.* S. 30) und „So gleicht kein Ei dem andern, kein Stern dem andern nicht“ (*Ged.* S. 64); im ersten *Nolten* steht (S. 178): „So keinen Säuser sah ich in meinem Leben“. Die Form „frug“ findet sich in den *Gedichten* S. 6. 226. Eine Anzahl einzelner mundartlicher Ausdrücke sei kurz belegt. In den *Erzählungen* („*Mozart*“): schwattelt (330), Kaldaufche (333), verlüpste (333). In der *Iphylle* vom Bodensee (Stereotypausg. der *Gedichte*): Dutet (332), inkräftig (335, vgl. *Uhlant*, *Ver sacrum*), verträtscht (339), wusch! (339), ehender (340), ring (= gering, 340, vgl. *Rüchlein für Gerüchlein* 198), mich fidd's (340), Wasen (366), handig (385), Fahrnis (391), durchjästete (393). Im ersten *Nolten* f. fortquackeln (343).

Rispetti; vgl. Paul Henze, *Gedichte* 1872, S. 295 (*Italien. Volks-poesie*).

S. 248. *Mörises*, „*Waldbidyllen*“ hat Heinr. Stadelmann unter dem Titel „*Idyllium*“ ins Lateinische übersetzt in seinem Buche *Selecta germanicorum graecorumque poetarum carmina latinitate vestita*. Aug. Vindelici. 1856.

Anton G. Schönbach; vgl. *Anzeiger f. deutsches Altertum* Bd. XVI, S. 365 f.

S. 249. Catull; vgl. Catull und Mörise, eine Parallele von F. P. (Pressel) im *Morgenblatt* 1859, Nr. 14.

S. 251. Ueber Mörises metrische Kunst vgl. auch R. Borinski, *Deutsche Poetik* S. 80 f.

S. 254. Hiatus. Vgl. Wih. Scherer i. d. *Commentationes philolog.* in honorem Theodori Mommsen.

S. 256. Sechsfüßiger Jambus. Michael Bernays (i. *Morgenblatt* 1864, Nr. 15) nennt in seinem Gedicht an Mörise den klassischen Senar das

„... Maß, das deinem Wort
So lieblich ansteht, deiner holden Rede sich
Gefügig anschmiegt, mit so weicher Melodie.“

In H. Weltis Geschichte d. Sonetts wird Mörise nur ganz flüchtig erwähnt.

S. 259 f. Eine genaue Bibliographie Mörisescher erster Drucke zu

geben, wozu ich das Material in Händen habe, verbietet hier der Raum. Ich verweise nur noch auf Bächtolds Publikationen aus dem Nachlaß i. d. Deutschen Dichtung Bd. XI, S. 23 f., Bd. XII, S. 19 und Bd. XIV, S. 161.

§. 261. Gutzows „Telegraph“; vgl. Emil Ruh, Hebbel Bd. I, S. 481. — Litteraturblatt 1839, Nr. 45 (mit Abdruck von sieben Gedichten): wohlwollend und zutreffend, aber unbedeutend. „Europa“ 1838, S. 421—426: warme, mit A. unterzeichnete Besprechung. „Ost und West“ 1838, Nr. 83: Kurzer, begeisterter Hinweis auf Mörike. Württemberg. Landbote 1835, Nr. 227; vgl. die Anmerkung.

§. 262 ff. Mörike in der Musik. Vgl. Challier, Großer Liederkatalog einstimmiger Lieder 1885.

Raußmann; vgl. Guglers schönen Nekrolog i. Schwäb. Merkur 1856, Nr. 112, D. Fr. Strauß i. Gutzows Unterhaltungen am häuslichen Herd 1856, S. 794—796, und G. A. Köstlin in „Halleluja“, Zeitshr. f. geistl. Musik 1884, Nr. 1 f.

Geßsch; vgl. Strauß' Nekrolog in der Schwäb. Kronik vom 4. August 1872.

Schumann und Robert Franz; vgl. die Liederverzeichnisse am Schluß der Biographien von R. Vatka und Rud. Frhn. Procházka in Reclams Universalbibliothek.

Wenigstens dem Namen nach seien ferner als Mörike-Komponisten noch genannt: F. Lachner, W. G. Riehl, Lassen, C. Reinecke, J. Rubinstein, R. v. Hornstein, L. Wallbach, Dräsecke, Louis Ehler, Hans Huber, Rob. Rahn, Frau Viardot-Garcia, d'Albert, Büllner.

Hugo Wolf; vgl. D. v. Liliencron, Kämpfe und Ziele S. 17 f., Josef Schalk im Kunstwart, 3. Jahrg., S. 167 f., Kretschmar i. Jahrbuch d. Musikbibliothek Peters, Jahrg. 1897 und R. Vatka; Kunstwart 1898, Heft 6.

Einzelne Anmerkungen zu einzelnen Gedichten nach der Stereotypausgabe.

„Erstes Liebeslied eines Mädchens“ (§. 33). Nicht um 1830 entstanden, sondern am 6. Juli 1827 laut des von mir i. d. Sonntagsbeilage d. Voss. Ztg. 1901, Nr. 42 veröffentlichten Briefes von Mörike an Raußmann. Vgl. zu dem Gedicht auch Weil. z. Allgem. Ztg. 1886, Nr. 9 (Brief an Hartlaub): „was mir am Herzen wohl und weh hingrabe.“

„Besuch in Urach“ (§. 35): Zur achten und neunten Stanze vgl. ähnliche Ausdrücke in Briefen an Waiblinger (G. Fischer, Beiträge S. 169) und an Hartlaub (Weil. z. Allgem. Ztg. 1886 Nr. 9: „und wo ich hintrete . . . begegnet mir meine verjüngte Gestalt, und ich habe dann immer genug zu thun, daß ich dem Kind die Thränen aus den Augen wische“).

„Mitterliche Werbung“ (§. 66): Vorbild in The Baby's Opera, a book of old rhymes with new dresses by Walter Crane, London and New York 1876, S. 48. Vgl. Fresenius a. a. O. S. 186 Anm.

„Der Feuerreiter“ (§. 67): vgl. Vang, Rud. Lohbauer a. a. O. S. 157 f. Mörike mag auch an den Volksglauben gedacht haben,

wonach Herzog Karl, von einem Zigeuner in den Besitz des Feuersegens gesetzt, durch dreimaliges Umreiten das Feuer zu bannen pflegte; vgl. Herm. Kurz, Schillers Heimatjahre Bd. II, S. 188 f. — Ueber die mytholog. Wurzel des Glaubens an den Feuer- oder Schimmelreiter, hinter dem sich der wendische Gott Swantewit verbirgt, vgl. Alb. Freybe, Der deutsche Volksglaube und f. pastorale Behandlung i. „Beweis des Glaubens“, Oktoberheft 1894, sowie Schwäb. Merkur vom 9. Nov. 1894. — Eine äußere Anregung zu seinem 1824 entstandenen Gedicht könnte Mörike empfangen haben durch den in dasselbe Jahr fallenden Brand des Tübinger Klinikums, dessen mächtiger Eindruck auf Bauer (vgl. f. „Schriften“ S. XVII) und Waiblinger (vgl. Canitz i. d. Einleitung z. seiner Ausgabe Bd. I, S. 122) bezeugt ist. „Seltsamer Traum“ (S. 159). Vgl. Lang, Lohbauer a. a. O. S. 156.

„An den Schlaf“ (S. 172): Auch Schack hat die Verse überseht in seiner Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen (1893) 2, 81, aber nicht bedeutend. Ob Meibom wirklich der Verfasser des lateinischen Textes ist, steht übrigens nicht außer Zweifel. Vgl. Reinh. Köhler, Kleine Schriften, herausgeb. von J. Wolte Bd. III, S. 203—212.

„Wo find' ich Trost?“ (S. 173): „Hüter, ist die Nacht bald hin?“; vgl. „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ bei Brentano, Chronika eines fahrenden Schülers i. d. Ausg. v. Dohmte S. 79 und „Hüter, ist die Nacht nicht hin?“ bei Kurz, Schillers Heimatjahre Bd. I, S. 140.

„Nize Vinfesuß“ (S. 185). Zu den Versen:

Meine Fisch' die sind im Kasten,
Sie haben kalte Faste n

vgl. Strauß' Ausgew. Briefe S. 201 und „Der Bauer und sein Sohn“ (Erzählungen S. 280):

Der Walse und der Bleß,
Kommen in Wind und Regen
Wollen zu freffen, freffen in ihre kalten Mägen!

„Häusliche Scene“ (S. 304): Der Präzeptor Ziborius hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Chemiker Staudenmeier, einem der Ludwigsburger Originale in Kerner's Wilderbuch aus meiner Knabenzeit (Hrff. o. J. S. 264 ff.). Und wie Ziborius und seine Frau bewußtermaßen in Distichen sprechen, so halten in Tieck's „Prinz Zerbino“ König und Königin (S. 96), Rektor und der Schäfer (S. 280) einen Disput in Jamben. Man mag auch an die Frau Rektor in Immermann's „Epigonen“ (Hempel Bd. V, S. 170) denken, die „völlig regelrechte Hexameter“ in ihre Reden mischt.

Siebentes Kapitel.

Allgemeine Litteratur. Vgl. Bächtold, Briefe Mörikes an Mährlen i. d. Deutschen Dichtung Bd. X, S. 287—290, und ders., Briefe Mörikes an seine Braut ebd. Bd. XI, S. 77—80. Ferner H. Krauß, Eduard Mörike und die Politik, im Euphorion Bd. I, S. 129—136.

§. 270. Mörike war nach einem Brief an Luise Rau schon im Sommer 1833 einmal in Leinach gewesen, und zwar mit dem Onkel Profurator.

§. 271. Schon als Knabe in Ludwigsburg hatte Mörike mineralogische Neigungen.

§. 273. Ueber Uhlands Besuch in Mergentheim vgl. Fr. Notter, Uhland S. 328.

§. 275. Mörikes Brief an Hartlaub über den Besuch bei Strauß hat Bächtold veröffentlicht in der Deutschen Rundschau Bd. XI, 2, S. 276–284.

M. Bauer hat ihre „Jugenderinnerungen“ (1. Mörikeana, 2. Visionen und Träume) veröffentlicht i. d. Bes. Beil. z. Staats-Anz. f. W. 1882/3.

§. 276. Margarete v. Speth. Gleichsam vorahnend hatte Mörike schon 1837 in der „Waldbühne“ gewünscht: „Wärst, Margarete, mein Weib!“ Ein der Geliebten gewidmetes Blatt Mörikes zeigt die Bleistiftzeichnung einer antiken Lampe, wobei man wohl an das Gedicht „Auf eine Lampe“ denken darf.

§. 277. Aus Mörikes Nachlaß hat Bächtold einige weitere Gedichte an Gretchen veröffentlicht i. d. Deutschen Dichtung Bd. X, S. 265 f.

§. 280. Mörikes die Redaktion des „Salon“ betreffender Brief befindet sich im Marbacher Archiv.

§. 281. Die Widmung der „Idylle vom Bodensee“ lautete: „Er. Königlichen Hoheit Karl Friedrich Alexander, Kronprinzen von Württemberg, weihet diese Gabe vaterländischer Mufen im September 1846 ehrfurchtsvollst der Verfasser.“ Das splendid gedruckte Buch umfaßt 138 umrahmte Seiten mit nur je elf Hexametern.

§. 282. Von dem Brillantring des Kronprinzen handelt folgende Stelle eines wohl ins Jahr 1848 gehörenden Briefes von Mörike an die Seinen: „Könnt Ihr den Brillantring ohne zu großen Verlust veräußern, so thut's; ich muß im Mai die Interessen nach Wernsmuthshausen bezahlen.“ Nach einem Briefe Mörikes vom Jahre 1846 hatte der Ring einen Wert von 300 Gulden.

Die „Idylle vom Bodensee“ wurde in einer Auflage von 1500 Exemplaren gedruckt; für die zweite, sowie für jede folgende Auflage in gleicher Höhe wurden Mörike 550 Gulden Honorar zugestanden.

§. 284. Der Untertitel der „Idylle vom Bodensee“ fehlt in der Gesamtausgabe.

§. 288. Uhlands Dankbrief für die „Idylle“ ist abgedruckt in der Fränkischen Uhland-Ausgabe Bd. II, S. 410. Mörikes Antwortschreiben vom 20. Januar 1847 befindet sich unter dem Uhland-Nachlaß im Archiv des Schwäb. Schiller-Vereins. Zu Jakob Grimms Gutachten für die Liedge-Stiftung vgl. Deutsche Dichtung Bd. XVII, S. 104. Die betr. Akten der Liedge-Stiftung sind seit den siebziger Jahren verschwunden.

Den Hinweis, daß Mörike im Deutschen Wörterbuch vertreten sei, danke ich einem ungedruckten Briefe Karl Wolffs an Jakob Grimm, den mir Herr Prof. Dr. Reinh. Steig freundlichst zugänglich gemacht hat. Das Citat findet sich im 3. Bande auf S. 138 unter „Ein“.

Adolf Stahr: vgl. Bremer Zeitung vom 16. Dezember 1846. — Eine andere aber unbedeutende Anzeige der Idylle enthält z. B. Der Gesellschafter, Unterhaltungsblatt zur Karlsruher Zeitung vom 28. Januar 1847.

§. 289 ff. Zu Rothenburg vgl. Bensen, Altertümer, Inschriften und Volksagen der Stadt Rothenburg 1841 (bes. S. 58 und 90) und Wilh. Klein, Rothenburg ob der Tauber 1881, wo auf S. 24 der Spruch als an einer Scheune angeschrieben citiert wird.

§. 291. Das Rittgräffsche Buch scheint ziemlich selten geworden zu sein. Ein Exemplar besitzt die K. K. Hofbibliothek zu Wien. Rittgräff ist ein Pseudonym für Franz Gräffer.

§. 292. „Die Elemente“ sind nach dem Register der 4. Auflage der Gedichte schon 1823 entstanden.

§. 293. Schreibbuch. Darin auch das Handwerksgefellenslied aus dem „Huzelmännlein“. Im Register summiert Mörike:

69 neue

137 alte

206 Gedichte, von denen ein Teil mit den Zeichen „O“ und „?“ versehen ist.

„Der Schäfer und sein Mädchen“ vgl. Rich. Weitbrecht in der Weil. z. Allg. Ztg. 1888, Nr. 32 f., Krauß, „Eduard Mörike als schwäbischer Dialektdichter“ in der Bes. Weil. d. Staats-Anz. f. Württ. 1896, Nr. 17 f., Frommann, Die deutschen Mundarten Bd. 1, S. 290 ff. und A. Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung 1896.

Mörike bedient sich auch in Briefen zuweilen des Dialekts, so in einem 1855 an Hartlaub gerichteten, der den Gewinn einer Cicero-Büste meldet.

§. 294. Gedichte, 2. Auflage. Strauß' Anzeige, D. gezeichnet, i. d. Weil. z. Allgem. Ztg. vom 4. Dezember 1847: sehr warm und anerkennend, nur verwahrt sich der Recensent gegen Mörikes Anwendung des Senars in dem Gedicht „Ach nur einmal noch im Leben“; der fremde Vers lege sich wie ein Fischbeinrock zwischen den Leser und die rührende Gestalt, die er umfassen möchte. — Eine Anzeige von Bröhles „Norddeutschem Jahrbuch“ im Frankfurter Konversationsblatt, der belletristischen Beilage zur Oberpostamtszeitung, vom 17. Januar 1847, enthält einige besonders anerkennende Worte über Mörike.

Achtes Kapitel.

§. 303 ff. Vgl. Denkschrift z. d. fünfzigjährigen Jubelfeier des Katharinenstifts i. Stuttgart. 17. August 1868 (von Karl Wolff); über Mörike darin S. 117 f.

Die Geburtstage seiner Töchter hatte Mörike in seine Taschenuhr gravieren lassen; vgl. Schwäb. Merkur vom 3. April 1901.

§. 314. Notter zeigte das Huzelmännlein 1853 i. d. Allgem. Ztg. an, Kreuz i. Deutschen Museum. Die wohlwollende, aber höchst flüchtig geschriebene Anzeige in Menzels Litteraturblatt (1853, Nr. 53) ist in dem vor mir liegenden Handexemplar Mörikes mit recht abfälligen

Randbemerkungen des Dichters versehen. Eine andere, mir nur im Ausschnitt zugekommene, sehr warme Besprechung scheint dem Pester (?) Lloyd und der Feder Ludwig Speidels zu entstammen. Das Urteil von Strauß steht bei E. Zeller a. a. D. S. 318 f.

§. 317. „Die Hand der Fezerte“ (anfangs hieß sie Arete) war in einem ersten Entwurfe bereits einem am 22. Mai 1841 an Hartlaub gerichteten Briefe beigelegt. Vgl. R. Fischer, E. M. S. 154. Sie wurde zuerst 1855 im Knellerschen Kunst- und Unterhaltungsblatt gedruckt.

An die 3. Auflage der Gedichte knüpft eine gute (anonyme) Würdigung Mörikes i. d. Beil. z. Allgem. Ztg. 1866, Nr. 333 an.

§. 318. Ueber die tief ergreifende Wirkung des Don Juan auf ihn spricht sich Mörike einmal gegen Hartlaub aus; vgl. Deutsche Rundschau XI, 2, S. 281.

§. 319. Daß Mörike sich an Nissens Darstellung angeschlossen hätte, ist nirgends mit Gewißheit zu sagen. In Betracht kämen indessen Stellen auf S. 623. 648. 673. 692. Der Wasserforso bei Neapel ist gleichfalls erfunden.

§. 320. Otto Jahn, Mozart (3. Aufl.) Bd. II, S. 348 Anm.

§. 324. Zu dem Orangenbaum vgl. Bächtold, G. Keller Bd. III S. 593.

§. 325. Der Brief des betr. Landrats ist von Bächtold i. d. Briefwechsel zwischen Storm und Mörike aufgenommen worden.

Gemsens Aufsatz „E. M. und die schwäbische Poesie“ steht ohne Angabe des Verfassers i. d. Beil. z. Allgem. Ztg. 1855, Nr. 337. — An den „Mozart“ knüpft ebenfalls an eine hübsche „Stuttgarter Korrespondenz“ i. d. Süddeutschen Blättern f. Kunst, Litteratur und Wissenschaft 1857, Nr. 20; das mir vorliegende Exemplar trägt, wohl von Mörikes Hand, die Bleistiftnotiz: „ob etwa von Grunert geschrieben?“

§. 329. Klaibers Besprechung des Anakreon i. d. Beil. z. Allgem. Ztg. 1864, Nr. 351, die Bernays'sche i. d. Köln. Ztg. 1864, Nr. 357. Wilamowitz vgl. „Reden und Vorträge“ S. 8.

§. 330. „Propter insignia quibus in Germanico Parnasso Suevicae musae laudem auxit merita“, heißt es im Doktor-Diplom.

§. 331. Zum Maximilianorden vgl. Beil. z. Allgem. Ztg. 1862, Nr. 334 und Bächtold, G. Keller Bd. III, S. 284.

Mörike i. d. Litteraturgeschichte. Heine, vgl. Ausg. v. Elfter Bd. VII, S. 328 ff.

Wischer änderte seine Meinung später zu Mörikes Nachteil. In der Vorrede zu den Kritischen Gängen (1844) bemerkte er, Mörike wuzle nicht mehr in der Zeit (S. VIII), und er habe „dieses stehen gebliebene, obwohl große Talent“ überschätzt (S. LI).

Heinr. Kurz vgl. Geschichte d. neuesten deutschen Litteratur von 1830 bis auf die Gegenwart (3. Auflage 1874), Bd. IV, S. 158 ff., 417 f., 676.

Vgl. auch die anderen Litteraturgeschichten, sowie R. Fischer, Eduard Mörike, Wiesbadener Gymnasialprogramm von 1901.

Einen energischen Protest Schwabens gegen die Verständnislosigkeit

zeit seiner norddeutschen Kritiker bedeutet die große, besonders Mörike in Schutz nehmende Abhandlung „Schwäbische Dichter und norddeutsche Kritiker“ i. d. Beil. z. Allgem. Ztg. 1861, Nr. 46 ff. Mörikes durchkorrigiertes Handexemplar bezeichnet als Verfasser Faber (Pfarrer in Gschwend).

Gegen Kurz nahm den Dichter E. Kuh in Schutz, wofür ihm G. Keller dankte (Bächtold, Keller Bd. III, S. 181).

Gegen Kuh wiederum polemisierte R. Guzkow i. f. unglücklichen „Dionysius Longinus“ 1878, S. 27 f.

S. 332. Strauß plante in den siebziger Jahren, in Ludwigsburg über Mörike einen Vortrag zu halten; vgl. A. Hausrath a. a. O. Bd. II, S. 383.

Notters Nekrolog i. d. Schwäb. Kronik 1875, Nr. 147 (anonym). Berichtigend bemerke ich, daß die Zusätze vielmehr von Marie Mörike stammen.

S. 333. Zu Storm vgl. den von Bächtold herausgegebenen Briefwechsel mit Mörike (zuerst i. d. Deutschen Rundschau 1889), sowie Storms „Erinnerungen an Eduard Mörike“ (zuerst in Westermanns Monatsheften, Januar 1877).

S. 334. Für Mörikes Beziehungen zu anderen Dichtern vgl. R. Krauß, Schwäb. Kronik 1895, Nr. 174 und 177.

P. Heyse. Vgl. seinen schönen Mörike-Aufsatz i. Litteraturblatt d. Deutschen Kunstblattes 1854, Nr. 1.

S. 335. B. Auerbach; vgl. f. Briefe an Jak. Auerbach Bd. II, S. 149. 246 u.

Gisela Grimm. In Bächtolds Mörike-Nachlaß finde ich die Abschrift eines langen Briefes Giselas an den Kronprinzen Karl v. Württemberg, in dem sie diesem Mörike mit begeisterten Worten anempfiehlt. Der Brief gehört in die Mitte der fünfziger Jahre.

Am 7. Januar 1861 sandte Auguste Grimm dem verehrten Dichter ein Andenken von Wilhelm Grimms, ihres Vaters, Schreibtisch.

S. 336 f. Hebbel. Vgl. Kuh, Hebbel Bd. II, S. 571 und 588; Bamberg, Hebbels Briefwechsel Bd. II, S. 378 ff. und Rich. W. Werner, Nachlese z. Hebbels Briefen Bd. II, S. 130 f. u. a.

S. 337. Im Nachlaß Ludwig Richters hat sich, wie mir dessen Enkel, Herr Dr. Joh. Krehshmar in Hannover, versichert, keine Spur eines Briefwechsels mit Mörike vorgefunden. Der angezogene Brief Richters an Mörike ist mir durch eine Abschrift in Jakob Bächtolds Mörike-Papieren bekannt geworden. Dagegen besitzt Krehshmar einen lange nach des Dichters Tode an den Maler gerichteten Brief Alras, der von einem Verkehr der beiden Männer spricht.

Fr. Pecht, Lebenserinnerungen 1894, Bd. II, S. 110 f.

S. 338. A. Fr. v. Schack, Ein halbes Jahrhundert. 2. Auflage, Bd. I, S. 421 ff. — Müller von Königswinter i. Kerners Briefwechsel m. f. Freunden Bd. II, S. 401. 406. Vgl. auch Zeller, Ausgew. Briefe von Strauß S. 322. Nach einem Straußschen, mir in Bächtolds Abschrift vorliegenden Briefe vom 29. Januar 1856 an Mörike hat sich W. Müller i. d. „Kölnischen Zeitung“ über jenen ausgesprochen.

S. 339. Bernays' Gedicht im Morgenblatt 1864, Nr. 15.

- §. 341. G. Keller; vgl. Bächtold a. a. O. Bd. III, §. 104.
 §. 346. Die Fugelmann-Silhouetten besitzt Klara Mörike.
 §. 347. Zu Notter vgl. auch Herm. Fischers Nekrolog i. d. Weil.
 z. Allgem. Ztg. 1884, Nr. 121.
 §. 349. Luise Balthers Mutter war Rielmeyers einzige Tochter.
 Von Wehenhausen aus besuchte Mörike zuweilen seine „herzensgute
 Base Lempp (geb. Neuffer von Bernhausen)“.

Neuntes Kapitel.

Von besonderen ungedruckten Quellen nenne ich hier nur Luise Balthers Aufzeichnungen für mich, von gedruckten:

Briefe Mörikes an Karl Wolff i. d. Deutschen Dichtung Bd. XI, §. 100 ff. (vgl. dazu Maync, Sonntagsbeilage der Voss. Ztg. 1900, Nr. 30). — A. Rümelin i. d. Gartenlaube 1875, Nr. 29. — Waldmüller-Duboc i. Westermanns Illustr. Deutschen Monatsheften 1876, §. 59 ff.

§. 353. Mörikes Bohnhaus in Lorch zeigt seit dem 6. August 1899 eine Gedenktafel. Ueber die Weihesfeier vgl. Schwäb. Kronik vom 8. August 1899.

§. 356. Das Spiegelschrift-Gedicht, ursprünglich erschienen in der artist. Anstalt von Gnauth und Nisle mit (nicht von Mörike stammenden) Randzeichnungen ist von Waldmüller-Duboc a. a. O. gedruckt worden. Mörike erhielt dafür 300 Gulden!

§. 357. Wispels Gedicht an Strauß: nach einem mir in Bächtolds Abschrift vorliegenden Briefe Strauß' vom Jahre 1838.

Der Rastierspiegel befindet sich in Weimar.

§. 358 ff. Zu Schwind vgl. Bächtold, Briefwechsel zwischen Schwind und Mörike, Leipzig 1890 (ausführlich besprochen von L. Speidel i. d. Wiener Neuen Freien Presse vom 8. Juni 1890, kurz auch von Herman Grimm, anonym, in der Deutschen Rundschau XVII, 4, §. 146), sowie Krauß i. d. Blättern f. litterar. Unterhaltung vom 8. März 1894. Ueber Schwinds Mörike-Zeichnungen (von denen ganz neuerdings die Berliner Nationalgalerie ein Blatt zur Schönen Lau erworben hat), vgl. L. v. Fühlich, Moriz von Schwind 1871 (§. 102 z. B.) und E. v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaisertums Oesterreich Bd. 33, §. 163. — Die drei von Schwind selbst herausgegebenen Blätter sind im Bruckmannschen Verlage erschienen. Mörikes Epistel an Schwind ist zuerst abgedruckt i. d. Wochenbeilage z. Allgem. Ztg. 1868 (auch im 40. Bande von Westermanns Illustr. Deutschen Monatsheften).

§. 363. In Nürtingen wurde Fannys Konfirmation gefeiert, wobei der Dichter sehr heiter war. Er verkehrte hier auch mit dem Rektor der Lateinschule (vgl. Ged. §. 277), Köstlin, der manchem Gedicht, so dem „Besuch in der Karthause“, eine philologische Supervision angedeihen ließ.

§. 367. Strauß auf dem Totenbette; vgl. A. Hausrath, Strauß Bd. II, §. 387 u. a. Ferner G. Zeller a. a. O. §. 530 ff.

§. 369. Mörikes Brille: der Dichter war kurzsichtig.

§. 372. Weßhalb Mörike vom Cottaschen zum Göschen'schen Verlage übergang, habe ich nicht klar stellen können, da die Archive der beiden Firmen hier versagen. Die Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung hat die von ihr verlegten Mörike'schen Schriften i. J. 1867 an den Grüninger'schen Verlag verkauft. Die Akten hierüber, sowie Brieffschaften jener Zeit sind eingestampft worden. Eine Notiz über den Verkauf findet sich in Mörikes Kalender unter dem 6. Dezember 1868; vgl. auch Deutsche Dichtung Bd. XI, S. 108: „Daß der Abschied von Cotta so glimpflich ausfiel, wird Dich gewiß auch freuen.“ (Mörike an R. Wolff.)

§. 373. In Wehenhausen besuchte den Dichter Emil Ruh, der a. a. O. ausführlich darüber berichtet hat. Er traf ihn mit Rappchen und altmodisch langem Rock; ein befremdender Anflug von Theatralik fiel Ruh an Mörike auf. Des Dichters damalige Haustiere waren die Fische eines Zimmeraquariums.

1874 erhielt Mörike aus der Liedge-Stiftung eine Ehrengabe von 200 Thln. Die betreffenden Angaben E. Velys in ihrem Aufsatz (Gartenlaube Bd. XXIII, Nr. 26) sind zu berichtigen.

Zum 70. Geburtstage vgl., wie überhaupt für Mörikes letzte Lebenszeit, Günther a. a. O.

§. 375. Zu Mörike und Gottfr. Keller vgl. Bächtold, G. Keller nach dem Register, besonders Bd. III, S. 200. 215. 225.

Wischers Grabrede als Anhang in Notters „Eduard Mörike“ 1875.

Die Gedächtnisfeier fand am 4. Mai 1876 statt und diente dazu, die Kosten für das Grabdenkmal aufzubringen. Dieses, sowie die bei jener Feier verwandte Büste, stammen von dem Stuttgarter Bildhauer Rudolf Dietelbach.

Gerofs Gedicht ist betitelt: „Auf G. Mörikes Grab. Am Abend des 6. Jan. 1875 im Heimgehen vom Grabe verfaßt.“ Wischers Gedicht bei Befränkung der Büste steht in seinen Lyrischen Gängen (2. Aufl.) S. 141 (zuerst in G. Jägers Schwäb. Niederchronik Bd. I, Nr. 13).

Mörike wurde ferner noch besungen von Henze (Sonett), Eduard Paulus („Es war einmal ein Häfnersmann“) und D. v. Liliencron. Wenig bedeutend sind die Gedichte auf ihn von Adolf Bacmeister, Abhandlungen und Gedichte 1886, S. 151, von Georg Jäger, Schwäb. Niederchronik Bd. I, Nr. 2, von Bodenstedt und von Georg Scherer.

Einen Prosanachruf widmete dem Dichter außer den Genannten J. G. Fischer in der Neuen Freien Presse vom 18. bis 23. Juni 1875 und B. Gugler in Chrysanders Allgem. Musikal. Ztg. 1875, Nr. 43 f. B. Auerbachs geplanter Nachruf (vgl. f. Briefer an Jac. Auerbach Bd. II, S. 246 f.) unterblieb. Persönliche Erinnerungen ohne erhebliche Wichtigkeit veröffentlichte A. R. in G. Palmers „Schwabenland“ Jahrg. 1899, S. 260 f.

R. Krauß hat in seinem Büchlein „Mörike als Gelegenheitsdichter“ einen „unmaßgeblichen Entwurf“ Mörikes zu seinem Grabmal publiciert. Das Blatt stammt indessen, wie mit Frau Luise Balthar mitteilt, nicht von des Dichters Hand, er hatte es vielmehr

mit der Hinterlassenschaft eines Onkels seiner Frau, eines Architekten Peter Speth, bekommen.

§. 377. Gottfr. Keller erkundigte sich am 11. Mai 1876 bei Weibert nach einer Gesamtausgabe von Mörikes Werken. Der Verleger antwortete damals noch bedenklieh; die erste Auflage der Gesammelten Schriften erschien 1878.

Möriks Lehrer Adolf Donndorf hat an der Mörike-Büste stark mitgearbeitet. Ueber die Einweihung des Denkmals vgl. Schwab. Kronik vom 6. Juni 1880 und Feuilleton d. Wiener Allgem. Ztg. vom 11. Juni 1880 (von Klaiher berichtet). Wischers Weiherede ist abgedruckt in seinem Sammelbande „Altes und Neues“ Heft 1, S. 180 bis 186.

Ich schließe mit einigen Versen aus Ludwig Bauers „Alexander“, die auf Mörike passen:

Zwiefach ist
Des Ruhmes Art. Der eine wächst heran
Fast vor der Zeit und welkt auch bald hinweg
Als hoffnungsvoller Jüngling; doch der andre,
Der nachgeborene, ist unscheinbar erst,
Und langsam wird er reif, bis ihn zuletzt
Die Götter mit dem Lorbeer selbst bekränzen.



Namenregister. *)

- | | |
|---|--|
| <p> Albani, Franzisko 242.
 Alexander, Graf von Württemberg 201.
 Anafreon 220, 249 f., 322, 327 bis 330.
 Aristot. 74.
 Aristoteles 355.
 Arndt, Ernst Moriz 273.
 Arnim, Achim v. 122, 144, 238, 366.
 — Bettina v. geb. Brentano 340.
 Artois, Graf v. 12.
 Auerbach, Berthold 158, 324, 335, 339, 370, 392.
 Avenarius, Ferdinand 263.

 Bächstolb, Jakob 359.
 Balz, P. (Verlag) 206.
 Bauer, Alexander 275 f.
 — Ludwig 38, 48, 52, 56—60, 66 ff., 75, 77—80, 83 f., 86 f., 91, 94, 96, 98, 100 f., 103 ff., 112 f., 115, 120, 129, 131, 134, 144, 149, 155, 168, 196, 207, 215, 218 f., 271 f., 280, 299 f., 345, 382, 386, 392.
 — Marie 275.
 Baur, Ferdin. Christian 47, 49, 186.
 Bebenhausen 53, 348 f., 354, 368, 371, 373.
 Beck, Joh. Tobias 47.
 Beethoven 52, 55, 81, 180, 194, 204. </p> | <p> Bendemann, Eduard 288.
 Bengel, Joh. Albrecht 186.
 — Ernst Gottl. 49.
 Benningen 21.
 Beranger 340.
 Bergl, Theodor 327.
 Bernays, Michael 157, 339 f.
 Bernhardt, Gottfr. 327.
 Bernhausen 21, 62, 117, 120.
 Bindemann 219, 326.
 Bion 219, 326.
 Bismarck 341.
 Blaubeuren 56, 81, 206, 311, 313.
 Blaze, Henri 262.
 Blumhardt 81, 86, 270, 275, 337.
 Boas, Eduard 180.
 Boccaccio 274.
 Bodensee 204, 271, 281 ff., 297.
 Bodenstedt, Friedrich 335 f., 376.
 Böcklin 316.
 Börne 3, 155, 274.
 Boisseree, Sulpiz 33, 179.
 Boll (Bad in Württemberg) 337.
 Brahms 197, 263, 377.
 Bregenz 271, 344.
 Brentano, Clemens 78, 143 f., 200, 238.
 Breuer, Charl. Friederike 8.
 Brockes 242, 357.
 Brockhaus (Verlag) 116, 126 f.
 Brothel 110.
 Bruckmann, Ernst 32, 81.
 Brüker 81, 87, 282.
 Büchner, Georg 274.
 Bürg am Kocher 186, 197. </p> |
|---|--|

*) Von dem Anhang, der ja im wesentlichen nur die Angaben des Textes belegt und weiter ausführt, ist das Wenigste in dieses, an sich schon das ganz Unwichtige aussondernde Register aufgenommen worden, so auch nicht die Namen der Verfasser von Schriften zur Märkte-Litteratur.

Bürger, Gottfr. Aug. 39, 239.
 Bulwer 274.
 Buoch 203.
 Butterfack, Louis 81, 94, 98.
 Byron 41, 52, 55, 74, 198, 315.

Cäſar 365.
 Calderon 40, 79.
 Callot, Jaques 143.
 Caniz, J. v. 221.
 Cannſtatt 232, 373, 375.
 Catharina, Königin von Württemberg 217, 303.
 Catharinienſtift 299—304, 330, 345, 347 ff.
 Catull 218 f., 249.
 Cervantes 144.
 Chamisso 265, 309.
 — =Schwabſcher Muſenalmanach 115, 196, 260.
 Chryſander, Franz Karl Friedr. 341.
 Cicero 365.
 Cimarofa 99.
 Clauren 155.
 Cleverfußbach 10, 91 f., 118, 130, 171—206, 225, 227, 230, 269 f., 274, 294, 344, 347, 358, 362.
 Comburg 269.
 Condé, Prinz von 12.
 Conſtanz 297 f.
 Conz, Karl Philipp 20, 40, 48.
 Cornelius, Peter 360.
 Cotta (Verlag) 23 f., 96 ff., 100, 103, 116, 122, 191 f., 260, 282, 292, 317, 324 f., 339 f., 355, 362, 371.
 — 's Morgenblatt 96, 106, 126, 157, 201, 206, 212, 218, 260, 293, 325, 334, 339.
 (Literaturblatt zum Morgenblatt f. unter Wolffg. Menzel.)

Danneder 24, 33, 139.
 Daumer, Georg Friedrich 200, 355, 361.
 Degen, Joh. Friedrich 327 f.
 Devrient, Eduard 355.
 Dingelſtedt 297, 331.
 Donner, Joh. Jac. Chriſtian 329.
 Dresden 201, 337.
 Droſte, Annette Freiin von D. = Hülſhoff 264 f.
 Dülſeldorfer Maler 359.

Eberhard im Bart, Herzog von Württemberg 35.
 Eberhard Ludwig, Herzog von Württemberg 11.
 Egalité, Philipp 12.
 Egelsſhofen 297 f., 355.
 Eggers, Friedrich 334.
 Eichendorff 139, 144, 155, 251, 262, 265, 320.
 Elſäßer 184, 346.
 Eltingen 118, 136.
 Emmerich, Anna Katharina 200.
 Enghien, Herzog von 12.
 Erſch und Gruber (Lexikon) 327.
 Eſchenmayer, Karl Adam 48, 84.
 Eclair 385.
 Eplingen 269.

Faißt 262.
 Fellbach 373.
 Fellner, Ferdinand 211, 282.
 Feuerbach, Ludwig 273 f.
 Fichte 48.
 Fieſole, Fra Angelico da 242.
 Fiſcher, Hermann 213, 332.
 — Joh. Georg 281, 347, 371, 376.
 — Karl 383, 387 f.
 Flad, Rudolf 81.
 Flatt 25, 129.
 Fontane, Theodor 177, 323, 354.
 Fortunatus, Biſchof von Poitiers 122.
 Fouqué 37, 79, 149, 238, 245.
 Franch (Verlag) 100, 280.
 Frankh, Luife geb. Schiller 176 f., 180.
 Frankfurt a. M. 273.
 Franz, Robert 263, 320, 377.
 Freiligrath 226, 264, 274, 355, 375, 392.
 Freſenius, Auguſt 285.
 Freitag, Guſtav 331.
 Friedrich I., König von Württemberg 23, 52, 112.
 Friedrich II., König von Preußen 273.
 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 202, 283.
 Friedrichſhafen 283.
 Friſchlin, Nikodemus 35.
 Garibaldi 341.
 Geibel 184, 220, 232 f., 250, 264 f., 331, 333, 335, 355.

Geigersbühl 94, 364.
 George, Stefan 316.
 Georgii, Eberhard Friedrich 20,
 22, 23 ff., 34, 40, 54, 93, 96, 204.
 Gerot, Karl 47, 188, 342, 375.
 Gesner, Salomon 236.
 Grödrer 103, 273.
 Gleim 37, 200.
 Glück 81.
 Gmelin, Ferdin. 68.
 — Christian Gottlieb, Pfarrer
 von Mähringen 92 f., 98.
 Göbese, Karl 331, 381.
 Götschen (Verlag) 158, 362, 372.
 Goethe, Cornelia 13, 35.
 — Wolfgang 3 ff., 7, 12 ff., 16,
 19, 29, 35, 37, 40, 48, 53, 64,
 68 f., 76 f., 79, 85, 107 ff., 117 f.,
 120, 123 f., 126, 133 f., 136—140,
 144 ff., 150, 152 ff., 156, 159,
 165 ff., 175, 179, 188 f., 198,
 208, 211, 213, 227, 232—237,
 239, 241, 243 ff., 250, 255, 257 f.,
 261 ff., 265, 268 f., 292, 304, 316,
 329, 332, 337, 339 f., 345, 355,
 358, 367, 382.
 — und Schiller-Archiv zu Weimar
 181, 218, 340, 381 f.
 Göttingen 347.
 Götz, Joh. Nikolaus 322, 327.
 Goldsmith, Oliver 40, 124.
 Goltz, Bogumil 336.
 Gottschall, Rudolf 331.
 Grabbe 124, 274.
 Greif, Martin 265, 340.
 Grillparzer 331, 367.
 Grimm, Auguste 335, 403.
 — Gisela 335, 402.
 — Herman 145, 335.
 — Jacob 288.
 — Wilhelm 247, 403.
 — Jacob und Wilhelm 237, 256;
 Deutsches Wörterbuch 288, 340.
 Gröningen (Marktgröningen) 18.
 Grözingen 107, 364.
 Groß, Löffelmeister in Lorch 356.
 Großbettlingen 364.
 Groth, Klaus 264 f., 336.
 Grüneisen, Karl 123, 129 f., 299.
 Grüninger (Verlag) 372.
 Grunert, Karl 341.
 Günther, Jul. Ernst 332, 347,
 367.
 Gugler, Bernhard 332, 347.
 Guskow 4, 155, 261, 274, 390.

Hackländer, Friedr. Wilh. 331, 375.
 Händel 81, 341.
 Hagedorn, Friedrich v. 322.
 Hall (Schwäbisch-G.) 269 f., 366.
 Hallberger (Verlag) 260.
 Halle'sche Jahrbücher 156, 178,
 261, 295, 331.
 Hamburg 294.
 Hardegg, Hermann 18, 61, 123,
 186, 205, 260, 295, 297, 346, 394.
 Harleß, Gottl. Christoph Adolf v.
 274.
 Hartlaub, Agnes 195 f., 205.
 — Constanze 194 f.
 — Wilhelm 31, 33, 37, 39, 41,
 49, 74, 80, 86 ff., 91, 95, 106,
 112, 129, 159 f., 180 f., 183 f.,
 186, 189 f., 192, 193—196, 199,
 205, 218, 220, 232, 269, 271 bis
 274, 278, 281 f., 289, 292 ff.,
 296 ff., 306, 318 f., 325, 336, 341 f.,
 345, 347, 353, 366, 371, 373 ff.,
 382, 386 f.
 Hartmann, Julius, Diaconus 181,
 186.
 — Eduard v. 364.
 — Moriz 371.
 Hauff, Wilhelm 47, 52, 82, 94,
 106, 155, 213, 248, 315.
 Haug, Joh. Christoph Friedrich
 24, 40.
 — Karl Friedrich 48.
 Haydn 81, 194, 359.
 Hebbel 167, 212, 264 f., 336 f.
 Hebel, Joh. Peter 183, 282.
 Hegel 4, 25, 47 f., 186, 229, 273,
 365.
 Hehl, Madame 68.
 Heidelberg 64 f., 196, 333, 367.
 Heilbronn 196, 275.
 Heine 4 f., 21, 37, 80, 123, 143,
 155, 179, 245, 257, 262 f. 265,
 274, 331.
 Helm, Brauereibesitzer in Ludwigs-
 burg 63.
 Hemfen, Wilhelm 157, 311, 325,
 327, 339, 347.
 Hengstenberg, Ernst Wilhelm 186.
 Herder 79, 238, 246, 315.
 Hermippus 355.
 Herx, Wilhelm 220, 335.
 Herwegh 47, 225, 264, 273 f.
 Hetsch, Louis 54, 81, 105, 117, 122,
 196, 262, 325, 365.
 Heyse, Paul 157 f., 160, 163, 220,

- 239, 243, 257, 290, 333 ff., 347, 368, 371.
 Hocheisen, Karl Gustav 81, 103.
 Hölberlin 28, 32, 40, 47, 52, 57 ff., 79, 91, 123 f., 144, 151, 179 f., 231, 240, 244, 364 f., 372, 386.
 Hölty 37, 175, 242.
 Hoffmann, C. T. M. 80, 118, 123, 138 ff., 143, 147, 155, 207, 209 ff., 307, 314, 324, 358.
 — Wilhelm 187.
 — 'sche Verlagsbuchhandlung 325 f.
 Hoffmannsthal, Hugo v. 316.
 Hogarth 143.
 Hohenasperg 20, 51, 120, 196.
 Hohenheim 111.
 Homer 77, 79, 87, 136, 219 f., 248 f., 282, 286.
 Hopfen, Hans 355.
 Horaz 178, 219, 248 f., 252, 322.
 Humboldt, Alexander v. 274 f., 283.
 Hutten, Ephorus des Uracher Seminars 31.
 Jffland 191.
 Immermann 4, 103, 137, 213, 240, 390, 399.
 Jacobs, Fr. 327.
 Jahn, Otto 320, 341.
 Jensen, Wilhelm 355.
 Joachim, Joseph 360.
 Jung, Ferdinand 18.
 Käferle, Christian 80, 345.
 Kallinus 219.
 Kant 9, 48.
 Karl, Kronprinz von Württemberg 282 f., 295.
 — Herzog von Württemberg 11, 54.
 Karlsruhe 205.
 Rauffmann, Emil 63, 262 f., 393.
 — Ernst Friedrich 18, 53, 61, 63, 67, 81, 98, 112, 196, 214, 216, 227, 262, 275, 280, 305, 325, 346, 393.
 — Marie f. unter Lohbauer.
 Raubach, Wilhelm v. 330, 360.
 Rauser, Rudolf 216 f.
 Rayser (Photograph) 354.
 Keller, Adelbert (v.) 219.
 — Gottfried 150, 164 f., 178, 212 f., 248, 264 f., 331 f., 341, 375 f.
 Kepler 47.
 Kerner, Justinus 4, 11 f., 15, 18, 48 f., 80, 85, 91, 113, 115, 118, 121, 123, 139, 143, 149, 191, 195, 197—202, 214 f., 237, 240, 265, 270, 275, 294, 345 f., 371, 393.
 — Karl Friedrich 112, 121, 186.
 — Kiefele 191, 200.
 Kiehmeyer, Karl Friedrich 349.
 Klaiber, Julius 160, 162, 248, 328 f., 332, 335, 347, 356.
 Kleist, Heinr. v. 35, 141, 143, 167.
 — Ulrike v. 35.
 Klopstock 40, 176, 240 f.
 Knapp, Albert 47, 124, 258, 355.
 Kölner Domabau 273.
 Königen 94 ff.
 Köster, Albert 164.
 — Maler in Heidelberg 65.
 Köstlin, Professor in Urach 49.
 — Reinhold 261, 331.
 — Rektor in Nürtingen 404.
 Konewka, Paul 354, 369.
 Kogebue 124.
 Kraus und Hoffmann (Verlag) 327.
 Krauß, Hofrat Dr. med. 275.
 — Rudolf 63, 304, 356.
 Krehl, Vottchen 204, 275, 344.
 Krübener, Barbara Juliane Freifrau v. 75, 387.
 Kugler, Franz 158, 325.
 Kuh, Emil 332, 390, 404.
 Kurz, Heinrich 288, 331 f., 374.
 — Hermann 26, 37, 47, 120, 144, 149, 156, 162, 165 f., 174, 185, 199, 201, 202 f., 205, 208, 210 ff., 215 f., 218 ff., 233, 238, 240, 243, 246, 260 f., 272, 294, 306 f., 309, 313, 367 f., 371, 376.
 — Isolde 73, 169, 368, 376.
 Lachapelle 356.
 Lachner, Franz 215, 331.
 — Ignaz 204, 215 f.
 Lamartine 278, 340.
 Lang, Wilhelm 99.
 Langenscheidt (Verlag) 329.
 Lauffen a. N. 365.
 Lavater 124.
 Leibniz 256.
 Lenau 200 f., 228, 264 f.
 Leo, Heinrich 273.
 Leonberg 118, 298.

Lessing 186, 319, 329.
 Leuthold, Heinrich 220, 250.
 Leutrum, Graf 130.
 Lichtenberg, Georg Christoph 80,
 124.
 Liebig, Justus v. 330.
 Liliencron, Detlev v. 263, 376.
 Lindau am Bodensee 344.
 Lindpaintner, Peter Joseph v. 204.
 Lingg, Hermann v. 265. 339 f.
 List 361.
 Löwe, Theodor 299.
 Logau 124.
 Lohbauer, Marie 67, 98, 191, 393.
 — Rudolf 18, 51, 53, 60 f., 63
 bis 66, 69, 80, 99 f., 115 f., 121,
 123, 134, 136, 214, 231, 275,
 318, 365, 393.
 Lorch 159, 353—363.
 Ludwig I., König von Bayern 105.
 — Eugen, Herzog von Württem-
 berg 11.
 — Kgl. Leibarzt 270.
 Ludwigsburg 8, 11 f., 17 f., 24,
 52, 61, 63, 70, 81, 99, 120, 203,
 213, 269, 343, 358, 363, 367.
 Lütke, Wilhelm 367.
 Luther 7 ff., 187, 342.

Maack, Bildhauer 117.
 Mährlen, Elisabeth 298, 348.
 — Johannes 32, 37, 54, 81, 89,
 94—98, 101—105, 109, 111 ff.,
 115 ff., 119, 123—126, 129 f.,
 149, 156, 192, 196, 260, 274,
 280, 297 f., 306, 345, 362, 365,
 382, 386.
 Märklin, Christian 193, 393.
 — Prälat 204.
 Maeterlinck 142, 316.
 Marie, Prinzessin von Württem-
 berg 192, 283.
 Marktgröningen 18.
 Matthiesson 40, 79. 243.
 Maulbronn 17, 39.
 Maurer, Aug. Wilhelm 33.
 Maximilian, König von Bayern
 330, 335.
 Mayer, Karl 178, 187, 200 f., 207,
 258, 340, 345, 348, 356, 365,
 371, 374.
 — (Sohn) 200.
 Mehlhorn, Friedrich 327.
 Meibom 231.

Meier, Ernst 237, 313.
 Memminger, Joh. Daniel Georg
 283, 313.
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 216,
 262, 280.
 Mengen 98.
 Menzel, Wolfgang 3, 100, 156,
 201, 347.
 — 's Litteraturblatt 100, 156, 261,
 298.
 Mergentheim 181, 193, 203 f.,
 270, 273, 275 f., 280 f., 290,
 295, 297 f., 304. 344, 373.
 Meßler (Verlag) 218, 317, 372,
 395.
 Meyer, Conrad Ferdinand 256,
 323 f.
 Meyer, Maria (Peregrina) 62—
 77, 133 f., 154, 277, 386 ff.
 Michaelis, Julie 59.
 Miller, Joh. Martin 41.
 Minckwitz, Johannes 288, 331 f.
 Müchmühl 177.
 Möhringen 92 ff., 98.
 Mörike, Eduard. Werke:
 Anacreon 327—330.
 Bauer und sein Sohn 211 ff.,
 317, 362.
 Blinde Mädchen 105.
 Blumenlese, Klassische 218, 326 ff.
 Engto 103 f.
 Fest im Gebirge 217 f., 304.
 Gedichte 39—42, 52 f., 71 ff.
 (Peregrina), 82 ff., 108 f. (Luise
 Hau), 127, 206 f., 225—266,
 277 f. (Gretchen), 292 ff. (2.
 Auflage), 304 f. (Gretchen),
 317 (3. Auflage), 356 f., 370 ff.
 (4. Auflage).
 Gelmeroth, Lucie 11, 18, 166 bis
 170, 206, 208 f., 211, 284, 315,
 317, 319, 362, 384.
 Garrower, Miß Jenny (s. auch
 Lucie Gelmeroth) 127, 166,
 211.
 Guckelmannlein, das Stuttgarter
 118, 120, 259, 289 ff., 306 bis
 314, 318, 333, 337, 346, 356,
 362 ff.
 Jahrbuch schwäbischer Dichter
 und Novellisten 206, 260.
 Jballe vom Bodensee 18, 83, 271,
 280—289, 291 f.
 Jekerte, Hand der 315 ff.
 Jris 166, 210 f., 213, 216.

- Rupferschmied von Rothenburg
f. Silberne Kugel.
- Sau, Historie von der Schönen
810 f., 813 f., f. auch Fugelmännlein.
- Maler Nolten 1, 13, 15 ff., 18 f.,
24, 35, 43, 51 ff., 58, 60, 62,
70—75, 77 ff., 81, 92, 94, 99 f.,
104, 108, 110, 112—125, 127,
130, 131—166, 168 ff., 173,
177, 201 f., 206—209, 211, 213,
228 f., 241, 248, 250, 259, 261,
318 f., 321, 323 f., 332, 358,
364, 370, 372 f., 377, 383 f.,
389—392.
- Mozart auf der Reise nach Prag
80, 138, 170, 211, 219, 246,
258, 291 f., 317—325, 330, 334,
356, 366, 368, 377.
- Orplid, Der letzte König von
79, 83 f., 104, 143, 147 ff., 154,
159, 163, 211, 213 ff., 339.
- Regenbrüder 202, 204, 211,
213—217.
- Schag 206—211, 307, 314, 317,
319.
- Silberne Kugel, Geschichte von
der S. R. oder der Kupfer-
schmied von Rothenburg 289
bis 292, 306, 310.
- Spillner 84, 104.
- Vier Erzählungen 210, 213, 317,
372.
- Waiblingers Gedichte in Aus-
wahl 221 f.
- — Vorfahren 6 ff., 193.
Sein Großvater 8.
Sein Vater 8 ff., 20 ff., 40,
48, 383.
Seine Mutter 8 ff., 16, 20
bis 23, 26, 34 f., 86 f.,
92, 95 f., 101 f., 110, 120,
129 f., 173, 177 f., 187,
189 f., 192, 216, 227, 232,
363 f.
- Seine Geschwister.
Adolf 14, 34, 80, 111, 192.
August 14, 34, 62, 86, 93.
Karl 8, 13 f., 22, 33 f.,
86, 95—98, 105, 111 ff.,
120 ff., 191 f., 196, 214,
332.
Klara 14, 86, 110, 120,
128, 159 f., 173, 177,
180, 183, 187, 189, 190 f.,
194, 204, 269 f., 275 bis
279, 294—298, 304,
342 ff., 346, 348, 354,
356, 358, 366, 373 f.,
382, 386, 393.
Louis 14, 34, 98, 110, 112,
192, 204, 275, 295 f.,
344 f.
- Luis 8, 13, 19, 34 f., 60 ff.,
64—69, 86 f., 93, 133,
191, 382, 386.
- Seine Gattin, Gretchen geb.
v. Speth 158 ff., 276 bis
281, 285, 293 f., 296 f.,
304 f., 341—346, 353 f.,
362, 372 ff., 381 f.
- Seine Kinder.
Fanny 305 f., 318, 330,
332, 346, 354, 357, 372 f.
404.
Marie 305 f., 318, 330,
332, 346, 354, 364, 373,
402.
- Möri(c)te, Dörchen 86, 127.
— Heinrich 96.
— Dr. Karl 192 f., 345.
— Marie, geb. Seyffer 193.
— Obertribunalprocurator 98, 117.
- Möttlingen 270.
- Molière 274.
- Mommien, Theodor 156, 392.
- Moreau 12.
- Morik, Regisseur am Hoftheater
in Stuttgart 216.
- Moschos 219, 249, 326.
- Mozart (f. auch „Mozart auf der
Reise nach Prag“ unter Eduard
Mörike) 80, 99, 175, 177, 194,
214, 275, 318, 341, 344, 347,
349, 359.
- Müller, Wilhelm 53, 265.
— Wolfgang von Königswinter
338.
- Münch, Ernst 387 f.
- München 98.
- Napoleon 52, 114, 273, 297.
- Nast, Wilhelm 81, 86, 275.
- Naue, Friedrich 362, 369.
- Neuenstadt a. R. 7 f., 130, 173,
186, 193, 345, 372.
- Neuffer, Christoph Friedrich Lud-
wig 21 f., 62, 94, 96, 101, 384.
— Chrn. L. 40, 242 f.

Neuffer, Klärchen 21, 38, 62, 82, 94 f., 201.

Neureuther, Eugen 282, 372.

Niendorf, Emma v. 201, 204.

Niethammer, Marie 200.

Nisle, 206, 211.

Nissen, 319.

Notter, Friedrich 18 f., 51, 75, 120, 156, 205, 273, 305, 326 f., 332, 345, 347, 370 f.

— Caroline, verw. Schmidlin 197, 347.

Novalis 33, 36 f., 40, 143 f., 211, 221, 235, 242, 245, 316.

Nübling's Schreibkalender 271.

Nürtingen 86, 92, 94, 110, 122, 344, 363—366.

Oberboihingen 92.

Ochsenwang 119 f., 123, 129.

Oesterberg 53, 59, 113.

Oethlingen 129.

Oetinger 355.

Offenburg 345.

Olmütz 273.

Orplid (f. auch „Der letzte König von Orplid“ unter Ed. Mörike) 78 f., 84, 104, 239, 315, 359.

Ossian 41, 59, 79.

Owen 109—116, 129, 348, 364.

Owenus 124.

Palästina 178, 183.

Paul, Jean 33, 40, 64, 73, 80, 87, 113, 123, 139, 142, 150.

Paulus, Eduard 369.

Pecht, Friedrich 337 f.

Peregrina f. Marie Meyer.

Perty 355.

Pfaff, Karl 313.

Pfau, Ludwig 160, 375.

Pfizer, Gustav 218, 260, 280.

Plummern 102 ff.

Platen, Aug. Graf v. 123, 220, 250, 253, 265.

Plattenhardt 106—109, 364.

Plinius D. J. 178.

Preffel, Archidiaconus in Tübingen 59, 113, 347.

— Friedrich 347.

— Gustav 262.

Bruch 264.

Pürfelgut 296.

Raabe, Wilhelm 292, 323 f., 355.

Rabausch 199.

Raimund, Ferdinand 149, 214.

Ramler 219, 221, 249, 322, 327.

Raphael 360.

Rapp, Ernst, Pfarrer 367, 369.

Rau, Luise 106—110, 112, 114 f., 119 f., 126, 127 ff., 133 f., 136, 154, 173, 177, 230, 277, 294, 364, 382.

Raumer, Friedrich v. 102 f.

Raupach 389.

Regensburg 296 f.

Reimer (Verlag) 115 f., 221 f.

Reinbeck 204.

Reinhard, Graf 28, 47, 198.

Reinhold, C. f. Reinh. Röstlin.

Renner, Major 275.

Renz, Pfarrer zu Röttingen 94 f., 110, 156.

Rheinwald 84.

Richter, Ludwig 180, 182, 252, 288, 337, 370.

Rietchel 288.

Rinderfeld 186.

Rittgraff 291.

Rösch, Wilhelm 377.

Röthenbach 345.

Roth, Prof. am Gymnas. illustre zu Stuttgart 25.

Rothenburg a. d. Tauber 289 f.

Roussseau, J. J. 124, 237.

Rüdert 123, 196, 241, 252, 264 f.

Rümelin, A. 365, 368.

Sachs, Hans 117, 124, 247, 252, 311.

Sachsenheim, Hermann v. 313.

Santiz 283.

Saliz 79.

Sand, Karl 51.

Schack, Adolf Friedrich v. 338, 370.

Schaffhausen 69, 192, 270, 275.

Schall, Pfarrer 129.

Schapbach 275, 345.

Scheer 86, 96 ff.

Scheffel, Jos. Viktor v. 291.

Schelling 9, 24 f., 47 f., 124, 187, 198, 235, 273, 347 f., 364.

Scherer, Georg 347.

Scherzer 262.

Schicksalstragödie 139.

Schiller 5, 12, 18, 20, 29, 37, 40 f.,

- 61, 77, 79, 86, 91, 98, 105, 109, 126, 137, 144, 146, 165 f., 176, 179 f., 204, 218, 227, 232, 236 f., 244, 272, 304, 313, 317, 340, 354, 382.
 Schiller's Vater 12, 176.
 —'s Mutter 176 ff., 190 f.
 —Stiftung 331.
 Schläger 275.
 Schleiermacher 49, 186, 189, 239, 242, 274, 340.
 Schleswig-Holsteinsche Frage 341.
 Schmid, Joh. Christoph 311.
 — Pfarrer, Gatte Klärchen Neufers 62, 94.
 Schmidlin, Pfarrer zu Bürg 186, 197, 269, 271.
 — Caroline 197, 347.
 Schmidt, Erich 250.
 — Julian 331.
 Schöll, Adolf 81, 371.
 Schönbach, Arnold C. 248.
 Schönhuth, Ottmar 275.
 Schopenhauer, Arthur 227, 340.
 Schott, Andr. Heinr. 48.
 Schreiner, J. G. 76, 345.
 Schubart 17, 20, 384.
 Schubert, Franz 262 f., 359.
 Schulze, Ernst 214.
 Schumann, Robert 263, 377.
 Schwab, Gustav 24, 32, 49, 79, 97 f., 103, 106, 115, 120, 123, 146, 149, 156, 184, 196 f., 206, 281, 283, 299, 347.
 — Sophie 197.
 Schweigler 273, 345.
 Schweizerbart 116, 157, 180, 211, 219, 282, 307, 317, 371, 395.
 Schwend 219, 282.
 Schwind, Moriz v. 169, 175, 196, 211, 213, 230, 252, 256, 311, 329, 331, 349, 356, 358—365, 367, 371, 382.
 Scott, Walter 137, 144, 146, 155, 274.
 Sedan 365.
 Seeger, Ludwig 371.
 Sévigné, Madame de 356.
 Seydelmann 117.
 Shaftespeare 33, 40, 57, 76 f., 79, 85, 103, 113, 147 ff., 155, 185, 220, 246, 298, 304, 341, 358.
 Sigel, Emilie 191, 393 f.
 Sigwart 48.
 Simrod 331, 335.
 Sonthheim 179, 196, 275.
 Späth, Lotte 69, 365.
 Spee 278.
 Speidel, W. 262.
 Speth, Gretchen v., f. Gretchen Wörke.
 — deren Familie 275 f., 279, 281, 296 f., 304, 342.
 Spielhagen, Friedrich 137, 152.
 Spindler, Karl 100, 155.
 Spinoza 48, 124, 235.
 Stahr, Adolf 288.
 Start, R. Bernhard 328.
 Stetten im Remthal 120.
 Steudel 49, 187 f.
 Stifter, Adalbert 178.
 Stilling, Jung- 79, 81.
 Stöckenburg 366, 373.
 Storm, Theodor 156 ff., 160 f., 182, 191, 196, 230, 235, 239, 245, 256, 259, 264 f., 271, 284, 293, 305, 309, 312 f., 317, 324 f., 333 f., 336, 341, 371, 376, 382, 391.
 — Constanze 334.
 Straub, Lorenz 339.
 Strauß, David Friedrich 4, 18, 47, 49, 58, 61, 81, 117, 149, 156, 166, 186 f., 189, 191, 196 f., 211, 221, 229 f., 240, 266, 275, 294, 305, 307, 314, 332, 345, 357, 367, 371, 392 ff.
 — Agnese geb. Schebest 179, 196, 275.
 Stubenrauch, Amalie v. 299.
 Stuttgart passim.
 Sudom, Oberst Freiherr v. 201.
 — Emma v., f. Riendorf.
 Süskind 50, 94, 129.
 Tafel 48.
 Tartini 118.
 Tauber 204, 289.
 Tausend und eine Nacht 276, 315.
 Tied 120.
 Teinach 270.
 Thäter, Julius 288.
 Theognis 219, 249.
 Theofrit 219 f., 236, 249 f., 282, 286, 310, 326 f., 329.
 Thudichum 329.
 Tibull 219 f., 236, 249, 257.
 Tied, Ludwig 80, 98, 115, 121, 123, 139 f., 144, 201 f., 207,